

Landesbibliothek Oldenburg

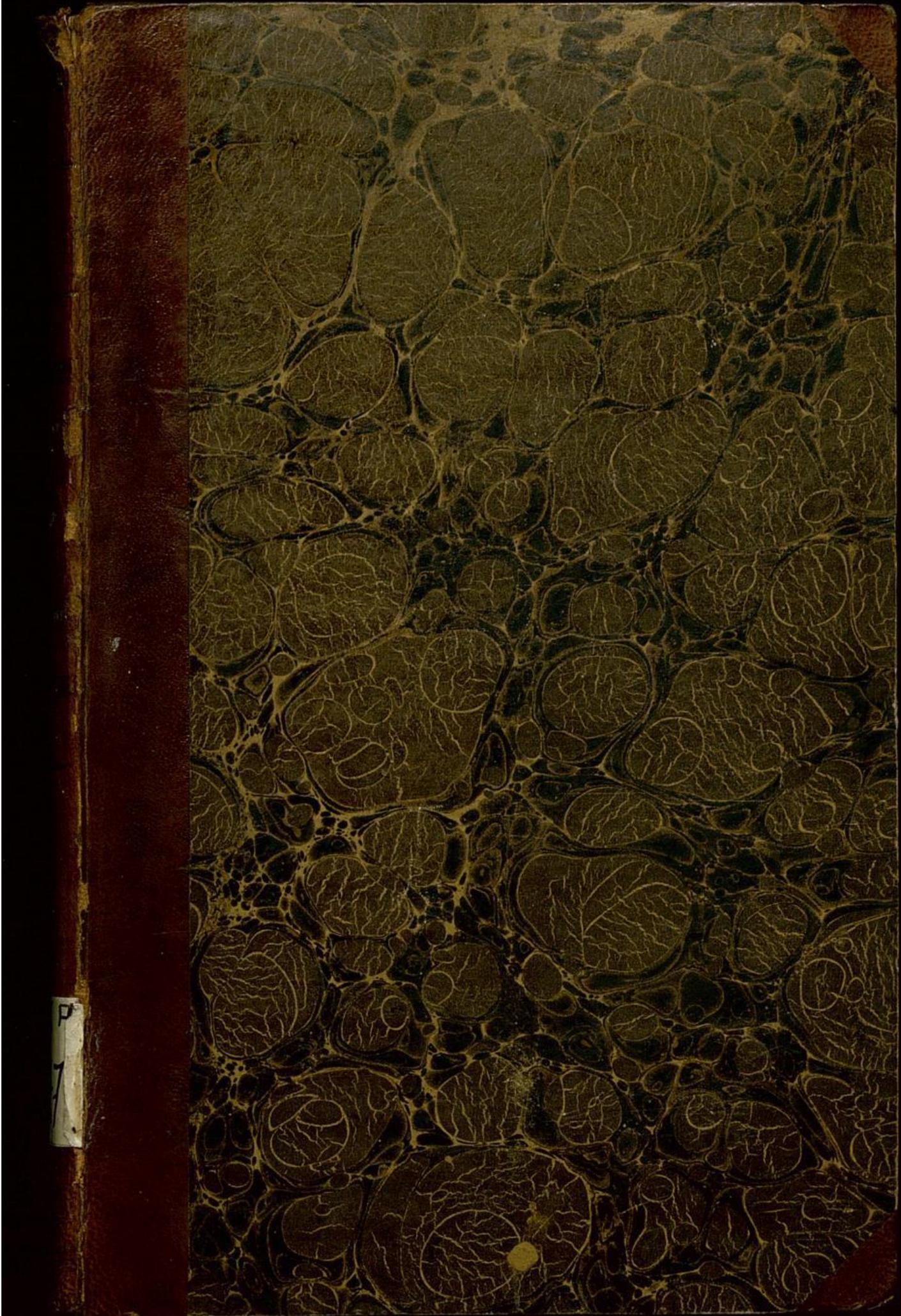
Digitalisierung von Drucken

**Kriegs-Abenteuer und Erlebnisse in Deutschland, der
Schweiz, Spanien, Rußland und Frankreich während des
Zeitraums von 1805 bis 1815**

Simon, Johann Nikolaus

Oldenburg, 1849

urn:nbn:de:gbv:45:1-7566



Simon

Kriegs-

Abenteuer

e IX A

347

Geschicht. IX.

A

347

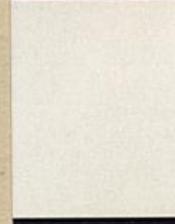


Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

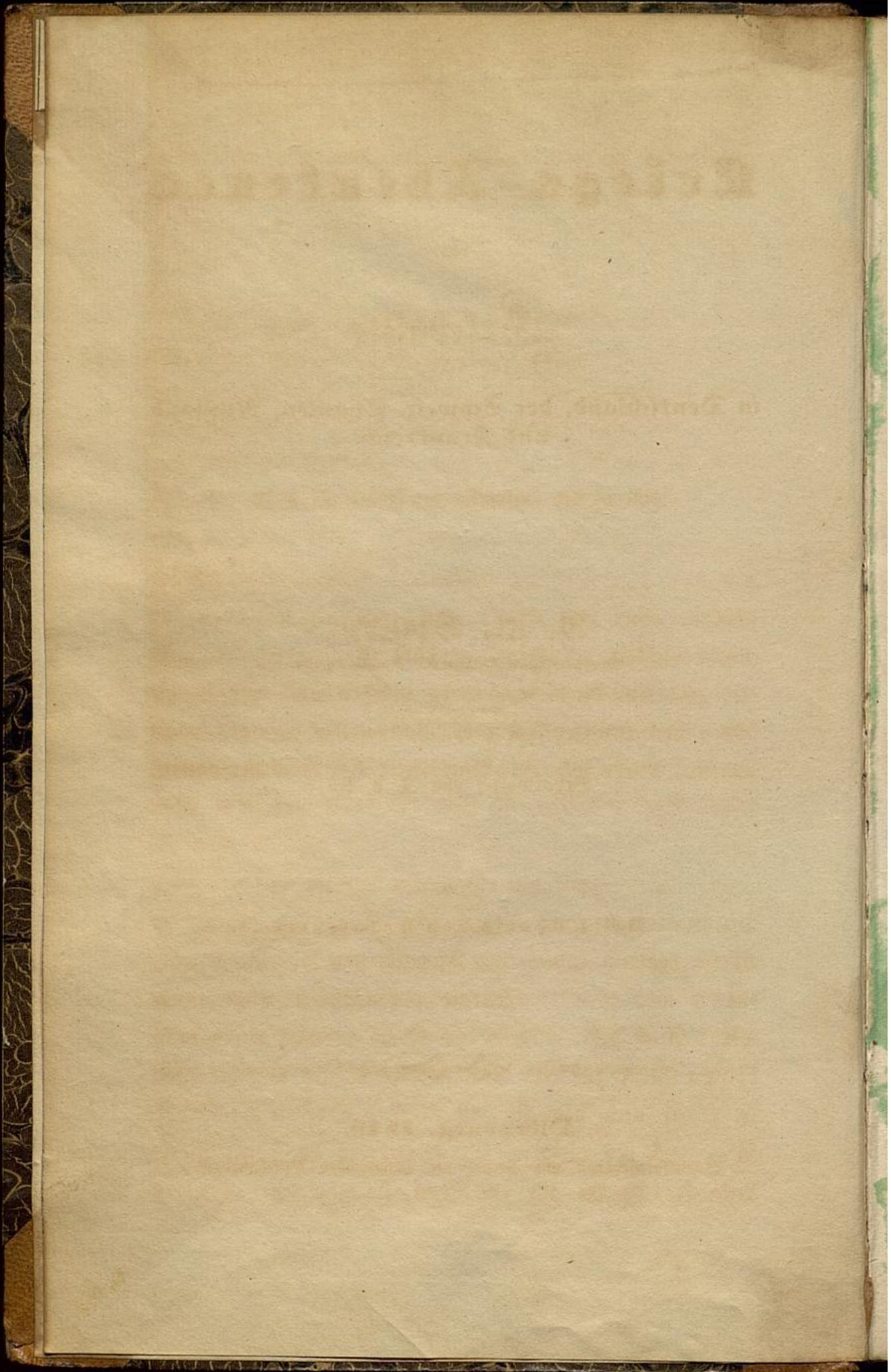
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
								





Kriegs-Abenteuer

und

Erlebnisse

in Deutschland, der Schweiz, Spanien, Rußland
und Frankreich

während des Zeitraums von 1805 bis 1815.

Johann
Von
J. M. Simon,

Großherzoglich Oldenburg. Kammerdiener.

Bevortwortet von A. v. Rff.

[*Alexander von Reuenkampff*]

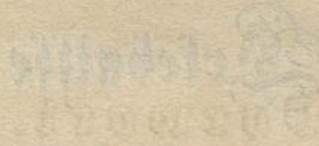
Mit 1 Charte von Catalonien.

Oldenburg, 1849.

Schnellpressendruck und Verlag der Schulzischen Buchhandlung.
(W. Berndt.)

9. 1/2

Handwritten title, likely 'Handbuch der Geschichte Spaniens, Portugal's und Frankreichs'.



Handwritten text, likely the title and author information.

Handwritten text, likely the date of publication.



Handwritten text, likely the author's name.

Handwritten text, likely the title or subject matter.

Handwritten text, likely the publisher's name.

Handwritten text, likely the publisher's address and contact information.



Vorwort.

Gott grüß euch Alter!
Schmeckt das Pfeifchen?

Wer hat je einen alten Braven im Kreise aufmerksamer Zuhörer gesehn und ihn seine Kriegs-Erlebnisse mit aller Wärme erhebender Erinnerung erzählen gehört, ohne von Theilnahme erwärmt und von der Treuherzigkeit des Alten gerührt zu werden? Auch er hat geholfen, die Geschichte zu machen und nur zu oft das Leben eingesetzt, um es nicht endlich gewonnen zu haben. Nicht wie ein Glücksbitter hat er es gewonnen, nicht Gold und Ehre ist ihm zu Theil geworden, aber nach so sturmbewegtem Leben, wie süß ist ihm die Ruhe des Alters! wie befriedigt waltet er in seinem Blumengarten! wie glänzt sein Auge am Abend im Kreise begierig lauschender Jugend, der er seine Kriegsthaten mit beredter Wärme vorzuführen nicht müde wird! Auch das bescheidenste Glück vermag ein wirkliches Glück zu sein, und wirklicher, als was die Welt so nennt und dem sie mit tausend Opfern nachstrebt. War doch des vielgereiften Bernardin de Saint Pierre beste Frucht der im russischen Kriegsdienste verlebten

Jahre die Ueberzeugung, qu' on trouvait rarement le bonheur en cherchant la fortune.

Der hohe schlanke Greis mit den Kriegszeichen auf der Brust, der in diesem Buche Details seines Lebens auf dringendes Zureden seiner Zuhörer gibt, wie auf den angelegentlichen Wunsch des nun verewigten Generalmajors Wardenburg, des Unterzeichneten und manches andern gleichzeitigen Kriegsgenossen, wird nicht weniger die Theilnahme des Lesers in Anspruch nehmen, der es versteht, den Autor sprechen zu hören, und selbst der Geschichtschreiber kann veranlaßt werden, am einen oder andern abgerissenen Detail eine weitere Fortsetzung anzuknüpfen, denn des Verfassers Lebensweg führte ihn nach Spanien damals, als Napoleon dem Lande einen König gab, nach der Schweiz und Frankreich und endlich durch die Wälder Rußlands nach Deutschland und wieder nach Frankreich in den Jahren 1813, 1814 und 1815. Jene Jahre sind denkwürdig genug, um auch in diesem Kolorit zu fesseln. Möge auch das Lächeln des Lesers ein freundliches sein!

Oldenburg, Sept. 1848.

N. v. Nff.

Kapitel I.

Mein Leben und meine Schicksale in spanischen Kriegsdiensten
von 1805 bis 1811.

Ich heiße Johann Nicolaus Simon und bin am 11. November 1786 zu Heinfeldt in Rheinbaiern geboren. Mein Vater, der zu Heinfeldt Rathsherr war, starb schon vor meiner Geburt am 4 October, und meine Mutter kurze Zeit nachher, am 26. December desselben Jahres.

Nach meiner Eltern Tode wurde ich von meiner Mutter Bruder erzogen, in dessen Hause ich bis zu meiner Confirmation blieb. Als nun die Zeit heran kam, wo ich anfing, mich in die Welt hinauszusehnen, und ich glaubte, der geeignete Zeitpunkt sei jetzt gekommen, bat ich meinen Onkel, der zu gleicher Zeit mein Vormund war, mir Geld zu anständiger Kleidung und zur Reise zu geben. Meine Bitte wurde aber nicht erfüllt, und der Onkel hatte auch seine triftigen Gründe dafür, da für einen jungen Menschen in jener kriegerischen Zeit nicht gut reisen war. Auf meine wiederholten dringenden Bitten, und weil ich dem Onkel vorstellte, ich wollte nur nach Frankreich

reisen (das linke Rheinufer war schon an Frankreich abgetreten) und mich zur Conscription pünktlich wieder einstellen, gab er endlich nach. Frohen Herzens, meinen Wunsch erreicht zu haben, eilte ich nach Speyer, mir einen Paß zu holen. Auf die Frage des Präfekten, wo ich denn hin wolle, war ich schon verschlagen genug, ihm zu antworten: vorläufig will ich nach Paris, und wenn dann die Zeit heran kommt, Soldat zu werden, will ich unter Napoleons siegreichen Fahnen kämpfen. „Da thust Du wohl daran, mein Sohn,“ erwiderte er mir, „ich will Dir einen Paß ausfertigen.“ Als ich ihm meine 2 Franken Gebühren bezahlt hatte, wünschte er mir glückliche Reise und ich kehrte vergnügt zur Heimath zurück.

Mein Onkel gab mir jetzt Reisegeld, und nachdem er mich ermahnt hatte, ich solle stets Gott vor Augen haben, mich gut aufführen, und wenn ich Soldat werden müsse, mich pünktlich wieder einfinden, nahm ich mit schwerem Herzen Abschied von meiner Tante und 5 Geschwistern, worauf ich am 12. September 1805, Morgens 7 Uhr, meine Reise auf gut Glück antrat.

Ich nahm zunächst meinen Weg über Landau, Kronweissenburg, Hagenau nach Straßburg, wo ich zwei Tage blieb, um zu überlegen, wohin ich mich nun wenden wolle. Anstatt aber nach Paris, wie ich dem Präfekten in Speyer gesagt hatte, schlug ich den Weg nach Colmar und Mühlhausen ein, wo ich wieder zwei Tage blieb, um mich zu erkundigen, wie und wo ich wohl am besten über den Rhein käme. Obgleich ich nun von mehreren Seiten gewarnt wurde, mich vorzusehen, da längst des Rheins eine Douanenkette stände, ließ ich mich doch nicht abschrecken, sondern ging, fest entschlossen, meinen Zweck zu erreichen, auf den Rhein zu, wo ich mich in einem Busche in der Nähe desselben hinsetzte, um eine günstige Gelegenheit abzuwarten. Als ich nun, in Gedanken vertieft, da saß, wurde ich durch einen Reiter, anscheinend ein Kaufmann, aufgestört,

der mich, als er sein Pferd angehalten hatte, theilnehmend fragte: „Was fehlt Ihnen, junger Herr?“ Obgleich ich die Verlegenheit, worin ich mich wirklich befand, ableugnete, war er jedoch zu viel Menschenkenner, sich dadurch täuschen zu lassen, sondern drang nur um so mehr in mich, ihm die Ursache meines Kummers zu entdecken. Durch sein theilnehmendes Wesen zutraulich gemacht, schilderte ich ihm zuletzt meine hilflose Lage, und bat ihn, wenn er mir nicht helfen könne, mich wenigstens nicht zu verrathen. Er zeigte mir darauf einen Punkt am Ufer des Rheins, wo Douanen ständen, und rieth mir, diesen meinen Paß vorzuzeigen; würden sie mich nun nicht passieren lassen, so sollte ich ungefähr 100 Schritte durch den Weidenbusch zurückgehen, wo ich an einen Fußpfad gelangen würde, dem ich nachgehen solle. In nicht großer Entfernung würde ich dann einen Schiffer antreffen, der mich für ein gutes Trinkgeld in seiner Fölle hinübersetzen würde. Ich dankte dem Reisenden herzlich für seine Theilnahme, worauf er mich verließ und ich den Weg auf den Douanenposten zu einschlug. Wie schon mein gütiger Reisender vermuthet hatte, wiesen mich die Douanen zurück; der Schiffer mit seiner Fölle war also jetzt meine einzige Hoffnung. Nach einigem Suchen traf ich denselben glücklich an. Er forderte mir für die Ueberfahrt einen Thaler ab, den ich ihm bewilligte. Ich mußte mich nun platt in die Fölle niederlegen, um nicht von den Douanen gesehen zu werden. Ungefähr auf die Mitte des Rheins gekommen, wurde uns plötzlich „Halt!“ zugerufen. Die Douanen hatten Verdacht geschöpft, und als der Schiffer sich an nichts kehrte, sondern ruhig fortruderte, wurde von drei Douanen scharf gefeuert. Ohne jedoch im geringsten verletzt zu werden, erreichten wir das jenseitige Ufer, und froh, mein erstes Reiseabenteuer so glücklich überstanden zu haben, lenkte ich meinen Wanderstab weiter über Offenburg, Rastadt, Karlsruhe, Bruchsal nach Hei-



delberg, woselbst ich einen Verwandten (Mutterbruder) aufzusuchen beschloß. Der Onkel, bei dem ich einige Wochen verweilte, fragte mich natürlich nach dem Zwecke meines Umherwanderns, und ich antwortete ihm, um nicht durch die Conscription zum Kampfe gegen das Vaterland gezwungen zu werden, sei es meine Absicht, nach Pesth zu einem Vatersbruder zu gehen. Der Onkel billigte dieses Vorhaben seines patriotisch gesinnten Neffen gänzlich und unterstützte seine zusammengeschmolzene Kasse freigebig durch Reisegeld.

Mein Weg führte mich von ihm über Eberbach am Neckar durch den Odenwald nach Haibach, von da über Bischofshain nach Würzburg. Der Wirth „Zur goldenen Sonne,“ bei welchem ich hier logirte, forderte mir meinen Paß ab, um denselben auf dem Polizeibureau vorzuzeigen. Am andern Morgen verkündete mir der Polizeiinspector, mit meinem französischen Passe könne ich nicht weiter reisen, vielmehr sei er gezwungen, mir denselben nach Aschaffenburg zurück zu visiren. Er könne gar wohl denken, setzte der freundliche Mann hinzu, daß ich der Conscription zu entgehen trachte; doch so gern er möchte, sei er nicht im Stande, mir zu helfen; nur den Rath wolle er mir ertheilen, daß ich mir an einem andern Orte einen andern Paß verschaffen möge.

Mir blieb daher nichts Anderes übrig, als ihm zu danken und auf Aschaffenburg loszusteuern. Als ich unterwegs in einer Nachtherberge mein Abendbrod verzehrte, traf noch ein Reisender ein, von welchem ich im Verlaufe des Gesprächs erfuhr, daß auch sein Reiseziel Aschaffenburg sei. Wir beschloßen, Gesellschaft zu machen, und suchten bald gemeinschaftlich unser Nachtlager in Ermangelung der Betten auf dem Heuboden auf. Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde sah ich vier mit einer Laterne versehene Bauern sachte zu uns heranschleichen und mit den Worten: „sie schlafen noch nicht fest!“ sich wieder

entfernen. Wir beschloffen, wach zu bleiben, da uns die Sache bedenklich vorkam. Wirklich erschienen dieselben Menschen, mit dicken Stöcken bewaffnet, nach $\frac{3}{4}$ Stunden wieder. Sowie aber der Erste den Fuß auf den Boden setzte, sprangen wir drohend auf und fragten, was sie hier zu suchen hätten. Ein solches Benehmen lag wohl außer ihrer Berechnung, denn ohne Antwort entflohen sie. Uns aber schien ein längeres Verweilen an so unheimlichem Aufenthalte keineswegs gerathen, sondern wir suchten durch eine kleine Ausgangspforte das Weite.

Bald sahen wir uns inmitten des Speffarter Waldes. Da plötzlich tönt aus dem Dickicht ein donnerndes „Halt! wer da?“ an unser Ohr, das unsern eilenden Fuß bannt. Ein Mann kommt hervor, fragt, ob wir von Würzburg kämen und mit einem Passe versehen seien. Als beide Fragen bejaht werden, giebt er uns eine Karte, mit der Weisung, dieselbe vorzuzeigen, falls wir etwa angehalten würden, man würde uns alsdann ungehindert passieren lassen. Aus diesem Zeichen schlossen wir, daß einer der Gesellen des Schinderhannes, welcher damals diesen Wald und dessen Umgegend mit seiner Bande unsicher machte, vor uns gestanden habe. Nach ungefähr zwei Stunden wurden wir abermals angehalten, diesmal folgte aber dem Befehle zum Stehen noch die Drohung, man werde im Falle der Weigerung schießen. Unsere Karte bewährte sich übrigens als sicherer Talisman.

Unsern müden Beinen that der Anblick eines Hauses wohl, welches wir binnen kurzer Zeit erreichten. Die Thüren waren geöffnet, mehrmaliges unbeantwortet bleibendes Rufen überzeugte uns jedoch, daß dasselbe von seinen Bewohnern verlassen sei, und so mußten wir schon gezwungen unsern Weg fortsetzen. Noch einmal tönte es uns „Halt! wer da?“ entgegen, noch einmal sicherte uns die Karte gegen Unbill, ehe wir zu unserer großen Freude an einem hellen Schimmer vor uns gewahrten,

daß das Ende des Waldes glücklich erreicht sei. Jetzt stieg das Bild der überstandenen Abenteuer noch einmal vor meinem Geiste auf und ich bat den Schöpfer, er möge mich in Zukunft vor ähnlicher Angst bewahren. Und doch, wie sanken diese unbedeutenden Ereignisse in Nichts zusammen gegen die Schicksale, welche nach kurzer Zeit über mich hereinstürmen sollten!

Nach dreiviertelstündigem Marsche erreichten wir endlich ein Wirthshaus, wo wir frühstückten. Das Gespräch kam auf unsere Abenteuer im Walde, und da ward unsere Vermuthung, es mit den Gesellen des Schinderhannes zu thun gehabt zu haben, durch den Wirth zur Gewißheit erhoben. Dieser setzte noch hinzu, Fußreisende hätten von den saubern Gästen eben nichts zu fürchten, aber Equipagen und dergleichen seien ihnen willkommenere Bissen.

Wir gingen jetzt über Aschaffenburg nach Silgenstadt, wo mein Reisegefährte von mir Abschied nahm, um sich seiner Vaterstadt Hanau zuzuwenden. — Ich saß in Silgenstadt in der Gaststube des „Römischen Kaisers,“ als am Abende zwischen 6 und 7 Uhr mich ein Herr mit den Worten anredete: „Sie sind wohl ein Fremder, junger Herr?“ Meiner Behauptung, ein Oestreicher zu sein, schenkte er wegen meiner Aussprache keinen Glauben. Dann fragte er weiter, ob ich vielleicht Kaufmann sei? „Nein!“ erwiederte ich, „vielmehr will ich versuchen, ob ich nicht auf diese oder jene Weise in der Welt mein Glück machen kann.“ Darauf fixirte der Fremde mich scharf, ich aber, durch das Gramen beängstigt, ging hinaus um Luft zu schöpfen. Kaum war ich im Freien, als Jener wieder an meiner Seite stand und mich aufforderte, ihm die Wahrheit meiner Lage zu offenbaren, wobei er mir jede in seiner Macht stehende Hilfe versprach.

Solche Worte machten mich stutzen, doch war ich immer noch zweifelhaft, ob ich dem räthselhaften, mir erst seit einer

Viertelstunde bekannten Manne trauen dürfe. Aber das beängstende Gefühl der Verlassenheit siegte bald über jedwede Regung des Mißtrauens, und so gestand ich dem Unbekannten, der jetzt als ein Freund in der Noth mir gegenüberstand, ich sei kein Oestreicher, sondern ein Rheinbaier, käme jetzt von Schaffenburg und wünsche nichts sehnlicher, als einen anderen Paß, welcher mich sicher durch die Schweiz nach Tyrol zu geleiten vermöge. Mit dem Versprechen, für mich sorgen zu wollen, nahm der Fremde mich wieder mit sich ins Zimmer hinein. Hier sprach er mit einem anderen Herrn, nach den oft auf mir ruhenden Blicken zu schließen, über meine Angelegenheiten, und hieß mich dann morgen zum Bürgermeister gehen, woselbst ich, was mein Begehrt, erhalten werde.

Freude ließ mich in dieser Nacht kaum ein Auge schließen.

Des Bürgermeisters Wohnung war am anderen Morgen bald gefunden. Mit hochklopfendem Herzen trat ich in das angewiesene Zimmer — und sehe mich dem Unbekannten von gestern Abend gegenüber. Ein freundlicher Bewillkommungsgruß erstickte jede sich noch in mir regende Besorgniß, daß man mich vielleicht doch hintergangen habe und nun wegen mangelnder Paßlegitimation verhaften wolle. — Dann redete der edle Mann folgendermaßen zu mir:

„Sie befinden sich in einer mißlichen Lage, mein junger Freund, der ich Sie gern entreißen möchte; denn ob auch meine Stadt dem Rheinbunde anheimfiel, blieb doch mein Herz ein Deutsches. Die strengste Verschwiegenheit Ihrerseits muß ich mir aber für meinen Beistand ausbedingen; nur ein unbedachtames Wort aus ihrem Munde und Glück und Wohlfahrt einer ganzen Familie sind dahin.“

Mein gerührtes Versprechen, lieber meinem Leben ein Ende zu machen, als mich durch Mißbrauch seiner Güte zu entehren,

befriedigte ihn, und mit dem innigsten Dank für seinen Edel-
muth nahm ich einen deutschen Paß von ihm in Empfang.

Frohen Sinnes kehrte ich in mein Logis zurück, berichtete
dem Wirthe 60 Kreuzer und wandte mich dann über Offen-
bach, Darmstadt, Mannheim (woselbst ich eine Nacht bei guten
Freunden logirte), Karlsruhe, Rastadt, Offenburg, Freiburg nach
Basel.

Hier im Gasthose „Zum wilden Manne“ versuchten es
Werbeoffiziere von drei Nationen (Frankreich, Spanien und
Holland) auf alle erfindliche Weise mich als gute Beute zu
fangen. Nur mein kräftiger Bescheid, falls ich zum Soldaten-
stande Neigung in mir verspürt hätte, würde ich dieselbe im
Dienste meines Monarchen ehrenvoller haben befriedigen kön-
nen, hielt mir die Quälgeister fern. Fast derselbe Auftritt wie-
derholte sich in Narau, welches mich die folgende Nacht beher-
bergte. Von hier aus verfolgte ich meine Reise weiter nach
Schaffhausen. Noch war ich zwei Stunden von diesem Orte
entfernt, als ein starkes, mir unerklärliches Brausen mein Ohr
berührte. Stärker und donnerähnlicher ward es, je näher ich
kam und bald blickte mein erstauntes Auge auf eins der erha-
bensten Schauspiele der Natur, auf den Rheinfall bei Schaff-
hausen. Nicht will ich versuchen, mit meiner schwachen Feder
eine Schilderung dieser Scene zu entwerfen, nur das darf ich
nicht verschweigen, daß meine überwältigten Gefühle sich auf-
lösten in den Ausbruch anbetender Bewunderung: „Herr, wie
groß und schön sind Deine Werke!“

Von Konstanz, wohin ich jetzt kam und mich über die
große Orgel der Stadtkirche verwunderte, wanderte ich den Bo-
densee entlang nach Rauschach und Feldkirchen. Als mir aber
hier der Wirth „Zum schwarzen Bären“ die Weiterreise nach
Tyrol wegen der durch tiefen Schnee unwegsamen Gebirgspfade

abrieth, kehrte ich wieder nach Rauschach zurück und ging über St. Gallen nach Zürich und von da nach Bern.

Bis dahin war mir des Schicksals Huld noch ziemlich treu geblieben; jetzt aber sollte ich von seinen Mislaunen verfolgt werden.

An den Thoren von Bern ward ich von einem Landjäger bewillkommt, welcher mich mit meinem Passe zum Polizeieinspector beordnete. Dieser Herr durchlas den Paß und fragte mich dann mit durchbohrendem Blicke und scharfem Tone, ob ich wirklich ein Oestreicher sei? — Ich antwortete mit fester Stimme, obgleich innerlich zitternd, das sei allerdings der Fall, mir jungem Menschen werde es ja nicht in den Sinn kommen, mit einem falschen Passe zu reisen. — Der vielleicht wegen meines rheinländischen Dialektes Verdacht schöpfende Polizeiherr drohte mir mit Haft und Auslieferung an die Franzosen, wenn ich nicht die Wahrheit gestände. Da gab die Angst mir Muth zu der fecken Antwort, ich werde den Schutz des österreichischen Gesandten wider ihn in Anspruch nehmen, falls er sich saumfelig in Erfüllung seiner Pflichten zeige. Nach dieser Aeußerung sprach er kein Wort mehr, sondern visirte mir den Paß nach Freiburg.

In meiner Herberge „Zum schwarzen Bären“ machten sich wieder vier spanische Werber, ein Lieutenant, ein Sergeant und zwei Unteroffiziere an mich, mir goldene Berge: ein schönes Handgeld, vom Tage meines Dienstantrittes an bis zur spanischen Grenze täglich einen Gulden und die schönste Aussicht zum Offiziersavancement versprechend. Aber ihre schönen Worte sowohl, als ihre Versuche, mich durch Wein nachgiebiger zu machen, gingen an mir verloren. Aergerlich über das Mislingen seiner Pläne, fragte mich der Lieutenant endlich, ob ich mich denn auch scheue, mit ihm auf das Wohl des Königs von Spanien anzustoßen? Dieser Bitte willfahrte ich, wünschte

dann aber den Herren eine gute Nacht und begab mich zur Ruhe. Als ich am andern Morgen um 9 Uhr zum Frühstücke ins Gastzimmer hinunter ging, hatten sich die vier Werber bereits daselbst eingefunden, und der Offizier lud mich ein, mit ihm zuerst Kaffee und dann gute Kameradschaft zu trinken. Natürlich lautete meine Antwort, besonders auf letzteren Antrag, ablehnend. Das werde ich doch wohl thun, erwiederte jener, oder ob ich mich meines gestrigen Versprechens, dem Könige von Spanien dienen zu wollen, nicht mehr erinnere? Sei ich so kurzen Gedächtnisses, so könnten die gestern empfangenen 6 spanischen Thaler, welche ich unter meiner Baarschaft finden werde, mich an mein gegebenes Wort erinnern. In höchster Bestürzung zog ich meinen Geldbeutel hervor; es fand sich kein spanischer Thaler darin; — ich fuhr in meine Taschen — und fand wahrlich sechs spanische Thaler in einer derselben. Wie dieselben hineingekommen, blieb mir für jetzt ein Räthsel; später freilich erfuhr ich, daß der schlaunen Hand des mit den Werbern einverständenen Wirthes das Vubenstück gelungen sei, aber da war es zu spät, denn schon stand mein Name unter der mir von dem Lieutenant sogleich vorgelegten Kapitulation.

Drei Tage verweilte ich mit noch 60 anderen Unglücksgefährten in dem Werberhause, während welcher Zeit mich der Gram fast keine Nahrung zu mir nehmen ließ. Endlich jedoch besiegte das leichte, jugendliche Blut den Trübsinn, zu welchem Siege vielleicht auch die täglich 60 Kreuzer betragende Löhnung ihr Theil beitragen mochte.

Am dritten Tage nach der Enrollirung traten wir unsern Marsch von Bern aus unter Anführung eines Offiziers und Sergeanten über Freiburg, Lausanne, Genf, Grenoble, Montpellier nach Perpignan an. Wir konnten während des ganzen Marsches über Nichts klagen, vielmehr hob sich während der kurzen Tagemärsche durch reizende Gegenden unser Muth.

Während des Ueberganges über die Pyrenäen erstaunte ich nicht wenig über die herrliche Chaussee, an der man noch hie und da, um jedem Unglücke vorzubeugen, Geländer angebracht hatte. Nach fast zweistündigem Marsche machten wir bei ein Paar kleinen Wirthshäusern Rast, ließen dann die Festung Bellegarde rechts liegen und erreichten bald oben auf dem Gipfel des Gebirges die durch zwei Steine bezeichnete spanische und französische Grenze. Von jetzt an sank unsere tägliche Löhnung bis auf 30 Kreuzer. Nach einer Stunde erreichten wir ein spanisches Dorf, wo der Offizier Jedem eine halbe Flasche Wein verabreichen ließ und uns nöthigte, auf das Wohl des Königs von Spanien und unsers Regiments ein Glas zu leeren. Hier hatte ich Gelegenheit, die bei Duzenden zusammengescharten spanischen Bauern mit ihren braunen Gesichtern, braunen Mänteln und rothen Mützen zu betrachten und über ihre seltsame Tracht zu lachen.

In Figueras, der ersten von mir betretenen spanischen Stadt, ward übernachtet. Bis dahin war mir noch stets ein Bett zu Theil geworden, jetzt aber mußte ich dasselbe mit fingerlangem Stroh vertauschen. Man trieb uns sämmtlich, 60 an der Zahl, in einen alten verfallenen Saal, wohinein man jenes Stroh geworfen hatte. Kaum ruhten wir ein wenig, so begann ein endloser Kampf mit einem nach unserm Blute dürstenden Insekte, in welchem wir am andern Morgen bei genauer Untersuchung die so übel berüchtigte Wanze erkannten. Da begann dann ein Fluchen und Wettern auf den Offizier, welcher uns jedoch kaltblütig tröstete, an dergleichen müsse man sich gewöhnen, das bringe nun einmal das Klima so mit sich. — Als darauf gefrühstückt worden war, wobei wir Brot und Käse aus benachbarten Häusern herbeischafften, setzten wir unsern Marsch fort nach Gerona, woselbst wir an einem Sonntag Nachmittage um 4 Uhr ankamen. Eine Viertelstunde vor der

Stadt begegneten uns mehrere Gruppen von Männern und Frauen, wovon erstere, mit großen Hüten und langen schwarzen Mänteln bekleidet, lauter Geistliche waren. Bei zwei bis vier derselben befanden sich stets mehrere Damen. Da ich in Spanien noch nie einen Ehemann mit seiner Gattin hatte umhergehen sehen, fiel mir dieses auf, ich erfuhr jedoch später, diesen vertrauten Verkehr der Frauen mit Priestern erheische die spanische Sitte.

Ob auch das Quartier, welches wir hier erhielten, noch schlechter war als das gestern verlassene, mußten wir doch zum bösen Spiele gute Miene machen, und suchten uns denn, nachdem wir uns auf dem Markte ein aus Fischen, Pfefferone, Brot und Wein bestehendes Abendbrot erhandelt hatten, so gut in demselben einzurichten, als es gehen wollte.

Am nächsten Morgen um 11 Uhr ging der Marsch weiter, nachdem zuvor die durch sieben auf einem Berge belegenen Castelle befestigte, sehr schmutzige Stadt von uns in Augenschein genommen war. Gleicher Schmutz trat mir allenthalben in dem nach achtsündigem Marsche erreichten Nachtquartiere entgegen. Als wir daher am folgenden Abende um 7 Uhr in Barcellona eingerückt waren, und bald darauf vor der prachtvollen, in der Vorstadt Barcelonetta gelegenen, von dem Depot unseres Regimentes bewohnten Caserne standen, war unsere Freude nicht gering, jetzt endlich am Ende so bitterer Drangsale zu sein. Dieser voreiligen Freude sollte nur zu bittere Täuschung folgen. Von dem großen, zum Apellplatze dienenden Hofe des drei Stockwerk hohen Gebäudes führten rechts und links Thüren in die Zimmer, welche im Erdgeschosse mit Pflastersteinen ausgelegt waren. Jeder dieser, mit pechschwarzen Wänden umgebenen Räume faßte 400 Mann. Das sollte für die nächste Zukunft unsere Wohnung sein.

Etwas wurde der widerliche Eindruck dieser schmutzigen

Behauptung durch die Freundlichkeit seiner schlechtgekleideten Bewohner gemildert. Diese waren meistens Deutsche, erkundigten sich theilnehmend nach dem Vaterlande, unsern Verhältnissen und führten uns dann gefällig in ein Lokal, wo wir für ein Billiges die Forderungen des bellenden Magens befriedigen konnten. Beim perlenden Glase wurden dann für kurze Zeit alle andern Sorgen vergessen.

Unter Führung eines dieser ältern Kameraden durften wir uns am nächsten Morgen in der Stadt umsehen, aber nur in kleinen Abtheilungen von 6—8 Mann. Ein solche Vorsichtsmaßregel war nothwendig, da man schon mehrere Male auf unerklärliche Weise verschwundene deutsche Soldaten ermordet in dem Festungsgraben gefunden hatte. Barcellona zählt ungefähr 28—30000 Einwohner, und ist etwas besser gebaut, als die übrigen spanischen Städte, welche ich gesehen habe. Die fast sämmtlich mit einem Balkon versehenen Häuser geben den zwar unregelmäßig angelegten Straßen ein gefälliges Ansehn; besonders prächtig aber ist der ganz von Marmor aufgeführte königliche Palast. Für Kauffahrtsschiffe ist ein sehr guter Hafen vorhanden; größere Kriegsschiffe müssen vor demselben Anker werfen.

Zwischen der Stadt und der nahe gelegenen Citadelle findet man eine sehr schöne Promenade, welche während der Sommerzeit von der Bevölkerung Barcellona's sehr fleißig benutzt wird.

Obgleich sie selbst ziemlich stark befestigt ist, wird doch die Stadt von jener auf einem hohen Berge gelegenen Citadelle, Montjoui genannt, beschützt. Ein 600 Mann starkes Truppen-corps ist im Stande, für einige Zeit eine ziemlich starke Armee von Barcellona ferne zu halten.

Nach einem elftägigen Aufenthalte hieß es (am 21. December 1805) wir sollten nach der Insel Mallorca eingeschifft

werden, welcher Plan noch am selben Abende um 6 Uhr ins Werk gesetzt ward.

Am nächsten Morgen erblickte ich vom Verdecke aus Land und glaubte den Ort unserer Bestimmung vor mir zu sehen, wurde aber bald eines Besseren belehrt, indem ich erfuhr, man habe vor einem englischen, den Hafen beobachtenden Kaper sich zurückziehen müssen.

Ueber uns sollte auch noch manches Ungemach hereinbrechen, ehe wir das Ziel unserer Reise erreichten.

Raum hatten wir am nächsten Morgen die hohe See gewonnen, als ein heftiger, die ganze kommende Nacht anhaltender Sturm das Schiff dergestalt hin und her warf, daß meine Kameraden sämmtlich von der Seekrankheit befallen wurden, die merkwürdiger Weise mich allein verschonte. Bis zum folgenden Morgen ließ man uns in dem dumpfigen, drückend heißen Raume eingeschlossen; da erst durften wir auf dem Verdecke die frische Seeluft genießen, für die Kranken keine kleine Erquickung. Leider währte sie nur eine halbe Stunde, dann mußten wir auf Befehl des uns commandirenden Lieutenants Rheinfeldt (aus Frankfurt a. M. gebürtig) wieder ins Schiff hinuntersteigen. Gleich darauf wurde die Luke zum Kajütenraume verschlossen und mit einem Seehundselle vernagelt, welches letztere geschah, um das Eindringen des Wassers bei etwa ausbrechendem Sturme zu verhüten. Dann beteten Kapitain und Matrosen laut, wie meine Kameraden meinten, ein Tischgebet; wie sich aber später herausstellte, war es das Gebet, welches der spanische Seefahrer stets vor herannahendem Sturme zum Himmel sendet. Diesmal hatten sie nur zu wohl Recht dazu, mit solch furchtbarer Gewalt fuhr der Sturm daher, daß wir im Raume Eingekerkerten jeden Augenblick dem Wellentode entgegensehen. Zu dem Heulen des Windes gesellte sich das Jammern, Fluchen und Stöhnen der Angstgefoll-

terten, daß sich mir, ob der schauerlichen Töne, die Haare emporsträubten.

Bis zum Lichte des Tages währte unsere trostlose Lage, da legte sich der Sturm; doch rastete er nur, um zu neuen, größeren Anstrengungen Kraft zu gewinnen.

Raum war die Schiffsluke eine kurze Zeit geöffnet gewesen, kaum hatte ich meinen erwachten Hunger durch ein eiliges Mahl gestillt, so wurden wir wieder eingeschlossen, so begann wieder das vorige Beten der Schiffsmannschaft, und ein Orkan brach los, welcher alle bisherige Schrecken weit übertraf. Von Welle zu Welle ward gleich einer Schaukel das Schiff geschleudert. Bis dahin hatte ich mir meinen Muth bewahrt; kein Laut der Angst war über meine Lippen gekommen; jetzt aber übermannte auch mich die Angst, so daß ich, wenn auch nicht in das Jammern, doch in das Gebet meiner Kameraden einstimnte; — und es war, als ob der Höchste mein Flehen erhöhe, die Wuth des Windes ließ nach, ruhiger und ruhiger ward das wogende Element; nicht zwei Stunden, und wir durften vom Berdeck aus uns mit stillem Dank gegen Gott im Herzen, des Anblickes der vor uns auftauchenden Insel erfreuen.

Am 24. December 1805, Morgens 8 Uhr, kamen wir bei Mallorca an, wurden um 2 Uhr in den Hafen geführt, mußten hier beten und ein geistliches Lied singen, und wurden dann auf Befehl des von unserer Ankunft benachrichtigten Commandanten ausgeschifft. Von einigen hundert Soldaten desjenigen Regiments, bei dessen Compagnien wir vertheilt werden sollten, wurden wir am Lande empfangen und zur Caserne geführt. Mich theilte man der dritten, 260 Mann starken, von einem Hauptmann Völker commandirten Compagnie zu. Mein Bataillon zählte noch außerdem eine Grenadier- und vier Füsilier-Compagnien.

Am folgenden Morgen, als am ersten Weihnachtstage,

zog das Regiment mit klingendem Spiele zur Kirche. Nach beendigtem Gottesdienste erwartete uns das Mittagsmahl, aus dickem Reis und für jeden ein halb Pfund Fleisch bestehend.

Am Nachmittage besuchte ich mit einem Kameraden die Wachtparade. Es waren daselbst ungefähr 1200 Mann, darunter Offiziere von allen Regimentern versammelt; auch den Höchstcommandirenden, Generalkapitain Wiewes, lernte ich hier kennen.

Ein Spaziergang führte mich darauf ins Freie. Zu der Zeit, wo in meiner Heimath die Felder wahrscheinlich mit Schnee bedeckt, die Flüsse mit Eis belegt waren, standen in diesem herrlichen Klima Kirichen und Mandelbäume in voller Blüthe. Lange währte es, ehe mein entzücktes Auge sich an den Anblick dieser Herrlichkeiten gewöhnt, ehe es sich satt gesehen hatte an dem Segen der überreichen Natur. Das Ziel meiner Wanderung war die eine Viertelstunde von Palma entlegene, durch 600 Mann, 36 Kanonen, 4 Bombenkessel und 4 Haubitzen besetzte, nur mit einem Thore versehene Festung Belberg.

Palma zählt ungefähr 20—24000 Einwohner und hat keinen bedeutenden, nur circa 400 Rauffartheschiffe fassenden Hafen. Außerdem befindet sich bei einem 2000 Schritte von der Bastille stehenden Signalthurme noch ein kleiner Hafen, in welchem 150 kleine Schiffe Raum haben mögen. Größere Fahrzeuge müssen circa 400 Schritte seewärts vor Anker legen. Eine links von dem Signalthurme angebrachte, aus 24pfündigen Kanonen bestehende Batterie dient zur Deckung beider Häfen gegen etwaige feindliche Angriffe.

Rechts vom Signalthurme, am Ufer der See, ist die Citadelle St. Carlos gelegen, mit einer Besatzung von 800 Mann, 60 Kanonen, 6 Bombenkesseln und 6 Haubitzen.

Das Alles nahm ich an diesem Nachmittage in Augenschein und begab mich dann befriedigt in die Kaserne zurück.

Eine, der vornehmen Welt zum Sommeraufenthalte dienende, reizende Ebene, zwei stark befestigte, mit 8 Vierundzwanzigpfündern versehene Batterieen, deren Namen mir jedoch entfallen sind, lernte ich auf einer Promenade des folgenden Nachmittags kennen, wo ich mich statt links, rechts wandte. — Etwas tiefer ins Land hinein, erblickte ich an diesem Tage eine Gebirgskette, deren Gipfel Winter und Sommer ewiger Schnee bedeckt.

Am 28. December vertauschte ich meine Civilkleidung mit der Uniform. Dieser Wechsel wollte mir zwar keineswegs behagen; aber beim Soldaten kommt nicht das „Wollen,“ sondern nur das „Sollen“ in Betracht.

Mit den am 4. Januar beginnenden Exercierübungen war ich, ein junger gewandter Mensch, innerhalb 6 Wochen fertig. Kurze Zeit darauf ward uns der Befehl zu Theil, den Paradeanzug anzulegen, um vom General und Gouverneur der Stadt inspiciert zu werden. Am Morgen sollte der Parademarsch, am Nachmittage ein Manöver im Feuer eine halbe Stunde vor der Stadt statthaben. Beides gefiel dem General sehr, denn er ließ sehr bald das Zeichen zum Einhalten geben, ritt zu uns heran und gab uns seine völlige Zufriedenheit zu erkennen. Ehe wir einrückten, dankte uns der Oberst im Namen des Generals noch einmal, wobei er jedem Soldaten eine Gratifikation von 12 Grt. austheilte und ihnen Erlaubniß gab, bis 10 Uhr aus der Kaserne zu bleiben.

Von jetzt an, da ich nunmehr wirklicher Soldat war, mußte ich auch die Wachen beziehen, hatte jedoch keine Ursache, zu klagen, da die Tour nur von 8 zu 8 Tagen eintraf, und nur die befestigten Dexter der nächsten Umgegend von uns besetzt wurden.

Einst, als die Compagnie (in drei Gliedern) angetreten war, fragte mich der Hauptmann Völker, ob ich Lust habe, bei einer der Grenadiercompagnieen einzutreten, oder ob ich es vorziehe, bei seiner Compagnie als Corporal fortzudienen. Unschlüssig zögerte ich mit der Antwort. Als gleich darauf aber der Capitain der ersten Grenadiercompagnie meinen Hauptmann bat, die Glieder öffnen zu lassen, uns dann musterte und nebst einigen Kameraden aus dem ersten und dritten Gliede auch mich fragte, ob ich Lust habe, unter ihm zu dienen, sagte ich freudig „Ja!“ und avancirte so vom Füselier zum Grenadier. Schon am nächsten Morgen lieferten wir ab und wurden durch den Feldwebel der Grenadier-Compagnie neu eingekleidet.

Unser jetziger Dienst war bei weitem leichter, als ehemals; statt früher mit 8, traf uns jetzt erst mit 14 Tagen der Wacht- oder Patrouillendienst, und statt sonst 12 Grt., erhielten wir nunmehr 13 Grt. Gold an Löhnung.

Bei der Compagnie besaß jeder Mann ein besonderes Buch, Disconto genannt, nach welchem demjenigen, welcher mit seinen Uniformstücken auskommen konnte, alle vier Monate 7 spanische Thaler ausbezahlt wurden. Im entgegengesetzten Falle schaffte man für dieses Geld die nöthige Montirung an. Woher diese 7 spanischen Thaler rührten, weiß ich nicht mehr.

Ehe ich weiter erzähle, ist es nöthig, daß der Leser die Militairkräfte der Stadt Palma kennen lerne. Es lagen daselbst:

1. Das Regiment Bourbon;
2. Das Regiment Valencia;
3. Zwei Bataillone Provinzialgrenadiere;
4. Das Regiment Husaren, genannt de Spaniols;
5. Das vierte Schweizerregiment, welches zwei Grenadiercompagnieen hatte, in deren erster ich diente.

Am 7. Mai 1806 wurde zum ersten Male zu größeren

Manövern ausgerückt. Regiment agirte gegen Regiment; doch so, daß jeder Infanterieabtheilung etwas Kavallerie und Artillerie beigegeben war. Das wider uns stehende Regiment Bourbon jagte uns nach kurzer Zeit im Gebirge fürchterlich, so daß wir sehr ermüdet wurden. Da bezeichnete ein Trommelwirbel die zweite Abtheilung des Gefechtes, in der uns die Erlaubniß der Rache zu Theil ward. Diese benutzten wir denn auch so begierig und vollständig, daß wir, das Zeichen zum Einhalten nicht achtend, unsern Feind unaufhaltsam vor uns her trieben, bis an die Kniee in die ruhige See hinein. — Der über dieses subordinationswidrige Verfahren sehr aufgebrachte General wollte anfangs eine strenge Strafe eintreten lassen; nach ruhiger Ueberlegung jedoch verzieh er lieber den unzeitigen Eifer.

Wie strenge sonst die Disciplin bei den Regimentern gehandhabt wurde, will ich durch einige Beispiele erläutern.

Eines Morgens (am 14. Juli 1806) mußten wir ohne Waffen auf dem Kasernenhofe antreten. In unsere Mitte wurden zwei Deliquenten geführt und wegen leichtsinnigen Verkaufs ihrer Montirungsstücke zu einigen Tagen Arrest bei Wasser und Brod bestraft. Außerdem sollte ihnen so lange an ihrer Löhnung gekürzt werden, bis sie das Verschleuderte vollständig ersetzt hätten. — Diese Strafe wird gewiß Jedem sehr gelinde erscheinen; aber die von ihr Betroffenen hatten sich durch einen Freibrief aus der Kirche jeder strengeren Ahndung entzogen.

Damit hat es folgende Bewandniß:

Die Insel Mallorca besitzt nur die einzige in Palma gelegene Kirche „St. Antonia.“ Wird nun ein Verbrecher, sei es ein Mörder, Brandstifter, Dieb oder was sonst auch, wegen seiner Uebelthaten verfolgt, ist er gesichert, wenn er in die schützenden Hallen dieses Gotteshauses flieht, und dort des allabendlich erscheinenden Kirchenvorstehers harret, welcher verpflichtet ist, ihm einen Freibrief zu verabreichen. Einige Tage Ge-

fängniß ist dann die strengste Buße, die der irdische Richter ihm auferlegen kann.

Ein solcher Freibrief schützte auch meine beiden oben erwähnten Kameraden. Anders aber erging es den Beiden, welche sich wenige Tage darauf einen ähnlichen Fehltritt hatten zu Schulden kommen lassen, indem sie ihre Beinkleider, Hemden, Socken u. dergl. verkauften und das daraus gelöste Geld vertranken. Sie wurden von einigen Korporälen, denen ihr tolles Treiben im Wirthshause auffiel, gerade als sie sich wegen eines Freibriefes zum Tempel wandten, arretirt. Am folgenden Morgen ward über sie zu Gericht geseßen und ihr Urtheil lautete auf 60 bis 80 Stockschläge in Gegenwart des ganzen Regiments und so lange dauernden Arrest, bis aus der ersparten Löhnung die mangelnden Effekten ersetzt werden konnten.

Bis dahin war, so lange ich die Uniform trug, durchaus Nichts vorgefallen, das Unzufriedenheit hätte erregen können. Bald jedoch sollte es anders werden. Am 16. März 1807 wurden wir Nachmittags 3 Uhr auf den Appellplatz beordert. Dort ließ unser Oberst das Regiment den Kreis formiren und uns dann durch den Regimentsadjutanten mit einem Befehle bekannt machen, des unerfreulichen Inhalts, daß vom 1. Mai desselben Jahres an die Regimente auf französische Art sollten verpflegt werden. — Wir standen da, wie vom Donner gerührt. Wie konnte es auch anders? Hieß das nicht das Gute mit dem Schlechten vertauschen? Bis dahin hatten wir täglich 13 Grote Gold an Löhnung erhalten, jetzt sollten wir uns mit 1 Sous begnügen! Es war natürlich, daß wir Alles daran setzten, diesen Befehl zu nichte zu machen. Als wir daher nach Bekanntmachung jener zum Troste mit einem Paradeschritt schließenden Ordre in unsere Kaserne zurückgekehrt waren, sandten wir zwei Kameraden unserer Compagnie an die

spanischen Truppen, um sich zu erkundigen, ob auch sie das durch den Befehl verkündete Loos treffen solle. Nicht lange, und die Abgesandten kehrten mit der Antwort zurück, daß auch die Spanier unser Schicksal theilen würden.

Den dadurch noch erhöhten Grimm tödteten wir während der Nacht in Wein.

Es war jedoch keineswegs unsere Absicht, die Sache nunmehr träge auf sich beruhen zu lassen, sondern es sollte etwas Entscheidendes gethan werden. Nach mehrstündiger Berathung faßten wir demnach am folgenden Morgen den Beschluß, durch drei, des Wortes ziemlich mächtige Deputirte aus unserer Mitte dem Capitain wissen zu lassen, es werde unter den Soldaten zu einer förmlichen Meuterei kommen und das Regiment zu den Engländern übergehen, falls man an den Bestimmungen jenes Befehles festhalte.

Das fruchtete.

Es mochten ungefähr zwei Stunden nach Rückkunft unserer Abgesandten verflossen sein, als abermals zum Appell geschlagen ward. Wieder erschien der Oberst, mit welchem unser Capitain Rücksprache genommen hatte, vor der Fronte, wieder ward der Kreis formirt. Der Oberst erklärte darauf, er werde dem General unsere Sache vorstellen; doch werde er bei seiner Offizierschre lieber mit uns zu den Engländern übergehen, als jenem Befehle gehorchen. Damit waren wir vollkommen zufrieden.

Von da bis zum 20. April ereignete sich nichts Erhebliches. Am Nachmittage drei Uhr an diesem Tage wurden wir zu unserer nicht geringen Bestürzung durch die Allarmtrommel aufgeschreckt. Die Ursache davon war ein kleines Schiff unter französischer Flagge, welches mit 3 Kanonenschüssen in den Hafen einlief. Dasselbe hatte drei französische Offiziere an Bord, und diese Herren erklärten, sie wollten im Namen des

Kaisers Besitz von der Insel ergreifen. Nicht sobald erhalten die Bürger hiervon Kunde, so eilen sie, die Männer mit Stöcken, Mistgabeln, Steinen u. dgl., die Weiber mit Messern bewaffnet, zum Hafen und schleudern mit Steinen nach dem Schiffe.

Zur Aufrechterhaltung der Ruhe mußten alsobald die Husaren aufsitzen, und außerdem bekam unsere Compagnie den Befehl, nach dem Hafen auszurücken. Unangefochten gelangten wir bis ans Thor, fanden dieses aber vom Menschengedränge versperrt. Des Hauptmanns wiederholtes Ermahnen, Raum zu geben, fand bei den Aufgeregten nicht eher Gehör, bis er uns hatte scharf laden und die Gewehre anschlagen lassen. Da erst stob die Menge auseinander, und im Sturmschritt, mit gefälltem Bajonnet drangen wir jetzt bis zum Hafen vor. Hier beorderte der Capitain einen Offizier, einen Sergeant, einen Korporal und 36 Mann in das Schiff. Seiner Instruction gemäß erklärte der Offizier den Franzosen, sie würden als Staatsgefangene unter den Schutz der Citadelle Belberg gebracht werden.

Raum jedoch gewahren die Bürger dieses unser Vorhaben, so stürzten sie zurück durch die Stadt zum entgegengesetzten Thore hinaus, um den Gefangenen den Weg zur Citadelle zu versperren. Doch, sie kamen zu spät, die Gefangenen waren in Sicherheit, — und nun kannte die Wuth des reizbaren Pöbels keine Grenzen mehr.

Ihr sollte noch mehr Nahrung werden.

Die Besatzung der Citadelle bestand aus Spaniern. Da General Wieves nun wußte, daß diese die Gesinnung der Bürger theilten, befahl er, daß 400 Mann unseres Regiments die Spanische Besatzung ablösen solle. Dies war das Zeichen zur allgemeinen Revolution; denn nun hieß es, wir seien französisch gesinnt.

Noch am Abende desselben Tages rottete sich der Pöbel in

der Nähe des Marktes zusammen und bemühte sich, das Haus des Salzinspectors zu demoliren.

Um den Unordnungen zu steuern, erhielten wir Befehl, die ganze Nacht unter dem Gewehr zu bleiben und fortwährend Patrouillen von 100 Mann durch die Straßen zu senden.

Die erste dieser Patrouillen, an der ich Theil nahm, hatte Gelegenheit, das Volk in seiner entfesselten Wuth kennen zu lernen. Kaum hatten wir den Schauplatz des Aufbruchs erreicht, als wir uns auch von mehreren Seiten so gewaltig bedrängt sahen, daß wir uns rasch in eine andere Straße zurückziehen mußten. Aber auch hier hatte der Pöbel bereits das Werk der Zerstörung begonnen und beabsichtigte eben seinen Gräueltthaten durch Mord die blutige Krone aufzusetzen. Es wohnten hier zwei Kaufleute, deren Eltern französische Emigranten waren. Das Volk, in dem Wahne, die Unglücklichen seien französisch gesinnt, dringt plündernd in ihre Häuser, wirft Spiegel, Schränke und andere kostbare Sachen zum Fenster hinaus auf die Straße, und damit in seiner Raserei noch nicht gefättigt, bindet es die schuldlosen Frauen und Kinder der Armen an Händen und Füßen, um sie als Opfer seiner schrankenlosen Wuth den Flammen zu übergeben. — Hatte unser Eintreffen einen Moment später Statt, so war es um sie geschehen; doch so gelang es uns, mit gefällttem Bajonnet den Pöbel zu zerstreuen, die Gefesselten ihrer Banden zu entledigen und sie unter unserm Schutz zur Kaserne zu bringen.

Nach unserer Rückkunft erstattete der Hauptmann sofort dem General Wiewes Bericht über die stattgehabten Gräuelt, worauf in allen Kasernen die Allarmtrommel gerührt ward. Zu den auf dem Paradeplatz versammelten Truppen begaben sich alsdann der General und der Gouverneur. Der General ertheilte einer Patrouille von unserm Regiment, deren jede 150

Mann stark war, den Befehl, jeglichen auf der Straße mit einer Waffe betroffenen Bürger zu arretiren.

Wir hatten in Folge dieser Ordre fast die Hälfte einer schmalen Gasse passirt, als das Volk siedendes Wasser aus den Fenstern auf unsere Häupter goß und Steine auf uns herabwarf. — Unsere Versuche, in die Häuser einzudringen, scheiterten an den fest verrammelten Thüren. Was blieb uns übrig als uns möglichst rasch dem Bereiche des wüthenden Pöbels zu entziehen? Nachdem uns dieses endlich gelungen war und wir unsere Reihen übersehen konnten, vermißten wir zwar keinen Kameraden, fanden aber doch, daß acht durch Brandwunden schwer verletzt seien. Dies erregte den Grimm unsers Obersten und zornig verlangte er vom General, daß ihm Genugthuung an den Uebelthätern vergönnt werde. Damit freilich vertröstete dieser ihn auf eine folgende Zeit; doch versprach er, sehr strenge Maßregeln zu ergreifen. Diese bestanden in dem Erlasse einer Bekanntmachung an die Bürger, wornach dieselben binnen einer Stunde, von dem Erlasse an gerechnet, sich ruhig verhalten sollten. Die Hausväter, Lehrer u. s. w. wurden für das Betragen der ihrer Obhut Anvertrauten verantwortlich gemacht, und es ward mit dem Feuegewehre gedroht, wenn sich mehr als zwei Personen zusammen auf der Straße antreffen ließen. Alle Lustbarkeiten wurden untersagt, so wie die Wirthshäuser schon um 9 Uhr Abends geschlossen sein sollten.

Das fruchtete; — aber nur für heute; denn schon am folgenden Morgen begann das Volk von Neuem in den Straßen zu toben, seine Wuth an unschuldigen Menschen und Häusern kühlend. Da ließ der General, von der Nothwendigkeit energischer Maßregeln überzeugt, eilig sämmtliche Regimente unter die Waffen treten. Als er hierauf den um ihn versammelten Regimentschefs die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung

dringend ans Herz legte, mehre der Herren aber sich seinen Wünschen nicht willig fügen wollten, trat mein Oberst zu dem Commandeur des Husarenregiments und dem die Artillerie commandirenden Oberstlieutenant mit der Frage, ob sie ihm bei Bewältigung des Aufruhrs hilfreiche Hand leisten wollten? Ihre bejahende Antwort wurde dem General mitgetheilt, welcher darauf den andern Regimentern in ihre Kaserne zurückzukehren und dieselben bei schwerer Strafe nicht zu verlassen befahl.

Eine darauf an die Bevölkerung erlassene Drohung, die Stadt in Belagerungszustand zu setzen, falls wieder Ruhestörungen vorkämen, zeigte sich fruchtlos; man erfuhr sogar, der Pöbel habe im Sinne, die Festungswerke zu zerstören und die eingeschlossnen Regimenter auf seine Seite zu locken. Um solches Beginnen zu vereiteln, wurden die Festungswerke augenblicklich durch unser Regiment verstärkt; von den Kanonen aber ward die eine Hälfte nach außen, die andere in das Innere der Stadt gerichtet. Die Husaren nebst 600 Mann unseres Regiments patrouillirten Nacht und Tag durch die Stadt.

Das mochte ungefähr acht Tage gewährt haben, als auch die tumultuarischen Bauern der Umgegend den Versuch machten, die Stadt zu stürmen und sich mit den Pöbelhorden zu vereinen. Ihrem Muthе jedoch machten die ehernen Kanonenschlünde eine zu ernsthafte Miene. Schleunig kehrten sie bei deren Anblicke zum friedlichen Heerde zurück.

Unsere Lage war übrigens sehr bedenklich. Schon in acht Tagen konnten 20000 Mann von Dullou heranrücken, die Insel einnehmen und besetzen. Unser Oberst, welcher dieses deutlich einsah, sandte deshalb ohne des Generals Vorwissen den Oberstlieutenant Kögeler mit einem Schreiben an den englischen Admiral in Gibraltar (sein Name ist mir entfallen), worin er diesen nach Schilderung des Vorgefallenen um Unterstützung und Schutz bat, und schon in der Morgendämmerung

des nächsten Tages erschienen sechs englische Kriegsfregatten, die Mastbäume mit einer rothen Flagge umwickelt, mit der weißen Waffenstillstandsflagge vor dem Hafen. Jetzt erst setzte der Oberst den General von seinen Schritten und deren Folgen in Kenntniß. Dieser mißbilligte zwar das eigenmächtige Verfahren des Untergebenen, mußte sich jedoch darin fügen und begab sich nach kurzem Gespräch mit ihm unter Begleitung des Gouverneurs nach dem Admiralschiffe.

Drei von der Festung aus beantwortete Kanonenschüsse bewillkomnten die Herren.

Nach etwa einer halben Stunde kehrten die Drei, vom Admiral und zwei seiner Adjutanten begleitet, an's Land zurück, um sich in den Palast des Gouverneurs zu begeben. Erst um 9 Uhr Abends begaben sich die Engländer an Bord zurück.

Die Bürger zerbrachen sich nicht wenig um die Bedeutung dieser Vorfälle die Köpfe.

Um Mitternacht fuhren die Engländer wieder ab. Als nun am folgenden Morgen die Bürger vom Feinde Nichts mehr sahen, regte sich ihre Neugierde in noch höherem Grade. Was mochte dies rasche Erscheinen und Verschwinden jener Schiffe zu bedeuten haben?

Um 10 Uhr sollte ihnen Aufklärung werden. Um diese Stunde rückten die beiden Grenadier-Compagnieen mit klingendem Spiele und fliegender Fahne vor den Palast des General's. Der General mit dem Gouverneur, von Adjutanten umgeben, traten heraus. Wir präsentirten, schulterten, und dann wurde durch alle Straßen folgender Befehl bekannt gemacht:

„Da Se. Majestät der König sich mit seiner ganzen
 „Familie in Frankreich als Gefangene befänden, so
 „hätten es der General, der Gouverneur und sämtliche
 „Truppen für das Beste erachtet, sich unter englischen

„Schutz zu begeben, welches hiemit sämmtlichen Bewohnern der Insel kund gethan werde.“

Raum hatte das Volk diese Bekanntmachung vernommen, so brach es in ein dreimaliges donnerndes: „Viva el re Ferdinando settimo!“ aus. Nie war ich Zeuge eines so allgemeinen Frohlockens, wie es dieser Augenblick hervorrief. Jetzt sah der Haufe ein, daß wir niemals französisch gesinnt gewesen seien, und als ob er uns dadurch seine Dankbarkeit beweisen könne, wollte er jetzt seine Rache an den 600 unglücklichen Bürgern kühlen, welche ihre Abkunft von französischen Eltern herleiteten. Um nun die unschuldigen Opfer vor der Blutgier des Pöbels zu sichern, wurden sie durch 300 Mann von unserm Regiment in das Kapuziner-Kloster geleitet. Täglich wurde eine Compagnie zur Besorgung von Lebensmitteln für sie commandirt, da sie selbst sich wegen des gereizten Volkes nicht aus ihrer Zufluchtsstätte hervorzwagen durften.

Um endlich die Ruhe vollkommen herzustellen, wurde abermals eine Bekanntmachung erlassen, worin besonders ein Jeder mit dem Tode bedroht ward, welcher sich an jenen unter den Schutz des Kapuziner-Klosters gebrachten spanischen Unterthanen vergriffe. Danach stellte der Pöbel nach und nach sein unruhiges Treiben ein.

Einige Tage nach diesen Begebenheiten, fanden sich viele Jünglinge und Männer aus den benachbarten Gegenden ein, um freiwillig gegen Napoleon zu kämpfen. Da die Regimenter vollzählig waren, mußte zur Bildung neuer geschritten werden. Binnen 6 Wochen waren schon das erste und zweite Mallorca-Regiment nach kriegsmäßigem Fuße einexercirt, und beide wurden alsbald durch vier englische Fregatten und zwölf Rauffartheschiffe nach Tarragona geführt.

Am 12. September 1807, Morgens 10 Uhr, erhielten die erste und zweite Grenadier-Compagnie nebst der Musik den

Befehl, sich im Paradeanzuge fertig zu halten. Der Oberst, Oberstlieutenant und Stabsmajor kamen um 11 Uhr zur Kaserne, und ersterer befahl meinem Hauptmanne, mit der Compagnie nach der Festung Belberg zu marschiren. Vor dem Thore derselben hielten wir.

Nicht lange, so erschien der Gouverneur mit dem General und dessen ganzer Suite zu Pferde. Nachdem wir inspiciert waren, begaben die Herren sich zu Fuß in die Festung, von wo sie nach einstündiger Abwesenheit zurückkehrten, begleitet von einem alten, ergrauenden Manne in Uniform und Stern. (Derselbe war, wie ich später erfuhr, ein vom Könige zu 10jähriger Festungsstrafe verurtheilter Minister. Er büßte seine Freiheit ein wegen einiger gegen die Königin geäußerter harter Worte.) Für denselben hielt man ein schönes Pferd in Bereitschaft. Während er mit den Stabsoffizieren vor unseren Reihen vorüberritt, wurden bei klingendem Spiele die Gewehre präsentirt, und mit Musik rückten wir darauf ihnen nach, in die Stadt ein.

Auf den Straßen hatte sich jubelnd das Volk versammelt, Hüte und Mützen schwenkend, und aus den Fenstern tönte aus schöner Frauen Munde vielstimmiges: „Viva el re Ferdinando settimo, viva el ministro!“ Es war rührend anzusehen, wie der alte Minister vor Freuden weinte, ob dieser Zeichen der Volksgunst. Nachdem dann der General sich mit dem Minister in seine Wohnung zurückgezogen hatte, rückten auch wir in unsere Kaserne.

Sinem von Madrid aus angelangten Rescripte zufolge, ward darauf der Minister in Freiheit gesetzt, um während der Gefangenschaft der königlichen Familie an die Spitze der Regierung zu treten. Nach acht Tagen reiste er ab, dem Orte seiner Bestimmung zu.

Zwei Tage nach seiner Abreise erhielten sämmtliche Regi-

menter und die erste Artillerie-Compagnie Befehl, sich nach Tarragona einzuschiffen. Nur unser Regiment und die Miliz blieb vorläufig als Besatzung zurück; doch folgten auch wir schon nach einem uns am 14. Januar 1808 ertheilten Befehle am 20. dieses Monats dahin nach. Sonach blieb nur die Miliz zurück. Statt unsers bisherigen Regimentschefs, der als 94jähriger Greis den Strapazen des Dienstes nicht mehr gewachsen war, erhielten wir jetzt den Obersten von See als Regimentscommandeur.

Am 24. Januar Nachmittags landeten wir im Hafen von Tarragona, wurden folgenden Tags 10 Uhr ausgeschifft und zogen sofort mit klingendem Spiele in die Stadt ein. Nachdem wir vor dem Palaste des commandirenden Generals Reding den Parademarsch gemacht hatten, wurden wir in einem nahegelegenen Kloster einquartirt, woselbst uns, gewiß kein beneidenswerthes Loos! statt des Bettes der mit Steinen gepflasterte Fußboden als Lagerstätte diente. Wenn man bedenkt, daß die Januarnächte sehr kalt waren, wir aber keine Mäntel besaßen, wird es keineswegs befremdlich erscheinen, wenn ein großer Theil der Mannschaft erkrankte. Für traurige Nächte boten uns indeß frohe Tage Ersatz. Unsere Verpflegung war reichlich und gut. Jeder Mann erhielt täglich 1 Orth Brantwein, $\frac{1}{8}$ Flasche Wein und 24 Grt. Gold Löhnung.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft wurden wir zum Garnisonsdienst commandirt und bald darauf traf auch mich die Wachtour. Nach meiner Ablösung erwartete mich die betrübende Nachricht, daß das Hospital mit nahe an 400 von einer gefährlichen Seuche Behafteten gefüllt sei. Keine Vorsichtsmaßregeln vermochten das Umsichgreifen der Krankheit mehr zu hemmen. Auch ich wurde während eines Spazierganges so plötzlich davon befallen, daß ich von den Kameraden fast zurückgetragen und auf Anordnung des Regimentsarztes

sogleich ins Hospital gebracht werden mußte. In vier Krankenhäusern suchte ich vergeblich ein Unterkommen; sie vermochten mich wegen Ueberfüllung nicht aufzunehmen. Erst im fünften fand ich Obdach. Man konnte mir hier, wo ungefähr 4000 Kranke, an verschiedenen Uebeln leidend, darniederlagen, nicht sogleich ein Bett anweisen. In einem mit Kranken überfüllten Zimmer mußte ich mich so lange niedersetzen, bis man mir ein Lager bereitet haben würde.

Ein unheimlicher Aufenthalt, der das Herz selbst des Fühllosesten hätte mit Schauern erfüllen müssen! Stöhnen und Jammern ringsum! Hier ward einem Unglücklichen der Arm abgelöst, dort ächzte ein schwer Blessirter unter Schmerzensworten, hier wieder blickte man in die hohlen Augen eines mit pestähnlicher Krankheit Behafteten, während an jener Stelle einem Leidenden die Kugel aus blutender Wunde gezogen ward. Und alle diese Elenden ruhten auf erbärmlichen Lagern von kurzem Stroh, bloß mit einem Bettlaken und einer Decke versehen. Ein unendlicher Widerwille bemeisterte sich meiner, als ich diese Jammer-scenen überschaute; wie ward mir aber erst, als der Krankenwärter hereintrat, aus einem rechts neben mir stehenden Bette eine Leiche bei den Beinen heraus durchs Zimmer schleifte und mir dann gebot, mich auf das also erledigte Lager zu tragen. Um keinen Preis hätte ich das vermocht, vielmehr sehnte ich mich, so krank ich war, zurück in mein Kloster. Nach vielem Flehen ertheilte mir der Arzt die Erlaubniß, zur Compagnie zurückzukehren, indem er mir einen Schein an den Capitain mitgab, welcher eine sechswöchige Dispensation vom Dienste aussprach.

Die pestähnliche Krankheit forderte zahlreiche Opfer. In einer Nacht soll sie 400 Menschen, Soldaten und Bürger hinweggerafft haben.

Mein erster Posten nach wiedererlangter Gesundheit, war

vor dem Hause des Gouverneurs. Heftiges Schießen, wovon ich aber die Ursache nicht kannte, erregte meine Neugier. Dieselbe erhielt noch dadurch Nahrung, daß den ganzen Tag Offiziere in großer Zahl bei ihm aus und ein gingen. Endlich erschien auch unser Regimentschef, und der verkündete mir, daß wir vielleicht noch heute marschiren würden. Der Jubel meiner Kameraden war groß, als ich ihnen diese Botschaft mittheilte.

Am folgenden Morgen 5 $\frac{1}{2}$ Uhr sahen wir den General Reding mit Staub und Blut bedeckt eilig auf den Palast des Gouverneurs heransprengen. Wir hatten kaum Zeit gehabt, unsere Verwunderung über diese ungewöhnliche Begebenheit einander mitzutheilen, als der General wieder heraustrat und sich zum bischöflichen Palaste begab. Eine Viertelstunde darauf erschien des Gouverneurs Haushälterin bei dem Sergeanten der Wache und berichtete ihm mit dem kaltblütigsten Tone von der Welt, der Gouverneur sei todt.

Derselbe war jedoch keines natürlichen Todes gestorben, sondern vom General als Verräther erstochen worden. Folgendermaßen ist der Zusammenhang der Sache:

Der General, welcher mit 8000 Mann Linientruppen, 4 Kanonen und einer Haubitze ausgerückt war, um die Stellung der Franzosen zwei Stunden von Tarragona anzugreifen, schlug den Feind (8—9000 Mann und 4 Kanonen) in die Flucht, und erließ dann an den Gouverneur den Befehl, eine Abtheilung von 4000 Mann und 2 Kanonen nach Bales zu senden, um mit dieser Macht dem Feinde in den Rücken zu fallen. Das Gold des französischen Generals verleitete aber den Glenden, die Hilfstruppen zurückzuhalten.

General Reding, von der Ankunft jenes Corps fest überzeugt, jagt die Franzosen bis Bales vor sich her, wo es denselben gelingt, sich festzusetzen. Sehnlich sieht sich jetzt der

General nach der erwarteten Hilfe um. Siehe, da steigt hinter seinem Rücken eine Staubwolke auf. Das müssen sie sein! Rasch wird der Befehl gegeben, Vales mit Sturm zu nehmen. Es gelingt. Man befindet sich seit einer Viertelstunde darin, die Unterstüzung erscheint noch immer nicht, wohl aber statt ihrer 6000 Mann Franzosen. Ein ungleicher Kampf beginnt nunmehr, 8000 gegen 14000. Von zwei Seiten wird Vales durch die Franzosen eingeschlossen und angegriffen, und nur der kaltblütigen Tapferkeit des Generals gelingt es, von den 8000 in's Feld geführten Truppen 3—400 Mann zu retten. Zweimal ward er selbst von 6—8 Franzosen angefallen, zwei Pferde wurden unter ihm erschossen; doch rettete er sich durch seine Geistesgegenwart und seinen Muth. Obgleich aus 7 tödtlichen Wunden blutend, erreicht er glücklich Tarragona, mußte aber hier nach 8 Tagen, in Folge des starken Blutverlustes, seinen Geist aushauchen. Die Nachricht seines Todes verbreitete unter Soldaten und Bürgern allgemeine Bestürzung; denn er war nicht allein ein guter Soldat, sondern auch ein edler Menschenfreund gewesen. Durch ein höchst feierliches Leichenbegängniß suchte man sein Andenken zu ehren.

General Black, auf den jetzt der Oberbefehl überging, übergab dem Hauptmann Böckler 400 Mann von unserm Regiment, um mit ihnen die spanischen Vorposten abzulösen.

Groß war besonders unter uns Grenadieren die Erbitterung, als am nächsten Morgen 12 Mann mit der Meldung von den Vorposten zurückkehrten, während der Nacht sei die ganze Postenkette von den Franzosen aufgehoben worden. Auf der Stelle würden wir uns am liebsten an dem Feinde gerächt haben, trotz seiner großen Ueberlegenheit.

Acht Tage nach diesem Vorfalle erhielt unser Regiment (außerdem 1 Husarenregiment und 2 Geschütze) um 9 Uhr Abends den Befehl sich zum Abmarsche bereit zu halten. Die

kleine, 2 Stunden von Tarragona entlegene Stadt Doredebara sollte mit Sturm genommen werden, und wir mußten, als wir um 11 Uhr abmarschirten, jedes Geräusch sorgfältig vermeiden um bei den Franzosen keinen Verdacht zu erregen.

Als wir gegen 3 Uhr Morgens das französische Lager erreicht hatten, fanden wir, daß dasselbe von seinen Bewohnern verlassen war. Die Husaren erhielten den Befehl, dem Feinde rasch auf der Straße nach Barcellona nachzusetzen, und wir folgten ihnen raschen Schrittes. Nicht lange, so drang eine heftige Kanonade an unser Ohr. Dieselbe rührte von 6 englischen Fregatten her, welche an der Küste vorübersegelten und den die Chaussee entlang eilenden Franzosen tüchtig zusetzten. Leichen und Blessirte bedeckten überall den Weg, als wir die Stätte erreichten.

Gemeinschaftlich mit unsern Husaren verfolgten darauf die ausgeschifften Engländer den Feind; ihnen nach stürmten von den Bergen herunter die Bauern, jeden Franzosen niedermehelnd, der noch bis dahin sein Leben geborgen hatte. Trotzdem rettete ein Theil der Franzosen sich glücklich vor seinen Verfolgern.

Vor Doredebara schlugen wir ein Lager auf, in welchem wir 6 Tage verweilten.

Am ersten Nachmittage trieb mich das Verlangen nach einem Glase Wein in die Stadt. In einem großen von Menschen völlig verlassenem Gebäude hoffte ich meine Sehnsucht befriedigen zu können, fand aber nichts, als leere Fässer und Flaschen, da die Franzosen das edle Maß hatten laufen lassen. Aergerlich suchte ich von Zimmer zu Zimmer. In einem derselben zog ein Tisch meine Aufmerksamkeit auf sich, auf dem ein großes weißes Laken zusammengerollt lag. Neugierig schlug ich dasselbe auseinander; aber wer malt sich mein Entsetzen, als ich einen gräßlich verstümmelten weiblichen Leichnam darunter erblickte. Meine Feder sträubt sich, die hier begangenen

Gräuel zu schildern, gegen die sich Scham und Sittlichkeit empören. Schauernd verließ ich den Schauplatz solcher Unthat, um das Gesehene meinen Kameraden mitzutheilen. Bald gelangte die Kunde zu den Ohren des Kapitäns, welcher sich von mir bis an das Haus führen ließ, um sich von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen. Mehre Offiziere vom Regimente folgten ihm, und Alle zeigten verstörte Gesichter, als sie nach einiger Zeit das entsetzliche Haus verließen.

Nach einem am 1. Juni 1808 erlassenen Befehle, machte sich am 2. desselben Monats das Regiment nach Vales auf den Weg, woselbst es 14 Tage rastete. Von da ging es über Moblanck, St. Colonna, Schulada, Montresa, Moja nach Bique, in welchem Orte wieder drei Tage geruht ward, bis sich alle Regimente versammelt hatten. Mit vereinter Macht sollte dann die von den Franzosen belagerte Festung Gerona entsezt werden. Die jetzt 20000 Mann starke, vom General Black commandirte Armee schlug auf dem Gebirge bei St. Hil-lara ihr Lager auf und hatte, da ihr Mäntel fehlten, des Nachts sehr viel von der Kälte zu leiden.

Am folgenden Tage that unsere Grenadiercompagnie den ersten Vorpostendienst. Wir wurden, weil die Franzosen nur 600 Schritt entfernt waren, kaum 30 Schritt von einander mit scharfgeladenen Gewehren aufgestellt. Ehe man uns fortsandte, ermahnte der Hauptmann uns zum brüderlichen Zusammenhalten, versprach dem Tapferen gebührende Belohnung und verhieß dafür zu sorgen, daß die vom Feinde Getroffenen zurück in's Lager getragen würden.

Schon versahen wir 2 mal 24 Stunden den Dienst, ohne daß uns die mindeste Nahrung verabreicht wäre. Auf eine desfallige Beschwerde ertheilte der Oberst die Antwort, augenblicklich seien keine Lebensmittel vorhanden, sobald jedoch welche anlangten, sollten wir bedacht werden. Ein trauriger Trost,

wenn man berücksichtigt, daß für die aus 20000 Mann bestehende Armee der Lebensmitteltransport auf Mauleseln beschafft werden mußte! Daher konnte ich denn auch am dritten Tage der Einladung eines Kameraden, mit ihm gemeinschaftlich etwas Eßbares zu suchen, nicht widerstehen. Uns von der Compagnie fort in's Thal hinunterschleichend, trafen wir nach etwa 1000 Schritten ein von seinen Bewohnern verlassenes Haus, worin Nichts zu finden war. Nur im Garten sahen wir einige Gurken und Kettige, die zur Stillung unseres Heißhungers dienten. Eine Rebe ward darauf ihrer unreifen Trauben beraubt, mit denen beladen wir den Weg in's Lager antraten. Der Hauptmann, welcher uns gewährte, verbot jedoch, davon zu essen, weil der Genuß derselben leicht Krankheiten erzeugen könne.

Am Abende desselben Tages um 10 Uhr erschien ein Kapuziner, mit dem Kreuzstix in der Hand, von 3000 Bauern begleitet, bei uns. Ich erfuhr von Einem dieser Schaar, daß während der Nacht die Franzosen überfallen werden sollten. Schon um 1 Uhr erhielt unser Hauptmann Befehl, den vor uns liegenden, von 8000 dort lagernden Franzosen besetzten Berg zu besteigen, kleine feindliche Trupps, wenn möglich, aufzufangen, sonst aber zusammenzuhauen.

Um 2 Uhr, nachdem die Bauern uns verlassen hatten, setzten wir uns in Marsch. Der Hauptmann hatte uns an's Herz gelegt, die vom Feinde uns etwa in die Hände fallenden Deutschen zu pardoniren, den Franzosen jedoch keine Gnade zu geben. — Unten im Thale machte ein aufloherndes Wachtfeuer uns stutzen, kein Mensch war aber bei demselben zu finden. Dann ging es in Compagniefront mit gefälltem Bajonnet den Berg hinauf. Kampfmuthig glaubten wir oben mit dem Feinde handgemein zu werden, — aber die Vögel waren ausgeflogen und das Einzige, was wir fanden, war etwas verschimmeltes Brod, freilich ein für mich Hungrigen höchst willkommener Schatz.

In unserer Hoffnung getäuscht, wandten wir uns jetzt nach der anderen Seite des Berges und machten bei einer kleinen Kapelle Halt. Hier ward uns der Ueberblick über die ganze feindliche Armee zu Theil. Weil wir in der Kapelle auch Feinde vermutheten, sprengten wir die Thür derselben. Kein Franzose ward sichtbar, wohl aber eine erfreuliche Beute, bestehend in mehren ledernen Säcken mit Mehl, in Del, Wein und Branntwein. Von einigen großen Kesseln, die dort standen, ward sogleich einer hervorgezogen und mit Wasser gefüllt an's Feuer gesetzt. Dann bereiteten wir uns von dem Mehle ein mit Pulver statt des Salzes gewürztes, zwar nicht sehr appetitliches, aber doch den Hunger stillendes Gerücht. Kaum hatten wir unsere Mahlzeit beendet, als wir durch Gewehrfeuer allarmirt wurden; unsere Besorgniß zeigte sich jedoch grundlos, da bloß ein Paar sich begegnende Patrouillen auf einander gefeuert hatten. — Gleich darauf kehrten auch die oben erwähnten Bauern, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zu uns zurück; die Franzosen, berichteten sie, hätten sich vor ihnen in's Lager zurückgezogen, und um sie dort anzugreifen, wären dieselben zu stark gewesen.

Der eigentliche Zweck unseres Unternehmens war also leider vereitelt; um nun aber dem Feinde so viel wie möglich zu schaden, verbrannten wir auf Anordnung des Generals die niedlich gebauten und bequem eingerichteten Lagerhütten, nach welchem Zerstörungswerke wir wieder in unsere frühere Stellung zurückmarschirten.

Folgenden Tages wurde unser Regiment nach dem Orte Engles befehligt. Uns wurde vom Obersten große Wachsamkeit zur Pflicht gemacht; jeder Schildwache, die sich schlafend betreffen lasse, drohte er mit dem Tode.

Ungefähr 600 Schritt jenseits des Dorfes wurde unser Vortrupp durch eine Abtheilung Feinde zum Stehen gezwungen.

Wir konnten uns, unserer geringen Anzahl wegen, mit derselben vor dem Eintreffen des Regiments nicht einlassen, verfolgten sie dann aber lebhaft eine halbe Stunde weit, wobei wir einen Todten und 12 Blessirte hatten. Der Oberst, welcher wegen der großen Eile des Feindes auf einen Hinterhalt zu stoßen fürchtete, wandte sich wieder nach Engles zurück, stellte hier Piquetwachen aus, und führte uns dann nach einer ziemlich ruhigen Nacht wieder in unser altes Lager.

Am 13. August Morgens erhielten die Regimente Ferdinand VII, das Regiment Granada, Soria, unser Regiment und 250 Mann Husaren unter dem Befehl des General Claros die Ordre, über Hostalrich, Bellemos nach Selea auszurücken. Auf dem Gebirge zwischen letzterem Orte und Gerona machten wir Rast und zündeten Abends, erhaltenem Befehle gemäß, eine Menge Wachtfeuer an. Nachts 12 Uhr brachen die spanischen Regimente auf und eine halbe Stunde darauf auch wir, um den vor dem Kastele Mont Bique gelegenen Berg zu besetzen.

Wir mochten eine halbe Stunde unsern Platz besetzt haben, als ein großes, scheinbar aus dem Lager der Franzosen herkömendes Geschrei unser Ohr berührte. Bald stellte sich unsere Vermuthung als Wahrheit heraus, und es wurden vier Compagnien unsers Regimentes zur Unterstützung der beiden spanischen Regimente fortgesandt. Diese, welche das feindliche Lager überrumpelt hatten, ließen sämmtliche französische Truppen über die Klinge springen; bloß die deutschen Regimente Würzburg und Berg, 6—700 Mann, wurden mit dem Leben verschont, nach Bellemos escortirt und dort nach Tarragona eingeschifft.

In demselben Augenblicke, wie die gefangenen Deutschen bei uns ankamen, versuchte ein Regiment französischer Grenadiere, deren Jeder einen Voltigeur hinter sich auf dem Pferde

hatte, uns unsere Beute zu entreißen; ein wohlgezieltes Feuer unsers in Schlachtordnung angetretenen Regiments ließ ihnen aber diesen Versuch theuer zu stehen kommen. Sie sahen sich so unfreundlich empfangen, daß sie rasch umkehrten und, mehre Todte und Verwundete zurücklassend, davon sprenghen.

Am nächsten Morgen 10 Uhr marschirten wir wieder nach Bellemos, wo eine Stunde gerastet wurde. Als nun die Offiziere in die Stadt hineingingen, um sich zu erquicken, und man an die spanischen Regimente Wein und Brod vertheilte, wir aber Nichts erhielten, bemächtigte sich unser eine große Unzufriedenheit, der wir auf dem ferneren Marsche durch lautes Murren Luft machten. Der Oberst, welcher hörte, wie die Grenadiere auf ihn schimpften, antwortete, als er den Grund unserer Mißstimmung vernahm, er habe nicht gewußt, daß den andern Regimentern Etwas verabreicht worden sei. Einen Grenadier, der über diese ihm höchst komisch erscheinende Aeußerung laut aufschrie, schlug der dadurch gereizte Oberst mit seiner Reitgerte in's Gesicht. Das empörte uns andern aber dergestalt, daß wir ihm mit gefälltem Bajonnet zu Leibe gingen, für diesen an unserm Kameraden begangenen Frevel Genugthuung fordernd. Wir drohten, die Sache dem commandirenden Generale zu melden und denselben um einen andern Regimentschef zu bitten; — doch blieb die Sache für's Erste wenigstens beim Alten.

Der Marsch ging jetzt über einen so schmalen Gebirgspfad, daß wir, obgleich wir in Reihen marschirten und die Reiterei ihre Pferde am Zaume führte, dennoch in steter Lebensgefahr schwebten. Wären die Franzosen, welche von unsern Bewegungen Kenntniß erhalten hatten, eine halbe Stunde früher gekommen, würden sie uns abgeschnitten und zu Gefangenen gemacht haben. Glücklicher langten wir jedoch in Hostalrich an und lagerten daselbst.

Hier trugen wir das Verfahren des Obersten durch den Feldwebel unserm Hauptmann vor, mit der Bitte, dem General darüber Meldung zu machen. Als jedoch der Hauptmann, welcher mit dem Obersten gesprochen hatte, uns ersuchte, die Sache für dieses Mal auf sich beruhen zu lassen, im Wiederholungsfalle aber strenge Genugthuung versprach, und er jedem Manne als Entschädigung 1 Real bewilligte, leisteten wir gern dem Wunsche des liberalen, allgemein geachteten Vorgesetzten Folge.

Von Hostalrich rückten wir am folgenden Tage nach Engeles, woselbst uns eine viertägige Rast zu Theil ward. Am fünften Tage, Morgens 6 Uhr, stieß der Oberstlieutenant Odonel mit 2000 Mann zu uns, und berichtete, er sei durch das französische Lager geschlichen, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Dem General wie uns Allen würde dies unglaublich geschiene haben, wenn nicht außer anderen Umständen die Thatsache die Wahrheit seiner Aussage außer allen Zweifel gestellt hätte, daß ein Soldat vom Regimente Winsen, ein geborner Pole, als Trophäe Hut, Rock, Weste und Oberhemd des französischen Generals vorzeigte. Der Schlaue war nach seiner Aussage in das Zelt des Generals geschlichen, hatte sich jene Gegenstände angeeignet und dann noch mehr nehmen wollen, als der Beraubte erwachte. Auf des Feindes „Wer da?“ machte unser Freund sich natürlich rasch und ohne Antwort davon.

Diese Mannschaft, deren wohlgelungene List wir eben berichteten, hatte einen Lebensmitteltransport in die Festung escortirt. Der kleine Ort vermochte sie jedoch nicht zu beherbergen, und aus demselben, welchen der Feind rings umschlossen hatte, führte nur der vom braven Odonel muthig eingeschlagene Weg.

General Blac war nicht der Mann, Thaten eines solch

echten Soldatengeistes unbelohnt zu lassen. So überließ er es denn auch dem Oberstlieutenant Odonel, als dieser sich in St. Hillaro bei ihm meldete, als Belohnung seiner Kühnheit sich eine Gunst zu erbitten. Entschlossenen Geistes zauderte Odonel nicht lange und verlangte das Commando über 6 Grenadier-Compagnieen. Auf der Stelle bewilligte der General sein Gesuch und stellte 2 Compagnieen vom Regimente Ferdinando, 2 Compagnieen vom Regimente Granada und 2 Compagnieen vom 4. Schweizer-Regimente unter den Befehl des Erfreuten.

Schon am nächsten Morgen rückten wir aus, den französischen Vorposten zu. In feuriger Rede hatte unser neuer Befehlshaber seine Untergebenen zur Tapferkeit angespornt, den ehrenden Lohn des siegenden Muthes ihnen vor Augen haltend. — Nachdem wir dem Feinde gegenüber Position gefaßt hatten, konnten wir uns lagern, ohne jedoch uns der Waffen entledigen zu dürfen, und uns ward anbefohlen, beim ersten Signalschusse das Gewehr zur Hand zu nehmen, beim zweiten in Reih und Glied zu treten. Der etwa andringende Feind sollte mit zwei Salven empfangen werden, die dritte aber sei mit der alsdann statthabenden Bajonnetattaque zu verbinden. Uns ward jedoch keine Gelegenheit zur Thätigkeit geboten, nur daß wir bis zum folgenden Morgen 9 Uhr unter dem Gewehre stehen mußten; da erst konnten wir unsere Waffen zusammenlegen, die unterdeß bereitete Mahlzeit einnehmen und ruhen.

Nachmittags 3 Uhr, nachdem der Oberstlieutenant uns nochmals zur Tapferkeit ermuntert hatte, wurden wir durch zwei Signalschüsse zu den Waffen gerufen. Wir mochten ungefähr 300 Schritt vorgerückt sein, als der Befehlshaber uns mit Rechtsrum an den Fuß eines Berges rücken und dort in Kolonne setzen ließ. Unsere Aufgabe war, die auf dem Gipfel des Berges sich befindenden Franzosen entweder zu schlagen, oder zu fangen, und zwar lediglich mit Hilfe des Bajonnets,

ohne einen Schuß zu thun. Als wir zum Angriffe aufbrechen wollten, stießen zwei spanische Patrouillen, jede 50 Mann stark, zu uns, welche der Oberstlieutenant bei sich behielt und rechts und links als Tiralleurs entsandte. Ohne das mindeste Geräusch gelang es uns, den Gipfel des Berges zu erreichen. Die Franzosen, eines so zahlreichen Feindes wahrscheinlich nicht gewärtig, stürzten, unser ansichtig werdend, ohne alle Ordnung den Berg hinunter. Ein sehr wirksames Feuer unsrerseits folgte ihnen. Ihr Verlust war bedeutend, wogegen wir im Ganzen nur 10 Blessirte von den Tiralleurs hatten. Es möchte uns gelungen sein, bei weiterem Verfolgen noch mehre Feinde zu fangen; doch der Commandeur untersagte dieses; Alles jedoch, was wir von den Franzosen noch vorfanden, mußte verbrannt oder auf sonstige Weise zerstört werden, und erst als dieses Vernichtungswerk vollendet war, wandten wir uns zurück, unserm alten Lagerplaz zu. Hier versammelte der Oberstlieutenant die Offiziere um sich, und ließ zu unserer großen Freude durch ihren Mund uns seine Zufriedenheit verkünden.

Drei Tage darauf brachen wir auf, um nach der an den Pyrenäen gelegenen schöngebauten Stadt Nlot zu marschiren. Dieselbe zählt ungefähr 12—16000 Einwohner; wir rückten aber nicht hinein, sondern bauten vor derselben unser Lager aus Strauchwerk auf, welches uns am Tage vor der Sonne, in der Nacht vor dem starken Nebel Schutz gewährte.

Hier führten wir ein sehr trauriges Leben; denn zu dem Ungemache, daß man uns gänzlich ohne Lebensmittel ließ, daß man uns verbot, in der Stadt Proviant zu erhandeln, den Bürgern aber, das Lager zu betreten, — gesellte sich noch der Zorn der Elemente. Ein furchtbares, von starken Regengüssen begleitetes Gewitter entlud sich über uns; stromweis stürzte das Wasser von den Gebirgen herunter, schwemmte unsere Hütten hinweg, verlöschte das Feuer und beraubte uns jeglichen Schutzes.

Nach zwei Tagen erst minderte sich unsere Drangsal; der Regen legte sich, die ersehnten Lebensmittel trafen ein und wurden allsogleich unter uns vertheilt. War vorhin die Trostlosigkeit groß, äußerte sich jetzt die Freude doppelt laut, da wir doppelte Rationen empfangen und jeden Rasttag mit 18 Ort. vergütet bekamen. Nachdem dem Magen sein Recht geworden, sorgten wir zunächst dafür, uns selbst, sowie unsere Waffen des Schmutzes zu entkleiden, welcher, durch das ungünstige Wetter hervorgerufen, nur zu reichlich daran haftete.

Am 28. September marschirten wir von hier nach la Bisbal, wo das Bataillon Valencia zu uns stieß. Hier hatten wir täglich kleine Scharmügel mit dem Feinde, wo es denn meistens auf beiden Seiten einige Todte oder Blessirte gab.

Am 28. October wandten sich 2 Bataillone Infanterie und 1 Escadron Husaren dem in der Nähe von Gerona befindlichen französischen Lager zu. Der Feind hatte, als wir uns naheten, dasselbe verlassen und den Rückweg nach Gerona angetreten. — Odonel nahm jenseits der Stadt eine vortheilhafte Stellung ein, worauf er dem Feinde 50 Infanteristen und 24 Husaren nachsandte. Wie der Franzose eine nur so geringe Truppenanzahl gewahrt, wendet er sich gegen sie, die augenblicklich retiriren, auf diese Weise den Feind in die Gegend lockend, wo wir hinter einem Berge im Hinterhalte liegen. Kaum naht er sich uns auf Schußweite, so lichtet eine wohlgezielte Salve unsrerseits seine Glieder; er weicht bestürzt zurück, sammelt sich jedoch wieder, naht sich abermals, und steht sich auf gleiche Weise empfangen. — Wir, hinter dem Hügel gedeckt, haben nicht viel zu befahren, müssen aber doch nach dreistündigem hartnäckigem Kampfe den Platz räumen, um rechtzeitig den Plan des 8000 Mann starken Feindes, uns zu umzingeln, vereiteln zu können.

Der Kampf kostete uns 21 Tödtte und 57 Blessirte; unser Rückzugsort war la Bisbal.

Bei diesem Scharmügel schwebte auch mein Leben in nicht geringer Gefahr. Mein Posten war an der Ecke der Anhöhe, und so sah und hörte ich fortwährend Kugeln unmittelbar an mir vorbeisaußen, deren eine meinen Ladstock auf eine Weise traf, daß die Splitter mir in's Gesicht flogen. Mein Auge spähte nach den mordlustigen Schützen, und sie endlich hinter einem gegenüber liegenden Weinstocke versteckt gewahrend, sandte ich mit einigen Kameraden vereint einen Gegengruß dahin ab, welcher wohl seinen Mann getroffen haben wird; denn keine Antwort erfolgte.

Am 30. October führte uns ein eiliger Marsch nach St. Colonna, wo wir zum Vorpostendienste verwendet wurden. Wegen der vermutheten Nähe des Feindes durften wir uns nicht entfernen, und erhielten auf eine Bitte, in Colonna Lebensmittel auffuchen zu dürfen, abschlägige Antwort. Diese Vorsicht war heilsam; denn nach nicht langer Zeit fielen drei Gewehrschüsse und gleich darauf meldete ein Husar dem Hauptmanne, daß französische Kavallerie im Anzuge sei, was diesen bewog, rechts von der Straße abzubiegen, über einen breiten Graben zu setzen und hinter einem Weinstocke Stellung zu nehmen. So, seinem Auge verborgen, erwarteten wir ruhig den Feind, dem wir dann, als er nahe genug war, durch ein Rottenfeuer eine ziemliche Niederlage beibrachten. Von einem Gefechte gegen uns hielten unsere Husaren ihn zurück.

Als wir am andern Morgen abgelöst waren und, uns beim Mahle erquickend, rasteten, erscholl plötzlich der Ruf, die Franzosen zögen in großer Macht heran, und wirklich sahen wir auch drei Kolonnen wider uns daherschreiten. „Das wird ein heißer Tag werden!“ äußerte ich gegen einen Kameraden, und mein Prophetengeist hatte wahr gesprochen.

Das Herz klopfte uns doch ein wenig, als wir den uns wenigstens dreifach überlegenen Feind mit einer Gewehrsalve willkommen hießen. Dreimal wurde dieser Gruß wiederholt, dann zog sich der Feind zurück. Seine List, uns durch diese Retirade aus unserer sicheren Stellung hervorzulocken, mißlang ihm jedoch; wir verfolgten ihn zwar eine kleine Strecke, kehrten dann aber rasch hinter die Brustwehr, wo wir geruht hatten, zurück. Die Franzosen, ihren Plan vereitelt sehend, kehrten nun gleichfalls um, um uns mit großer Wuth anzugreifen. Sie eröffneten ein Kanonenfeuer, welches aber, obgleich sehr heftig, uns wenig schadete, da die Schüsse bald zu hoch, bald zu niedrig gerichtet waren.

Zu unserer Unterstützung trafen jetzt zwei Bataillone Valencia ein, welche aber, nachdem sie zwei Salven gegeben hatten, feige davon liefen.

Gegen die Uebermacht des Feindes konnten wir uns unmöglich lange mehr halten. Odonel befahl daher in Front und mit gefälltem Bajonnet einen hinter uns liegenden Berg zu ersteigen, jedoch nur erst zu feuern, wenn wir in Schußweite des Feindes wären. Jetzt endlich begriffen wir das Mißliche unserer Lage gänzlich; wir waren rings umzingelt. Kaum hatten wir den Gipfel des Berges erreicht, so tönte uns auch das „rendez vous!“ der Franzosen entgegen, dem wir aber durch eine volle Lage antworteten. Mit gefälltem Bajonnet ging es dann auf den Feind los, kein Pardon ward gegeben, was uns in den Weg kam, war eine sichere Beute des Todes. So schlugen wir uns glücklich durch, machten eine halbe Viertelstunde langen Lauffchritt, worauf zwei große gefällte Tannenbäume uns zu einer neuen Stellung Gelegenheit boten. — Das heftige Feuer des uns auf den Fersen folgenden Feindes wurde zwar von uns gleich heftig erwidert; doch abermals vom Feinde umzingelt, vermochten wir unsern Platz nicht lange

zu behaupten. Rechts und links bedrängte der Feind aus dem Gebüſche hervor uns hart; wir mußten abermals mit dem Bajonnete uns Bahn brechen, waren aber dabei nicht ſo glücklich wie zuvor, ſondern verloren manchen Kameraden durch Gefangenschaft oder Tod. Nach einer Viertelſtunde erreichte der Reſt von uns, etwa 90 Mann, ein Bauernhaus, wo wir, völlig erſchöpft, auf einem grünen Raſen uns lagerten, ſiets eines neuen Angriffes gewärtig.

Und das mit Recht; denn ſchon nach wenigen Minuten zeigten ſich franzöſiſche Tiralleurs. Ihnen, die nichts gegen uns ausrichten konnten, folgte bald der Feind in Maſſen. Wir feuerten zwar ein Paar Mal, konnten uns jedoch gegen den mit gefällttem Bajonnet heftig andrängenden Feind weder behaupten, noch es verhindern, daß wir abermals umzingelt wurden. Es galt alſo abermals, uns auf Leben oder Tod durchzuſchlagen, was auch in ſo weit der Verzweiflung gelang, daß wir nach manchem harten Verluſte Abends gegen 10 Uhr die Nähe des Dorfes Alburcia erreichten, wo wir in einer kleinen Kapelle Ruhe nach den Mühseligkeiten des Tages fanden. Von Odonel hatte uns die Hitze des Gefechtes getrennt, und erſt am folgenden Morgen erfuhren wir von dem nach Hoſtalrich marſchirenden Brigadier Guadrado, derſelbe weile mit den Trümmern ſeiner Schaar in Alburcia.

Hier trafen wir denn auch zu ihm, gerade als er die Reihen verleſen ließ. Unſere Compagnie war bis auf 34 Mann gelichtet, worüber der Oberſt ſo in Zorn gerieth, daß er ausrief, der Teufel hätte uns nur Alle holen ſollen.

Auf dieſe beleidigende Aeüßerung forderte der Kapitain ſeinen Borgesezten zum Zweikampfe, indem er noch hinzufezte, der Oberſt möge ſich nur an den Orten, wo ſie gefochten hätten, von der Tapferkeit der Grenadiere überzeugen.

An dieſe Stellen begab ſich denn auch noch Odonel näm-

lichen Tages, begleitet von unserm Kapitain, dem Kapitain der zweiten Grenadiercompagnie, dem Adjutanten und 24 Husaren. Die zahlreichen rings umher liegenden Leichen, von den rachsüchtigen Franzosen gräßlich zerstückelt, waren die beredtesten Zeugen unsers Heldenmuthes und mußten ihn einsehen lehren, daß er voreilig geurtheilt.

Uns versetzte das noch an selbem Tage bevorstehende Duell in die größte Betrübniß; denn wir hingen mit schwärmerischer Liebe an dem Kapitain, dem wir in allen Stücken vertrauten, und der uns mehr Vater als Vorgesetzter war. So vermochten wir denn den Feldwebel, ihn in unserm Namen zu bitten, er solle seine Herausforderung zurücknehmen, worauf uns aber eine abschlägige Antwort zu Theil ward. Er, als der Beleidigte, könne dies nur, lautete der Bescheid, wenn zuvor Odonel sein Wort zurücknehme. An ihn sandten wir daher den Feldwebel mit derselben Bitte, und, sein Unrecht einsehend, widerrief dieser die Beleidigung vor der versammelten Compagnie.

Der Oberst that noch mehr. Als er jene harte Aeußerung hervorstieß, mochte er wohl geglaubt haben, unsere gefallenen Kameraden, sämmtlich Deutsche, seien zum Feinde übergegangen. Um nun zu zeigen, daß er nicht mehr grolle und das Verdienst gebührend anzuerkennen wisse, meldete er das ganze Ereigniß dem General Black, welcher darüber der Junta berichtete, und siehe, nach ungefähr 6 Wochen waren der Oberst Odonel zum General, die beiden Hauptleute zu Oberstlieutenants, die andern Offiziere zu höheren Chargen avancirt, ein jeder Soldat aber erhielt eine monatlich 6 Realen eintragende Medaille mit dem Bildnisse des Königs, welche mir leider später von den Franzosen wieder abgenommen wurde.

Als nach ungefähr 14 Tagen unsere Compagnie wieder complet war, erhielten wir Ordre zum eiligen Ausbruche nach Esparaguera. Da wir fast ohne Kleidung waren, sahen wir

uns genöthigt, unsere Hemden über die Uniformfetzen anzuziehen, wodurch wir ein höchst sonderbares Ansehen gewannen. Odonel schmerzte dieses sehr; er wußte, daß genug Uniformstücke, mit deren Verabfolgung man nur zurückhielt, in den Magazinen fertig lagen, und gebot daher, bis dieselben anlangten, uns doppelte Löhnung sowie doppelte Brod- und Weinportionen verabfolgen zu lassen.

Aus Madoral und Mulenderi, wohin wir jetzt gelangten, vertrieben wir die Franzosen, welche sich dort festgesetzt und Alles geplündert hatten. Das geraubte Vieh fiel wieder in unsere Hände, da den Franzosen keine Zeit blieb, es mit fortzunehmen.

Nach dreitägiger Rast ging es dann über Mataro, Montresa nach Bique, woselbst wir zu unserm Regimente stießen. Eine Stunde jenseits der Stadt, in Dlot, wurde Halt gemacht und die ganze Nacht unter dem Gewehre zugebracht, weil ganz in der Nähe, bei Ribhe, die Franzosen standen. Da dieselben jedoch keinen Angriff wagten, gingen wir wieder zurück nach Bique, wo wir ziemlich entfernt vom Regimente das Lager aufschlugen.

Bald jedoch ward unsere Ruhe wieder durch drei Gewehrschüsse gestört. Rasch griff Alles zu den Waffen und fort ging es im Sturmschritte, dem Obersten Odonel nach, der uns zu dem von Feinden umzingelten Regimente führte. Mit gefällttem Bajonnet brachen wir uns Bahn zu den bedrängten Brüdern. Der Feind stuzte, wick einen Augenblick und sammelte sich dann wieder, sich von Neuem mit gewaltiger Wucht auf uns werfend. Da gab es einen hartnäckigen Kampf, saure Blutarbeit bis tief in die Nacht hinein, bis wir endlich den Sieg davontrugen und als Preis desselben 10 Offiziere und 100 Mann in's Lager als Gefangene heimführten, welche dann später nach Tarragona transportirt wurden.

Nach wenigen Tagen meldeten unsere Vorposten wieder das Herannahen dreier französischer Kolonnen von Bique her. Wir aber, 3000 Mann stark, bereiteten ihnen mit dem Schlachtrufe: „Viva Ferdinando settimo!“ einen solchen Empfang, daß sie sich mit großem Verluste zurückzogen, wogegen wir nur 40—50 Tode und Blessirte hatten.

Als wir am folgenden Morgen die Nähe von Moja im Gebirge erreicht hatten, stürzten sich die Franzosen mit solcher Wuth auf uns, als gelte es, mit einem Schlage ganz Spanien zu erobern. Obgleich wir eine gute Position hatten, befahl General Odonel dennoch, langsam zu retiriren, um den Feind in's Gebirge hineinzulocken. Uns dahin zu folgen, fand derselbe jedoch nicht für gerathen, sondern zog sich vielmehr auf Moja zurück. Wir suchten ihn stürmisch aus diesem Orte zu vertreiben; aber vergebens, seine Stellung war zu gut, und uns blieb nichts anderes übrig, als uns über Gavoresa gegen Calent und St. Felin zurückzuziehen.

Hier rasteten wir einige Tage und wandten uns dann nach Montresa, wo außer unserm Regiment noch die Brigade des Obersten Sarfield, das Regiment Amerika, das Regiment Granada, 150 Mann Kavallerie und 4 Kanonen zu uns stießen, mit denen zusammen wir nach Moja zurückgingen, um uns mit den Franzosen zu messen. Die aber hatten sich aus dem Staube gemacht und erst eine halbe Stunde vor Bique stieß unsere Avantgarde auf sie. Wie gewöhnlich, sandte man uns Grenadiere im Sturmschritte vor, um den Feind in die Flucht zu schlagen. Wir machten 12 Gefangene und trieben die Uebrigen, 4—5000 Mann, bis Bique, wo sie Position nahmen, um uns bald mit bedeutender Verstärkung anzugreifen. Besonders der Oberst Sarfield erhielt bei diesem Gefechte große Verluste. Er würde sich glücklich durchgeschlagen haben, wenn nicht den Franzosen von Hostalrich her neue Hülfsstruppen zuge-

strömt wären. Da mußte er eilig fliehen, und büßte einen großen Theil seiner Mannschaft nebst den Kanonen ein. Auch wir wurden bis Collaspina zurückgetrieben, wo endlich die Franzosen von der ferneren Verfolgung abstanden.

Schnell sammelte Odonel hier seine Leute wieder, griff den Feind herzhaft an, schlug ihn in die Flucht und nahm ihm die eroberten Kanonen wieder ab. Der General selbst erhielt bei diesem Gefechte zwei bedeutende Wunden.

Einige Tage nachher entspann sich abermals bei Malla auf der Gebirgsseite von St. Sedaria ein bedeutendes Gefecht, wo anfangs das Glück auf beiden Seiten ziemlich gleich war. Dann gewannen wir kurze Zeit die Oberhand und brachten den Feind mit großen Verlusten zum Weichen. Er griff jedoch, bedeutend verstärkt, nach kurzer Zeit von Neuem an und es gelang ihm, uns bis Majo zurückzuwerfen; obgleich der vollständigste Sieg unseren Fahnen gewiß nicht hätte entgehen können, wenn nur im Anfange die spanischen Regimenter dem Anprellen des Feindes standhastere Widerstand entgegengesetzt hätten. Der Verlust unseres Regiments war jedoch nicht bedeutend: 18 Tödtet und 52 Blessirte (darunter 1 todtet und 2 verwundete Offiziere); die Franzosen dagegen hatten 8—900 Mann durch Tod oder Gefangenschaft eingebüßt.

Am 24. Februar 1810 besetzten wir das Dorf Esparguera am Fuße des Montferrat. Nach zwei Tagen traf der Oberst des Regimentes Granada zu uns, meinem Kapitain den Rath ertheilend, eiligst den Platz zu räumen, widrigenfalls er unfehlbar 8000 heranziehenden Franzosen in die Hände fallen werde. Da ertheilte der Kapitain mir den Auftrag, in Esparguera seinen Bedienten aufzusuchen und ihm zu sagen, er solle mit der Bagage nach Madural gehen, sich aber von dort bei etwaigem Herannahen des Feindes nach Villa Franca wen-

den. An dem bezeichneten Orte fand ich den Gesuchten nicht mehr, da derselbe schon nach Villa Franca aufgebrochen war.

Auf dem Rückwege zur Compagnie gewahrte ich in dem Dorfe Aprera feindliche Kavallerie im Gefechte mit meinen Kameraden. Diese hatten sich aus ihrer vorigen Stellung hinter nahe gelegene Weinberge zurückgezogen. Dennoch, trotz dieses für die Kavallerie ungünstigen Terrains waren ihre Verluste bedeutend, und da es mir nun doch unmöglich war, den Bedrängten zu Hülfe zu eilen, flüchtete ich, auf meine eigene Rettung bedacht, nach Madural. Nach fast $\frac{1}{4}$ stündigem Marsche zog mir ein so entsetzlicher, mit jedem Schritte wachsender Leichendunst entgegen, daß ich mich, um nicht zu ersticken, genöthigt sah, mein Schnupstuch vor die Nase zu halten. So stellte ich eine Untersuchung an und fand dann bald zu meinem Entsetzen in einem kleinen Gebüsche einen Haufen todter Franzosen auf dem bloßen Erdboden aufgethürmt. Nicht einmal ein Grab hatte man den Armen gegraben!

Rasch floh ich diesen Ort des Grauens, der Landstraße wieder zuwendend. Nicht lange, so stieß ein Regiment spanischer Kavallerie zu mir, welches die Straße nach Esparaguera verfolgte. Die Reiter eilen mir vorbei, kehren aber plötzlich im gestreckten Galopp wieder um, und hinter ihnen drein gewahre ich feindliches Pferdewolk dahersausen. In meiner Noth erfasse ich den Schweif des letzten spanischen Rosses, werde so eine Strecke fortgeschleift, sinke aber bald ermattet nieder. Doch der mehr und mehr nahende Feind gönnt mir keine Zeit zur Erholung, ich mache mich wieder auf, erreiche die Brücke bei Madural und schlage den Weg rechts ins Gebirge ein. Hier treffe ich bald 3000 Bauern hinter einer Brustwehr versteckt. Die Kavallerie stürmt heran, ergreift aber, so wie sie Unrath merkt, eiligst die Flucht.

Ich verfolgte jetzt meinen Weg längs des rechten Flußufers. Aber was sehe ich! Der Weg hört plötzlich auf, die Nacht aber bricht ein. Wohin mich nun wenden auf dem pfadlosen unbekanntem Gebirge? Raschen Entschlusses stürze ich mich in den Fluß, schwimme hindurch und verfolge den Weg nach Villa Franca, welchen Ort zu erreichen mir aber nicht mehr möglich schien. In dem nächsten Dorfe St. Sadorus suchte ich Nahrung und Obdach zu erhalten, mußte aber, da mir Beides mißlang, meinen ermüdeten Schritt weiter lenken, bis ich endlich Nachts 1 Uhr zwischen Regulada und Villa Franca ein großes Bauernhaus entdeckte, in dem ich das Erwünschte zu erhalten hoffte. Erwartungsvoll überschreite ich die Schwelle, und finde — wer denkt sich meine Freude! — meine geliebten Kameraden traulich versammelt. Sogleich lasse ich mich zum Kapitain führen und melde ihm, daß ich seinen Bedienten an dem bezeichneten Orte nicht mehr getroffen hätte, sondern daß derselbe mit der Bagage nach Villa Franca gegangen wäre.

Vom Hauptmann erfuhr ich, daß der Verlust der Compagnie sehr bedeutend gewesen sei. Sie war von 124 Köpfen bis auf 2 Lieutenants, 1 Feldwebel, 2 Sergeanten, 4 Corporäle und 26 Gemeine zusammengeschmolzen.

Um 6½ Uhr am folgenden Morgen erreichten wir Villa Franca, wo uns ein durch den Hauptmann requirirtes Mahl von Stockfisch und Reis erquickte. Plötzlich während des Essens wird Generalmarsch geschlagen. Im Hui sind die Töpfe umgestürzt, Jeder greift nach einem Stücke halbgahren Stockfisch und eilt damit an seine Waffen.

Von heransprengender spanischer Kavallerie wurden wir ermahnt, auf unserer Hut zu sein, da 3000 Franzosen uns auf den Fersen säßen. Eilig gingen wir durch Brendel und nahmen dann in einem Walde zwischen Villa Franca und Brendel

nahe der nach Tarragona führenden Landstraße Stellung. Links waren unsere Kuirassire postirt, rechts vom Walde stand das Regiment St. Jago, vor demselben schwärmten die Schützen. Bald begann das Feuer gegen die 3000 Mann starke feindliche Avantgarde. Wir zogen uns fechtend zurück; die Franzosen herzhast hinterdrein, um sich im Walde festzusetzen. Aber sie verrechneten sich; kaum hatten sie den äußersten Saum erreicht, so fiel unsere Kavallerie ihnen in den Rücken, das Regiment Jago unterstützte die Reiter, indem es ihnen die Feinde entgentrieb, welche dann von den Säbeln niedergehauen oder von den Rossen zerstampft wurden. — Nachdem die Avantgarde also von uns war zugerichtet worden, mußten wir uns zurückziehen, da die feindliche Hauptmacht 18000 Mann stark rache-glühend herannahete. Vor ihrer Wuth schützte uns aber zunächst das bald erreichte Tarragona, wo wir in's Lager zogen.

Drei Tage später, am 1. April, marschirten wir wieder nach Villa Franca. Eine Viertelstunde vor diesem Orte stand auf einer Anhöhe ein feindliches Biquet, welches, uns für Franzosen haltend, sich nicht eher entfernte, bis es seinen Irrthum einsah und dann rasch nach der mit ziemlich hohen Ringmauern umgebenen Stadt zu floh. Fast zugleich mit ihnen trafen wir daselbst ein, worauf in den Straßen ein Gefecht begann. Die französischen Offiziere, welche sich in einem Kaffeehause der Ruhe überlassen hatten, nahmen ihren Weg nach einem großen zu einer Kaserne eingerichteten Gebäude, dessen Thüren sie inwendig mit Steinen u. s. w. verammelten.

Nachdem dieses Gebäude von uns umzingelt und eine Zeitlang lebhaft hin und her gefeuert worden war, forderte der uns commandirende General Caro die beiden Grenadiercompagnien auf, zu stürmen. Sogleich setzten wir uns unmittelbar an dem Gebäude fest, wodurch verhindert wurde, daß das

Feuer der Feinde aus den im untern Stock angebrachten Schießscharten unsern Truppen erheblichen Schaden zufügte.

Nach fast einer halben Stunde ritt der General, ein weißes Tuch in der Hand schwingend, vor das Gebäude, die Franzosen zur Uebergabe auffordernd. Zum Danke dafür ward ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen. Eine gleiche Aufforderung des Obersten, wenige Minuten später, hatte ebenfalls keinen Erfolg. So begann der Kampf denn wieder. Als nach kurzer Frist der General seine Aufforderung wiederholte, erhielt er als Antwort eine Wunde in die Ferse, und eine französische Kugel tödtete abermals sein Pferd. Dadurch in Wuth gebracht, schwur er jedem Feinde den Tod, welches Wort er sicher wahr gemacht haben würde, wenn es nicht der Beredsamkeit des Obersten gelungen wäre, die Hartnäckigkeit der Belagerten zu besiegen. Sie ergaben sich, unter der Bedingung, ihre Bagage behalten zu dürfen. Als die armen Schelme durch unsere Gasse, deren Spalier die beiden Grenadiercompagnieen bildeten, passirten, entdeckten wir zu nicht geringer Freude unter den 26—2700 gefangenen Infanteristen und 250 Kavalleristen, manche unserer vor einigen Tagen in Gefangenschaft gerathenen Kameraden. Diese wurden natürlich befreit, die Franzosen aber nach Tarragona transportirt.

Jetzt wurden von uns alle Häuser durchstöbert, um etwa noch versteckte Franzosen aufzufinden. Dieses Beginnen war jedoch fruchtlos, bis ich endlich an ein Haus gelangte, dessen verschlossene Stubenthür erst meiner Kolbe sich öffnete. Der Anblick einiger zerbrochenen Hausgeräthe war der ganze Lohn meiner Mühe. Ich ging weiter, und da ich hinter einer andern gleichfalls verriegelten Thür deutlich Menschenstimmen vernahm, forderte ich laut, aber vergebens, man solle öffnen. Als ich darauf mit vier Kameraden mein Anliegen wiederholte, hörte man uns gleichfalls nicht. Darauf ging ich um das

Haus herum, zerschlug einen verschlossenen Fensterladen und erblickte dann zwei Feldwebel, zwei Sergeanten und drei Gemeine vom Regimente Granada, welche wir erst nach hartnäckiger Gegenwehr überwältigten und dann als Deserteurs an ihr Regiment abgelieferten. Sie wurden später vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, da sie sich mit den Compagniekassen entfernt hatten.

Auf unserm nach kurzer Rast fortgesetzten Marsche stießen wir in Esparaguera auf die unter dem Befehle des Generals Campo Verde stehende Division. Am Nachmittage erfuhren wir, daß sich ein 1000 Mann starker feindlicher Munitionstransport nach Montresa bewege, wo der französische General Schwarz stand. Sofort wurden vier Compagnieen von unserm Regimente, nebst 200 Mann Kavallerie, dem Feinde entgegen-
gesandt. Es entspann sich bald ein lebhaftes Gefecht, aus welchem wir uns jedoch vor der Uebermacht der Franzosen so lange zurückziehen mußten, bis uns vier Compagnieen zu Hilfe kamen. Da wandte sich das Blättchen; mit gefällttem Bajonet wurde der Feind bestürmt, 2 Haubizen wurden erobert und 200 Gefangene nach Tarragona transportirt. Unser Verlust an Todten und Verwundeten betrug 300 Mann.

Hier darf ich ein Beispiel weiblicher Heldennüthigkeit und Gattenliebe nicht unerwähnt lassen. Ein feindlicher Soldat vom Regimente Würzburg, den seine Frau mit ihrem vier Monate alten Säugling auf allen Märschen begleitet hatte, lag verwundet unter einem Olivenbaume. Während er nun mit dem Verbande seiner Wunden beschäftigt ist, legt sie das Kind neben ihn, ergreift sein Gewehr und feuert fünf Mal gegen uns, bis sie sich selbst in der Wade getroffen fühlt. Ihr Gatte, dies gewahrend, entreißt ihr die Waffe, sinkt aber im selben Augenblicke, von Neuem an der Schulter verwundet, nieder. Da wirft die Arme mit dem Säuglinge sich über ihn, um mit dem Geliebten zu sterben. Doch der Krieg hatte noch

neue Schrecken für sie; auch das unschuldige Kind erhielt einen Schuß in die Schulter. Unbeschreiblich war der Jammer der Eltern, welche gleich darauf gefangen genommen wurden. Der General, welcher durch unsern Obersten diese Sache erfuhr, ließ die beiden Leute vor sich kommen, lobte ihr Benehmen und schenkte ihnen 10 Thaler, worauf die Offiziere vom Regimente noch 40 Thaler durch eine Collekte zusammenmachten. Während des Transportes nach Tarragona wurden sie der besonderen Obhut des commandirenden Offiziers empfohlen.

Am 4. April marschirten wir nach Montresa, um diesen von den Franzosen besetzten Ort am folgenden Morgen zu stürmen. Es war aber wohl von Seiten des Generals nicht die gehörige Vorsicht angewandt; denn beim Tageslichte waren die Feinde bereits entwichen. Dies berichteten uns 800 Bauern, welche ihnen nachsetzen wollten, und sie auch wirklich fast sämmtlich eingefangen hatten, als wir auf dem Marktplatze des Städtchens Sabadell zu ihnen stießen. Wir bemächtigten uns nun noch derer, welche ihren Händen entgangen waren, so daß der ganze nach Tarragona gesandte Gefangnentransport aus 8—900 Mann bestand, meist von den Regimentern Nassau und Sachsen-Weimar. Ein Glück für diese, daß wir rechtzeitig anlangten; denn die grausamen spanischen Bauern kannten keinen Pardon, sondern schlachteten jeden Gefangenen unmenschlich wie das Vieh. Der General Schwarz und Oberst Dohs verdankten bei dieser Affaire ihre Rettung lediglich der Schnelligkeit ihrer Pferde.

Nachdem durch die Menschlichkeit unsers Obersten unter die Gefangenen Brod und Wein vertheilt war, wurden sie durch zwei Grenadiercompagnieen nach Tarragona transportirt.

Wir brachen von hier noch am nämlichen Abende nach

Madorel auf, wo wir 10 Tage verweilten, ohne auch nur einen Augenblick Ruhe vor dem Feinde zu haben. Dann gingen wir nach Tarrasa und von da nach achttägigem Aufenthalte nach Caldes, vereinigt mit der Brigade des Generals Porta. Hier gab es nach zweitägiger Rast wieder Arbeit. Wir wurden anfänglich in ein Tiralleurgefecht mit dem Feinde verwickelt, bald mußte den Schützen indeß ein Bataillon zur Unterstützung nachrücken, und da dieses noch nicht ausreichte, erschien der General mit der ganzen Brigade auf dem Kampfplatze. Es wurde links aufmarschirt und der Feind mit vier bis fünf vollen Lagen begrüßt. Die Franzosen blieben uns die mörderische Antwort nicht schuldig.

Die Franzosen, welche wahrscheinlich einsahen, daß durch Feuern nicht viel auszurichten sei, rückten jetzt mit gefälltem Bajonnet und im Sturmschritt auf uns vor. — Unser Regimentschef folgte ihrem Beispiel. Hierauf waren sie aber wohl weder gefaßt, noch vorbereitet; denn sobald sie aus unseren Bewegungen unser Vorhaben ersahen hatten, machten sie „Rehrt!“ und retirirten. Wir ließen sie unangefochten ziehen und kehrten auf unsern Posten wieder zurück.

Raum aber hatten wir unsere vorige Stellung wieder eingenommen, als ein Haufe französischer cuirassirte auf uns heransprengte. Wir bildeten schnell ein Quarrée und bewillkommten die Nahenden mit einem lebhaften Gewehrfeuer, welches sie zu eiligem Umkehren veranlaßte.

Jetzt aber kamen die vorhin Erwähnten von Neuem, und zwar mit einer ansehnlichen Verstärkung; sie griffen unsern linken Flügel so wüthend an, daß derselbe zu weichen anfing. Kaum hatte der General Porta letzteres bemerkt, als er auf die Pflichtvergessenen lossprengte und sie durch Hiebe mit der flachen Klinge zum Stehen brachte.

Der rechte Flügel befand sich von aller Kavallerie ent-

blößt, weil letztere zum linken Flügel detachirt war und dort vollauf zu thun hatte. Die Franzosen hatten die Schwäche des rechten Flügel nicht sobald bemerkt, als mehrere cuirassier-Regimenter einen mörderischen Angriff auf denselben machten. Die Ueberfallenen vertheidigten sich, trotz der Uebermacht des Feindes, mit bewundernswürdiger Tapferkeit, und, obgleich sie eine bedeutende Niederlage erlitten, behaupteten sie dennoch ihre Stellung.

Um der Sache schnell ein Ende zu machen, ließ General Porta auf allen Seiten mit gefälltem Bajonnet im Sturm-schritt vordringen. Die Franzosen zogen sich eilends zurück und verschanzten sich hinter einem kleinen Tannenwald, von wo aus sie einen dichten Hagel von Gewehrfugeln uns auf den Leib sandten.

Nun kamen auch die gedachten cuirassiere wieder zum Vorschein, um einen nochmaligen Angriff auf uns zu wagen. Wir schickten ihnen aber eine solche Gewehrsalve entgegen, daß sie für gut fanden, wiederum das Hasenpanier zu ergreifen.

General Porta erklärte jetzt, der Tannenwald müsse um jeden Preis genommen werden; er wolle den Sieg nicht den Franzosen lassen. Wir stürzten daher mit gefälltem Bajonnet in den Wald hinein und bemächtigten uns desselben, ohne einen Schuß gethan zu haben. Die Franzosen sammelten sich jedoch schnell wieder und versuchten, uns von dem Terrain, welches wir soeben gewonnen, wieder zu vertreiben. Dies war aber nichts Leichtes, indem wir den Rücken gedeckt hatten.

General Porta, welcher jetzt eine günstige Gelegenheit, die Franzosen total zu schlagen, zu haben glaubte, wollte dieselbe nicht unbenuzt vorübergehen lassen. Er ließ den linken Flügel, welcher jenseit eines breiten Grabens postirt war, aufbrechen, und kam mit demselben den Franzosen in den Rücken.

Bisher hatten die Franzosen ihr Geschütz nicht benutzt;

jetzt aber machten sie Gebrauch davon. Des unvortheilhaften Terrains wegen konnten sie uns indessen nicht vielen Schaden zufügen.

Unsere Kavallerie, welche schon bedeutend gelitten hatte, faßte wieder Muth und griff den rechten Flügel der Franzosen an. Diese geriethen in Unordnung und zogen sich in das nahe gelegene Dorf Iberis zurück. Wir folgten ihnen dahin, umzingelten das Dorf und bestürmten es. — Ein gräßliches Blutbad fand nun Statt; fast Alles, was Feind hieß, wurde niedergemetzelt; verhältnißmäßig machten wir nur wenig Gefangene.

Vollständig war zwar der Sieg, den wir davon getragen; doch war er auch unsrerseits nicht wohlfeil erkauft: wir hatten siebenundzwanzig Tödtte und achtundsechszig Verwundete; unter jenen waren zwei, unter diesen fünf Offiziere. Unser Verlust war jedoch im Vergleich mit demjenigen der Franzosen sehr gering.

Die Zahl der von uns zu Gefangenen gemachten belief sich auf etwa 2000 Mann Infanterie und 250 Kürassiere. Außerdem hatten wir 2 Kanonen erobert. — Sämmtliche Gefangenen wurden durch unser Regiment zuerst nach Caldes von dort nach Tarragona geschafft.

Wie einige der feindlichen, von uns zu Gefangenen gemachten Offiziere aussagten, hatten die Franzosen nach Caldes marschiren wollen, um dort zu brandschätzen. Sie hatten dieses wagen zu können geglaubt, weil sie uns für schwächer gehalten, als wir wirklich waren. — Unsere Streitmacht bestand damals aus dem Regiment Ferdinando, 1800 Mann stark; dem Regiment Granada, 1600 Mann stark; ferner aus unserm Regiment, von 1100 Mann; zu dem hatten wir 250 Husaren vom Regiment Granada bei uns.

Unser Regiment blieb so lange in Tarragona, bis es sich

wieder vollzählig befand. Als letzteres der Fall war, wurden wir neu eingekleidet.

Den 10. Mai 1810 marschirten wir nach Bales, Moblanc, San Coloma und Servara. Im letztern Ort stießen wir zu der Division Campo Juan Manuel de Biliera.

Den 12. desselben Monats brachen wir (10,000 Mann an Zahl) wieder auf, um nach Eridas zu marschiren. Im Gebirge, eine Stunde vom Ort unserer Bestimmung, machten wir Halt, um zu lagern. Es ward nun der Befehl gegeben, so viele Wachtfeuer anzuzünden, daß die Feinde vermuthen müßten, wir seien wenigstens 50,000 Mann stark.

Wir hatten den Tag über einen beschwerlichen Marsch vollbracht; denn bald bergauf, bald bergab, bald durch Moräste hatte uns unser Weg geführt. Kein Wunder also, daß wir Alle todtmatt waren.

Ohne mich um etwas Anderes zu bekümmern, suchte ich mir ein Plätzchen, wo ich ein wenig bequem und weich liegen konnte; ein solches war bald gefunden. Ich legte mich dort nieder, schob meinen Tornister mir unter den Kopf und nach Verlauf von wenig Minuten war ich sanft und fest eingeschlummert.

Drei bis vier Stunden ungefähr mochte ich geschlafen haben, als ich durch einen gewaltigen Lärm geweckt wurde. Ich glaubte nicht anders, als daß der Feind uns überfallen hätte.

Nachdem ich mich ermuntert hatte, sah ich meine Kameraden schon zu den Waffen greifen. Die Adjutanten sprengten hin und her. Niemand aber wußte, was eigentlich vorgefallen war.

Wir mußten nun in Reih und Glied treten und, nachdem wir uns in Sectionen abgetheilt hatten, traten wir unsern Marsch wieder an.

Ein kalter Regen stürzte in Strömen vom Himmel herun-

ter. In kurzer Zeit ward der Boden dadurch so schlüpfrig, daß wir kaum vom Fleck kommen konnten. Daher langten wir erst spät in der Nacht in Cabell an. Hier machten wir Halt. Es ward uns bei harter Strafe verboten, Feuer anzuzünden, oder das geringste Geräusch zu machen.

Hier, in Cabell, erfuhren wir, warum wir in der vorhergehenden Nacht so eilig hatten aufbrechen müssen.

Die Festung Erida war nämlich den Franzosen übergeben worden. Als Herren dieser Festung wären die Franzosen im Stande gewesen, uns gänzlich abzuschneiden, insofern wir unsere vorige Stellung beibehalten hätten. Ein schleuniger Abmarsch war daher von höchster Nothwendigkeit.

Von Cabell marschirten wir weiter in's Gebirge hinein, und zwar den Fluß Oberro entlang. Aber auch hier ward uns der Weg abgeschnitten; wir schlugen nun eine entgegengesetzte Richtung ein und wandten uns nach Solsona, wo wir am 18. Mai, Abends, ankamen.

In Solsona wurde unser bisheriger Divisions-General abberufen und die Division in zwei Brigaden getheilt. Die Brigade, bei der ich mich nun befand, bestand aus den Regimentern Soria und Granada, aus dem unsrigen und einem Bataillone Valencia, nebst 400 Husaren; Alles unter dem Befehl des Brigadiers Sarzfeld. Die andre Brigade ward von dem Brigadier Franzoo befehligt.

Unsre Brigade marschirte nun nach Calaf, wo wir zwei Tage blieben. Während unsers Aufenthalts daselbst ließ eines Tages beim Appell unser Oberst meinen Compagniechef zu sich rufen. Als dieser zurückkam, forderte er vom Feldwebel ein Verzeichniß von den Namen der Grenadiere, welche durch Tapferkeit und sittliches Betragen sich ausgezeichnet hätten. — Der Feldwebel brachte bald das verlangte Verzeichniß und ver-

laß die darauf stehenden Namen von acht Grenadieren, unter denen auch ich mich befand.

Der Hauptmann hieß uns vortreten und ihm zum Obersten zu folgen. Dieser lobte unser bisheriges Betragen und ernannte uns zu Unteroffizieren. Darauf ermahnte er uns, auch in Zukunft nicht von der Aufführung abzuweichen, welche uns die Charge, welche wir jetzt bekleideten, verschafft hatte. Er stellte uns hierbei zugleich ein höher Avanciren in Aussicht.

Ich war, sowohl an Jahren, als in Bezug auf Dienstalter, der Jüngste von allen Grenadieren meiner Compagnie. Diejenigen, denen ich vorgezogen worden, betrachteten mich daher mit den Augen des Neides und der Mißgunst.

In Cordova den 28. Mai angekommen, rückten wir in die nahe gelegene Citadelle ein. — Eine Stunde ungefähr nach unserer Ankunft daselbst, fühlte ich mich plötzlich unwohl. (Dasselbe war der Fall mit mehreren meiner Kameraden.) Ehe ich wieder hergestellt war, mußten wir wieder abmarschiren. Nach einem mehrstündigen Marsch befand ich mich jedoch wieder ganz wohl.

Unsere Unpäßlichkeit rührte, wie die Aerzte versicherten, von den Dünsten her, welche aus den Steinsalzgruben, deren sich in dortiger Gegend viele befinden, aufsteigen. Diese Dünste sind so giftig, und wirken auf die Vegetation so vernichtend ein, daß in der Nähe der Salzminer weder Gras noch Früchte aufkommen können.

Die erwähnte Citadelle war sehr gut befestigt. Sie lag auf einem runden Berge und hatte nur einen Zugang. Um den Berg herum läuft ein Fluß, welcher nach Morderea, von dort nach Madorel sich hinzieht und in der Nähe von Barcellona in das mittelländische Meer fließt.

Die Citadelle mit Sturm zu nehmen, wäre eine Unmöglichkeit gewesen; denn sie hatte eine ansehnliche Besatzung nebst

vielem Geschütz; nämlich: 70 Kanonen, 12 Bombenkessel und 10 Haubizen. Außerdem war an der Citadelle noch eine Vorkehrung getroffen und angebracht, welche die Stürmenden, wenn sie dem Ziele schon nahe zu sein glaubten, nicht allein zurückhalten, sondern auch einen großen Theil von ihnen zerschmettern konnte.

Diese Vorkehrung war folgendermaßen beschaffen: große schwere Balken waren mittelst eiserner Ketten oben an den Mauern befestigt; sie konnten, wenn es erforderlich war, leicht und schnell abgehakt werden; worauf sie dann herunterstürzen und Alles, was sie trafen, zermalmen mußten.

Die Citadelle mit schwerem Geschütz zu beschießen, ist auch nicht möglich. Sie ist nämlich von hohem Gebirge rings umgeben. Ueber dieses das Geschütz hinüber zu schaffen, würde, nach meiner Ansicht, ein unausführbares Unternehmen sein.

Nachdem wir am genannten Ort acht Tage geruht hatten, setzten wir uns wieder in Marsch, um nach Montresfa zu gelangen. Hier stieß unser Regiment zu der Brigade des Generals Campo Verde. Tags darauf machten wir uns auf den Weg nach Fulvia. — In der Nähe von Castell solid, auf dem Wege nach Vieta, bot sich ein schaudererregender Anblick unsern Augen dar: von Distance zu Distance sahen wir nämlich Leichname an Bäumen und Pfählen hängen. Es waren theils Bauern, theils französische Soldaten, welche sich einander bekriegt und die beiderseits gemachten Gefangenen aus Rache und nach dem Repressalienrechte aufgeknüpft hatten.

In einer Kapelle, welche nahe am Wege stand, erblickten wir ebenfalls die Leichname mehrerer erhängter Bauern.

Der Anblick von all diesem und namentlich die Profanation der Kapelle erbitterte unsre Truppen so sehr, daß sie schwuren, die furchtbarste Rache an den Vollbringern dieser

Gräueltthaten nehmen zu wollen. Wir erfuhren, daß es Neapolitaner gewesen waren, die solche verübt hatten.

In der Nähe von Vieta angekommen, vernahmen wir, daß in diesem Ort ein starker Trupp Franzosen sich befände. Erkundigungen, welche unser General in Betreff dieses Umstandes einziehen ließ, bestätigten die Wahrheit dessen, was wir vernommen hatten.

Daher fand unser General für gut, unserem Marsche eine andere Richtung zu geben: wir wandten uns nach Dlot. In einem Gebüsch, unweit Presas, brachten wir die Nacht zu.

Am folgenden Morgen machten wir uns wieder auf die Beine. Abends kamen wir in Campro an. Es war ein beschwerlicher Marsch, den wir vollbracht hatten: der brennenden Sonnenhitze ausgesetzt, bergauf, bergab ziehend, hatten wir den ganzen lieben langen Tag über Nichts genossen; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir keine Lebensmittel bei uns führten. Ein ordentliches Gefecht hatten wir nicht gehabt; wohl aber einige kleine Scharmügel. Wir singen daher schon an, zu glauben, das Bataillienliefen sei aus der Mode gekommen.

In dieser Hinsicht befanden wir uns aber in einem dicken Irrthum. Das Schicksal hatte uns nämlich, wie wir bald erfuhren, ein recht derbes, ernstes Gefecht zugebracht.

Wir waren in Regulada und glaubten uns dort noch lange Zeit einer erquickenden Ruhe und dem süßen Far niente, wie der Italiener sagt, hingeben zu können, als plötzlich in der Nacht vom 26. auf den 27. August, der Generalmarsch geschlagen wurde. Alle griffen zu den Waffen und eilten nach dem zu Versammlungen bestimmten Platze. Sobald wir uns daselbst in Reih und Glied aufgestellt hatten, ward Befehl zum Abmarsch gegeben.

Am folgenden Morgen, um 10 Uhr, kamen wir in Villa

Rodona an. Hier machten wir Halt und es wurden Vorposten gegen Vales und Moblanc ausgestellt.

Nachmittags, gegen 3 Uhr, brachte der Generalmarsch uns wieder auf die Beine. Ein ansehnlicher Trupp Franzosen, der sich in unserer Nähe hatte erblicken lassen, war schuld daran. — Unsere Vorposten zogen sich langsam zurück und wir marschirten zum Ort hinaus. — In einer Entfernung von etwa 1600 Schritt von letzterem, stellten wir uns auf dem Wege, der nach Vales führt, auf. Hinter uns befand sich die Kavallerie San Joco; sie war abgeseffen.

Bald wurden wir unsers Feindes ansichtig. Er rückte raschen Schritts auf uns heran. Auf Schußweite noch von uns entfernt, änderte er plötzlich seine Richtung; er wandte sich nämlich links und passirte einen breiten Graben, um unsern rechten Flügel anzugreifen, welcher längs demselben jedoch in einiger Entfernung davon postirt war.

Beim Uebergang über den Graben begannen die Franzosen schon ihren Angriff mittelst eines lebhaften Rottenfeuers. Dieses wurde jedoch von unserm rechten Flügel in reichlichem Maaße erwiedert.

Merkwürdigerweise ward Keiner von uns Grenadieren bei dieser Gelegenheit verwundet. Später erfuhr ich, daß die spanischen Grenadiere, ihrer bekannten Tapferkeit wegen, bei den Franzosen sehr in Achtung ständen.

Die Linie der Franzosen dehnte sich viel weiter hin aus, als diejenigen unserer Truppen. — Jene führten zwei Kanonen mit sich, von denen sie jedoch, der Beschaffenheit des Terrains wegen, keinen Gebrauch machen konnten.

Unser (nämlich der linke) Flügel verharrte noch immer in seiner ersten Stellung. Die Franzosen setzten uns hart zu; sie hatten wahrscheinlich die Absicht, uns abzuschneiden. Dies wollte ihnen aber nicht glücken; obgleich sie ihr Möglichstes

thaten. Endlich hätten wir aber doch wohl der Uebermacht unterliegen müssen, wenn unsere Kavallerie uns nicht zu Hilfe geeilt wäre. Zuerst kamen 250 Husaren vom Regiment Granada; dann zwei Escadrons cuirassiere. Da aber auch diese Verstärkung nicht ausreichte, so wurden noch 250 Dragoner vom Regiment San Jaco uns zugeschickt. Das wirkte; die französische Kavallerie fing an, zu weichen.

Unterdessen hatten wir unsere Stellung verlassen, hatten den erwähnten Graben passiert und uns in einem Weinberge, in voller Front verdeckt, aufgestellt. Die feindliche Kavallerie, welche jetzt in eiligem Retiriren begriffen war, mußte nahe an jenem Weinberge vorbei. Wir schickten ihr einen solchen Kugelregen auf den Leib, daß nur wenige entkamen.

Die feindliche Infanterie, welche der Kavallerie folgte, versuchte, als sie sich uns gegenüber befand, Posto zu fassen, ward aber von unserer Kavallerie so gedrängt, daß ihnen die Lust zum Kampf verging. Sie zogen sich demnach mit möglichster Schnelle bis nach Bales zurück.

Der Sieg war unser; wir hatten ihn aber mit einem Verlust von 700 Mann erkaufte. Wie viel die Franzosen verloren, weiß ich nicht.

Wir verfolgten den Feind dies Mal nicht, sondern marschirten nach Villa Rodona zurück. Dort verbrachten wir die Nacht.

Am folgenden Morgen setzten wir uns wieder in Marsch, und zwar nach Bales zu.

In der Nähe dieses Orts angekommen, schickten wir zwei Grenadier-Compagnieen, als Tirailleurs, voraus. Die Franzosen ihrerseits sandten Voltigeurs aus.

Das Tirailleurfeuer begann auf beiden Seiten. Wir drangen immer weiter vorwärts. — Ich befand mich am äußersten Ende des linken Flügels. In einem Haselnußgebüsch, an

welchem ich nahe vorbei mußte, sah ich einen Franzosen. Er hatte mich fest in's Auge gefaßt. Ich that, als ob ich ihn gar nicht bemerkt hätte, und schritt, den Blick auf andere Gegenstände gerichtet, meinen Feind dabei immer beobachtend, auf ihn zu.

Der Bursch hatte meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen; ich merkte daher nicht, daß unser Corps den Rückmarsch antrat. Doch, hätte ich es auch bemerkt, ich wäre ihnen nicht eher gefolgt, als bis ich den Franzosen todt oder lebendig in meiner Gewalt gehabt hätte.

Jetzt war ich nur noch wenig Schritte von ihm entfernt; da stürzte ich plötzlich mit gefällttem Gewehr auf ihn los, setzte ihm das Bajonnet auf die Brust und forderte ihn auf, sich zu ergeben, widrigenfalls ich ihn durchbohren würde. Er bat mich flehentlich um sein Leben; ich schenkte es ihm, nahm ihm seine Waffen ab und führte ihn als Gefangenen heim.

Bei meiner Compagnie wieder angekommen, ging ich mit meinem Gefangenen zum Capitain. Dieser wies mich an den Regimentschef. Nachdem ich demselben hatte erzählen müssen, auf welche Weise ich mich des Franzosen bemächtigt hätte, gab er mir die Weisung, letzteren zu den übrigen Gefangenen zu führen. Ich überlieferte ihn dem Offizier, der mit der Eskortirung derselben beauftragt war und ließ mir ein Certificat über die richtige Ablieferung einhändigen, welches ich dem Capitain überbrachte.

Jetzt erfuhr ich auch, warum unsere Leute sich so schnell wieder zurückgezogen hatten. Unserm General war nämlich durch einen Bauer gemeldet worden, daß die Franzosen Succurs von Tordosa bekommen hätten. Dieser Umstand hatte den General veranlaßt, einen schnellen Rückzug zu beordern.

Auf die Möglichkeit, daß der Bauer, Ueberbringer der Meldung, ein Verräther war, hatte man ihn zurückbehalten;

damit er in diesem Falle einer wohlverdienten Bestrafung nicht entging.

Während ich mit mehreren meiner Kameraden im traulichen Gespräch begriffen war, sah ich einen Sergeanten, einen Korporal nebst zwölf Mann Gemeine, jenen Bauer in ihrer Mitte führend, aus dem Dorfe kommen. Bei einem ziemlich hohen Maulbeerbaume angelangt, machten sie Halt. Zwei Soldaten kletterten auf den Baum und ließen einen Strick herunter, dessen Ende von den unten Stehenden dem Bauer um den Hals geschlungen wurde. Einen Augenblick nachher schwebte der arme Schelm, mit Händen und Füßen jämmerlich zappelnd, zwischen Himmel und Erde.

Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß der Bauer, vom feindlichen General mittelst eines Goldstücks erkaufte und bestochen, wissentlich die falsche Nachricht: daß die Franzosen Succurs erhalten, gebracht hatte.

Nachmittags, um 2 Uhr, brachen wir nach Tarragona auf. Hier wurde unser Korps in zwei Hälften getheilt. (Unter unserer Hälfte befand sich auch das Regiment Granada.)

Von Tarragona marschirten wir nach Tivisa. Dasselbst stießen wir zu der Division des Generals Juan Manuel de Billena.

Von Tivisa machten wir uns auf den Weg nach Tordosa, um diesem Orte, der damals von den Franzosen belagert wurde, Hilfe zu leisten.

Am folgenden Morgen kam uns ein starkes Korps Franzosen entgegen. Als wir auf Schußweite von einander entfernt waren (es mochte ungefähr 6 Uhr sein) begrüßten wir uns gegenseitig mit einer derben Gewehrsalve. Wir feuerten beiderseits ununterbrochen und lebhaft auf einander los, und zwar bis 5 Uhr Nachmittags. Da mußten wir uns, nach einem Verlust von 300 Mann Tode und 130 Gefangenen nach

Balsät zurückziehen. Gratuliren konnten wir uns noch, daß der Feind uns nicht verfolgte. Er war uns weit überlegen.

Die Nacht darauf wurde unser Regiment beordert, eilends nach Arbeca aufzubrechen. In der Morgenzeit trafen wir dort ein und stießen daselbst zu 500 Mann vom Regiment Antonio, sowie zu 200 Husaren vom Regiment Granada. Seit Langem hatten wir stets à la belle étoile logirt; dies Mal wurden wir ganz gegen unsern Erwarten und zu unserer besonderen Freude bei den Bürgern einquartirt. Doch sollten wir der aus diesem Umstande erwachsenden Bequemlichkeiten nicht lange Zeit genießen.

An unserer, sowie an einer andern Grenadier- und zwei Füselier-Compagnien war die Reihe Vorposten zu geben.

Ich wurde mit 9 Grenadieren und 2 Husaren beordert, die äußersten Vorposten abzulösen, welche von Leuten des Regiments Antonio besetzt waren. Der Unteroffizier, welcher dieselben befehligte, bemerkte mir, daß der Posten, den ich bezöge, ein sehr wichtiger und zugleich gefährlicher sei. Ich empfahl daher meinen Leuten die größte Aufmerksamkeit und Wachsamkeit an, und erklärte ihnen, daß ich öfters die Runde machen würde, um mich zu überzeugen, ob sie demjenigen, was ich ihnen eingeschärft, auch streng und pünktlich nachkämen.

Zu noch größerer Sicherheit stellte ich zwei Schildwachen aus; die eine links, die andere rechts von uns; und zwar ein wenig über den Posten hinaus. Die übrige Mannschaft mußte unterm Gewehr, die Husaren auf ihren Pferden bleiben.

Ich selbst legte mich mit dem Kopfe auf die Erde, um das etwa sich Nähernde eher zu hören.

Zwischen 11 und 12 Uhr Nachts vernahm ich ein dumpfes Geräusch in der Entfernung. Ich konnte indessen nicht unterscheiden, ob dasselbe von Menschentritten oder dem Hufschlag von Pferden herrührte. Ich schickte sogleich über das Borge-

fallene eine Meldung an das hinter uns sich befindende Biquet. Unterdessen war das Geräusch immer vernehmlicher geworden und ich unterschied nun deutlich den Hufschlag einer, wie es mir dünkte, eben nicht kleinen Anzahl Pferde.

Ich ließ jetzt meine beiden Husaren voraus reiten, um zuerspähnen, was es gäbe. Hierauf begab ich mich auf eine kleine Anhöhe, zu versuchen, ob von dort aus etwas zu erblicken. Die Dunkelheit war aber so dicht, daß ich kaum drei Schritt vor mich hin sehen konnte. Ich mußte daher unverrichteter Sache zum Posten zurückkehren.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kamen die beiden Husaren zurück; sie meldeten, eine feindliche Kavallerie-Patrouille sei in einiger Entfernung an unserm Posten vorübergezogen.

Sonst ereignete sich Nichts während jener Nacht. Morgens, vier Uhr, wurden wir abgelöst. Der Unteroffizier, welcher an meine Stelle trat, hieß Müller; er war ein Hamburger.

Dieser sollte aber nicht so wohlfeilen Kaufs davon kommen, wie ich. Den Franzosen gelang es nämlich, sich an die Vorposten heranzuschleichen. Sie überrumpelten dieselben, überfielen die Biquets und hieben fast Alles nieder. Wenige nur entkamen.

Ein Husar, aus der Zahl dieser Letzteren, kam in die Stadt gesprengt und brachte die Nachricht von dem Vorgefallenen. Es ward augenblicklich Alarm geschlagen und wir zogen hinaus, die Franzosen für das Verübte wo möglich zu züchtigen.

Sie rückten uns schon entgegen. Wir wandten uns nach einer kleinen Anhöhe, auf welcher eins unserer Biquets, 60 Mann stark, stand. Dort stellten wir uns in Schlachtordnung auf. Plötzlich sahen wir uns umzingelt; ein lebhaftes Feuern begann auf beiden Seiten. Unglücklicherweise hatten wir uns

nicht reichlich mit Munition versehen; eine Folge davon war, daß wir in dieser Hinsicht bald erschöpft waren.

Der Ort, an welchem wir uns befanden, war von der Beschaffenheit, daß Infanterie uns nicht vielen Schaden zufügen konnte; wohl aber Artillerie. Zum Unglück hatten die Franzosen mehrere Kanonen.

Unser Oberst befahl nun, daß wir uns platt auf den Bauch niederlegen sollten. Es lagen auf der Anhöhe eine Menge hohe Gypssteine umher, diese gewährten uns einigen Schuß.

Als die Franzosen merkten, wo uns der Schuß drückte, (nämlich: daß wir keine Munition mehr hatten), wurden sie kühner, und rückten uns näher.

In Ermangelung eines Besseren, schickten wir uns an, einige Steinblöcke ihnen entgegen zu wälzen. Wir hatten ihnen deren ein halbes Duzend zugesandt, als unsererseits zum Sturmlaufen geblasen wurde.

Ein Theil von uns stürzte sich nun auf die feindliche Kavallerie und Infanterie, der andere (bei diesem befand ich mich) machte sich an die Artillerie. Jeder Kanone entfuhr ein Schuß; doch Keiner von uns ward getroffen; und ehe die Mannschaft, welche das Geschütz bediente, zu einem abermaligen Laden Zeit gehabt, war sie in unserer Gewalt. Wir hieben sie nieder, nahmen ihre Gewehrpatronen in Beschlag (die französischen Artilleristen waren damals nämlich größtentheils mit Gewehren versehen) und somit waren wir wieder in schußfähigem Stande.

Hierauf rückten wir in einen Olivenwald, von welchem aus wir der feindlichen Kavallerie, welche sich auf einem Felde wieder gesammelt hatte, einen solchen Kugelregen zusandten, daß sie Reißaus nahm. Unsere Husaren sprengten ihr nach und verfolgten sie eine Zeitlang.

Beim Beginn der Affaire hatte unsere Reiterei sich zu-

rückgezogen, weil die feindliche ihr um ein Bedeutendes überlegen war. Die unsrige bestand aus nicht mehr als 200 Husaren. Als sie aber aus der Ferne unsere bedrängte Lage gesehen, hatte sie die hie und dort umher stehenden Ueberbleibsel unserer Biquets gesammelt und hierauf die feindliche Infanterie im Rücken angegriffen.

Die Franzosen geriethen jetzt in Unordnung. Sie versuchten, sich wieder zu sammeln; doch vergebens. Wir drängten sie dermaßen, daß sie in einem schnellen Rückzug ihr Heil suchten und uns, als Siegern, das Schlachtfeld überlassen mußten.

Der Verlust der Franzosen war bedeutend größer als der unsrige. Wir hatten 120 Gefangene gemacht; unter diesen waren 8 Offiziere. Ferner hatten wir 2 Kanonen und 1 Haubize erbeutet.

Die Streitmacht der Franzosen bildeten: 1600 Mann Infanterie, 280 Mann Kavallerie, sowie einige Kanonen und eine Haubize, nebst der dieselben bedienenden Mannschaft. Wir hatten nur 10—1100 Mann Infanterie und etwa 200 Husaren.

Sieggekrönt kehrten wir nun in die Stadt zurück. Die Bürger, welche von den Wällen herab dem Gefecht zugesehen hatten, bewillkommten uns unter lautem Jubel. Sie waren über die Wirkungen unserer Tapferkeit so erfreut, daß sie all unsern Wünschen zuvorzukommen sich bemühten und mit einander in freundlichem Benehmen gegen uns wetteiferten.

Dies Alles war eine für uns um so auffallendere Erscheinung, als uns bekannt war, wie mürrisch und unfreundlich der spanische Bürger gegen die bei ihm Einquartirten zu sein pflegte.

Unser General hatte ein Namens-Verzeichniß von denen, welche sich auf der erwähnten Anhöhe befunden, nebst einem

Bericht über den Hergang der Affaire nach Sevilla an die dortige Junta geschickt. Etwa drei Wochen nachher rescribirte diese, daß jeder Soldat, dessen Name auf jenem Verzeichniß stehe, eine Medaille mit dem Bildniß des Königs bekommen sollte. Eine solche Medaille brachte 10 Realen monatlich ein. Die Offiziere, welche am gedachten Ort gewesen waren, wurden sämmtlich zu höheren Chargen befördert.

Nach einer Rast von nicht langer Dauer mußten wir uns wieder marschfertig machen. Wir zogen nach Tarrega und rückten in die dortige Kaserne.

Tags darauf stießen einige Regimente Verstärkung zu uns; und zwei Tage später hatten wir wieder eine kleine Raßbalgerei mit den Franzosen.

Drei Gewehrschüsse, das gewöhnliche, welches die Nähe des Feindes verkündete, riefen uns zu den Waffen. Wir zogen zum Thor hinaus und stießen bald auf einen Trupp französischer Kuirassiere, welche uns zuerst mit einer derben Salve bewillkommten und dann auf unsern rechten Flügel lossprengten, um denselben zu durchbrechen. Unser Oberst ließ die erste Grenadier- und die erste Füselier-Compagnie Kehrt machen, rechts schwenken und auf die Kuirassiere vorrücken, welche nun eilends sich zurückzogen.

Jetzt kam die französische Infanterie mit gefällttem Bajonet auf uns los. Unser General fand für gut, Gleiches mit Gleichem zu paaren. Wir fällten das Gewehr und rückten dem Feind raschen Schrittes entgegen. Wir wurden mit einander handgemein. Einen Augenblick hielten die Franzosen Stand; da begannen sie zu weichen. Wir drangen unaufhaltsam ihnen nach. Auf einmal machten sie Halt und formirten sich. Sie hatten bemerkt, daß ein Trupp Kuirassiere und eine Schwadron polnischer Lanzenreiter als Verstärkung ihnen zu Hülfe eilten.

Die Lanzenreiter sprengten auf uns an. Wir formirten

schnell ein Quarré und empfingen sie mit einer tüchtigen Gewehrfalve, welche sie zum Umkehren veranlaßte. Mehrere Male wiederholten sie ihren Angriff; doch war er immer fruchtlos.

Unser General, welcher glaubte, daß der Ort, an welchem wir uns befanden, unvortheilhaft sei, führte uns nach unserm frühern Posten zurück. Kaum dort angekommen, wurden wir wieder wüthend angegriffen. Die Angreifenden wollten uns um jeden Preis zum Weichen bringen. Wir standen aber wie die Mauern.

Indessen ging unser Borrath an Patronen auf die Neige. Gaben also die Franzosen nicht bald den Angriff auf, so blieb uns kein anderer Ausweg, als zu weichen oder mit gefällttem Bajonnet ihnen auf den Leib zu rücken. Zu jenem waren wir damals durchaus nicht aufgelegt; also blieb uns nur dieses übrig, wenn der oben erwähnte Fall nicht eintrat; und um letzteres vermuthen zu können, dazu lieferten die Franzosen uns gar keinen Grund. Warum sollten wir also mit dem Anrennen noch zögern? So dachten wir, fällten das Gewehr und stürmten auf die vor uns sich Befindenden los. Hierauf waren sie nicht gefaßt; sie hielten daher für's Beste, sich so schnell wie möglich zurückzuziehen. Eine Strecke weit verfolgten wir sie; kehrten aber bald, da das Terrain zu schlecht war, auf unsern eben verlassenen Posten zurück.

Die Verfolgten machten nun auch Kehrt, rückten wieder auf uns heran und begannen einen abermaligen Angriff.

Die Luft war an jenem Tage sehr schwül und drückend. Kein Wunder also, daß wir Alle jetzt matt und erschöpft waren und daher keine besondere Lust zu noch längerem Herumbalgen in uns verspürten.

Der General, welcher unsere Stimmung bemerkte, bat uns, noch eine kurze Zeit Stand zu halten.

Wir hatten ein Quarré gebildet und hielten eine Zeitlang

den Feind uns vom Leibe. Da wurde die Sache uns aber zu langweilig; wir fällten das Gewehr und rannten auf den Feind an. Er hielt aber herzhast Stand. Seine Kavallerie hingegen ergriff, nach Empfang einer derben Salve, die einige bedeutende Lücken in ihr hervorbrachte, eiligst die Flucht.

Doch nicht lange vermochte der Feind unserm immer heftiger werdenden Drängen zu widerstehen; er fing an, zu weichen. Wir rückten ihm nach; immer geschlossen marschirend, um keine Blöße zu zeigen. Er zog sich links, auf der Straße, die nach Eriba führt, von wo er gekommen, in ein kleines Dorf.

Jetzt gab unser General Befehl zum Stürmen. Die beiden Flügel unserer Linie schwenkten rechts respective links und schlossen so das Dorf im Halbkreis ein. Unsere Kuirassiere und das Regiment San Jaco, welche auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes bereits sich befanden, schlossen unseren beiden Flügeln schnell sich an und ergänzten so das Fehlende des Kreises.

Nun stürmten wir wüthend ein. Die Franzosen zerstoben wie Spreu nach allen Seiten. Fünf- bis sechshundert machten wir zu Gefangenen; hierunter waren 24 Offiziere.

Unterdessen war die Nacht herangenahet. Dieser Umstand hieß uns unsere Feindseligkeiten einstweilen einstellen; und wir traten den Rückmarsch zu unserm Quartier an.

Unser Verlust an Todten und Verwundeten war dem der Franzosen so ziemlich gleich.

Die Gefangenen, welche wir gemacht, wurden in derselben Nacht noch, unter starker Bedeckung, nach Servera geschafft.

Wir hatten den Tag über harte Arbeit gehabt; drum konnte eine Labung und Herzstärkung uns wohl begleichen. Zu diesem Zweck wurde eine Quantität Wein herbeigeschafft, und wir fingen an, uns bene zu thun. Die Meisten von

uns sprachen aber den Gläsern so fleißig zu, daß sie in kurzer Zeit der Bewußtlosigkeit nahe waren.

Sei es, daß die Franzosen diesen unsern Zustand gewittert; sei es, daß ihre Kundschafter sie von demselben in Kenntniß gesetzt hatten; — genug, sie kamen, ihn als eine günstige Gelegenheit zu benutzen, um sich wegen ihrer Niederlage zu rächen.

Es mochte ungefähr Mitternacht sein, als plötzlich die Thüren aufgerissen wurden und mehrere Schüsse fielen. Dies wirkte wie ein entnüchterndes Mittel auf die Trunkenen. Wer eben noch bewußtlos und ohne Regung auf dem Fußboden gelegen hatte, stand jetzt auf einmal kampferüstet da.

Um die Andrängenden vorläufig wieder zurückzutreiben, ergriffen wir Tische und Stühle, kurz Alles, was nagellos war, und schleuderten ihnen dieses auf den Leib. Die gehoffte Wirkung hiervon blieb nicht aus: sie wichen zurück. Wir stürzten ihnen nach, schlugen uns durch, gewannen das Weite und flüchteten nach Servera, wo wir am folgenden Tage, in den Mittagsstunden, successiv ankamen. Viele von uns hatten jedoch, sowohl während des Ueberfalls, als auf der Flucht, ihr Leben eingebüßt. Auch waren sämtliche Piquets und die Vorposten, welche wir ausgestellt gehabt, überrumpelt und niedergemetzelt worden.

Unser General Francois ward wegen des Vorgefallenen der Nachlässigkeit beschuldigt und abberufen. An seine Stelle trat (am 18. Oktober 1810) der General Campo Verde.

Nach einem dreitägigen Aufenthalt in Servera marschirten wir über Solsona nach Cordona, in dessen Nähe der französische General Macdonald mit seiner Brigade stand und Cordona zu nehmen drohte.

Wir blieben 10 bis 12 Tage dort und marschirten dann mit 7000 Mann nach Montresa. Der General ließ jedoch zur Verstärkung eine geeignete Anzahl Truppen in Cordona zurück.

In Montresa verweilten wir nur eine Nacht, und ging es dann gleich weiter bis nach Espaguera. Hier blieben wir bis zum 2. November. — Als wir uns wieder in Bewegung setzten, marschirten wir wieder zurück nach Servera, woselbst wir sammt und sonders in ein großes Academie-Gebäude einquartirt wurden. — Einige Tage pflegten wir der Ruhe. Am 6. November Abends bekamen wir aber schon wieder Befehl zum Ausrücken. Der General hatte nämlich durch einen Spion erfahren, daß nur zwei Stunden von Servera ein französisches Lager stehe und eine Viertelstunde diesseits des Lagers zwei Escadrons Kavallerie als Vorposten ausgestellt seien, deren Aufhebung mit Leichtigkeit sich ausführen lasse.

Zweihundert Mann Kavallerie vom Regiment San Jaco, zwei Grenadier- und zwei Füselier-Compagnien erhielten nun Befehl, besagten Vorpostens sich zu bemächtigen. Die Kavallerie ward beordert, den Feind zu umgehen und, sobald sie sich im Rücken desselben befände, der Infanterie, welche dann auch so weit als nöthig sich herangeschlichen haben werde, das Signal zu einem vereinten Angriff zu geben.

Gesagt, gethan; der Vorposten ward überrumpelt und gefangen genommen. Unsere Kavallerie führte die genommenen Pferde, und wir nahmen die gefangenen Reiter in unsere Mitte. — Einige wenige der Feinde hatten indessen doch wohl Gelegenheit gefunden zu entweichen und zum Lager zu eilen; denn kaum waren wir mit unserer Beute eine halbe Stunde heimwärts marschirt, so kamen französische Dragoner uns auf die Fersen. Schnell nahm unsere Kavallerie die Gefangenen zu sich und machte sich mit denselben so schnell wie möglich davon. Wir Infanteristen ließen aber durch ein anhaltendes Pelotonfeuer den attackirenden Dragonern einen solchen Kugelregen entgegenfliegen, daß sie sich zurückzogen.

Der Rückzug war aber nicht von langer Dauer; denn

nach wenig Augenblicken kamen jene wiederum auf uns los; und mit ihnen eine bedeutende Colonne Infanterie.

Jetzt war es unsrerseits Zeit, sich aus dem Staube zu machen. — Auf offenem Wege nach Servera zu retiriren, stand nicht zu wagen; weil der Feind uns zu sehr überlegen war. Wir warfen uns daher schleunigst in die nahe gelegenen Weinberge und eilten von da über Stock und Stein nach Galerna. An diesem Ort trafen wir unsern General mit den übrigen Truppen an; und wurden von hier aus die Gefangenen nach Tarragona geschafft.

Am folgenden Tage marschirte unser Regiment nach Mondresa zu, welche Stadt mittlerweile wiederum von den Franzosen besetzt worden. Nachdem wir einen Marsch von 48 Stunden zurückgelegt hatten, erreichten wir unser Ziel Abends 5 Uhr. Damit dem Feinde unsere Ankunft verborgen bleibe, machten wir eine Viertelstunde Wegs vor der Stadt Halt und lagerten uns die Nacht über in den Weinbergen.

Um 4 Uhr Morgens brachen wir auf und marschirten in voller Front vor den Fluß, der die Stadt ringsum einschließt. Wir durchwateten bis unter die Arme denselben und kamen jetzt bis an die Mauern der Stadt.

Eine aus der Stadt emporsteigende helle Flamme zeigte uns, daß Feuer ausgebrochen und wir vermutheten, der Feind habe die Absicht, die Stadt durch Brand zu vernichten.

Jetzt säumten wir keinen Augenblick, die Mauern zu ersteigen, und in wenig Minuten war das Werk vollbracht. Kaum waren wir oben, so gab der Feind eine sehr kräftige Gewehrsalve, zog sich dann aber schnell zurück. So schleunig als möglich drangen wir zur Stadt hinein und stellten uns in der Nähe eines Kapuziner-Klosters wieder in Ordnung.

Von Franzosen sahen und hörten wir nichts; der Brand wurde aber immer heftiger.

Auf einmal wurde aus dem Kloster so heftig auf uns gefeuert, daß wir uns eine Strecke Weges entfernen mußten. Wir ließen uns jedoch nicht einschüchtern, sondern marschirten frischen Muthes auf das Kloster wieder los und besetzten es auf allen Seiten.

Nun begann ein lebhaftes Feuern von beiden Parteien.

Die Franzosen hielten sich ziemlich lange. — Endlich aber ließen sie ein weißes Tuch aus dem Fenster wehen und gaben dadurch das Zeichen zur Kapitulation. Unser Oberst schickte einen Major in's Kloster, um fragen zu lassen, unter welchen Bedingungen die Franzosen sich zu ergeben gesonnen wären. Jener brachte die Antwort zurück, daß Letztere freien Abzug verlangten. Darauf wurde der Major zum zweiten Mal zum Feind gesandt, um demselben zu erklären, daß von einer Kapitulation nicht die Rede sein könne, wenn die gesammte Mannschaft nicht die Waffen strecke und sich völlig der Gefangenschaft übergebe. — So hart eine solche Bedingung auch war, so hielten die Franzosen doch für gut, sich derselben zu unterwerfen.

Nun hörte der Kampf auf und die ganze Besatzung des Klosters war in unserer Gewalt. — Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 5—600 Mann, unter welchen sich ein Bataillonschef und 12 andere Offiziere befanden.

Unser Oberst hatte vom General Campo Verde die Ordre bekommen, sobald Mondresa vom Feind gereinigt sei, sich mit seinem Regiment nach Moya zu verfügen, um sich daselbst mit dem Armee-Korps des Ersteren wiederum zu vereinigen.

Diesem Befehl zufolge marschirten wir nach Beendigung unserer Expedition dem Orte unserer Bestimmung zu. Zwei Compagnieen wurden jedoch zurückgelassen, um, bis auf weitem Befehl, die Gefangenen vor Mondresa zu bewachen. Als wir Moya näher kamen, sahen wir, daß zwischen den Truppen unsers Generals und einer bedeutenden Menge Franzosen ein

sehr hitziges Treffen in vollem Gange war. Zugleich bemerkten wir auch, daß unsere Ankunft den Spaniern höchst zu Statten kommen würde, denn die Franzosen schienen den rechten Flügel der Spanier durchbrechen zu wollen, und schon war derselbe im Begriff, zu weichen.

Schnell schlossen wir uns dem linken Flügel an und feuerten so heftig auf den Feind los, daß die Sache bald eine andere Wendung nahm. — Jetzt bekamen wir vom Obersten Befehl, die Franzosen, welche auf einer kleinen Anhöhe standen, mit gefälltem Bajonnet anzugreifen und zu vertreiben.

Obgleich dies Unternehmen sehr gewagt war, so gelang es doch vollkommen. Die Franzosen wichen schnell zurück und wir waren schon im Begriff, sie zu verfolgen; da kam vom General Befehl, das Verfolgen zu unterlassen.

Als die Affaire vorbei war, meldete der Oberst dem General, daß er in Mondresa 5—600 Franzosen gefangen genommen habe und sie vor der Stadt bis auf weiteren Befehl bewachen lasse.

Als der General diese Meldung vernahm, verdüsterten sich die Züge seines Gesichts; er fragte den Oberst im Tone des Vorwurfs, warum er jene Franzosen nicht auf der Stelle sammt und sonders habe vor den Kopf schießen lassen. Der Gefragte erwiderte: er habe ihnen auf sein Ehrenwort Pardon gegeben, und er würde um keinen Preis sein Wort brechen.

Hierauf erzählte der General, auf welche Art und Weise die Franzosen erst vor Kurzem diejenigen von den Unsrigen, welche ihnen in die Hände gerathen, behandelt hätten; und fügte bei, wenn er (der Oberst) sich nach dem betreffenden Ort begeben wolle, so würde er sich überzeugen, daß seine (nämlich des Generals) Schilderung nicht den Stempel der Uebertreibung trüge.

Die Franzosen hatten nämlich den Gefangenen, welche sie

gemacht, Hände und Füße gefesselt und sie hierauf bei lebendigem Leibe und auf langsam brennendem Feuer braten lassen. — Die verkohlten Leichname der Unglücklichen fanden wir bei unserm Rückmarsch nach Mondresa noch an dem Platze, wo das Grausame verübt worden; und sonach bestätigte sich also die Erzählung des Generals vollkommen.

Am ersten Morgen nach unserer Ankunft in Mondresa ließ der General die Gefangenen vorführen; er erklärte ihnen, daß er für die Gräueltthat, welche ihre Kameraden an unsern Leuten verübt, Repressalien gebrauchen und sie sämmtlich erschießen lassen werde.

Der französische Bataillonschef bat flehentlich um sein Leben, doch vergebens: unser General war unerbittlich.

Ein Detaschement von unsern Truppen ward nun beordert, das Todesurtheil zur Vollstreckung zu bringen; und in weniger als einer Stunde lagen 5—600, eben vorher noch so kräftige, gesunde Männer als Leichen dahingestreckt. Eine weite, große Grube nahm sie sämmtlich in ihren Schooß auf.

Späterhin brachten Einige vom Regiment Tarragona 6—8 Gefangene. Sie verkauften dieselben an die Bürger von Mondresa um 2 Thlr. pr. Mann. Diese banden sie an Pfähle, machten Feuer darum an und ließen sie so ersticken und schmoren.

Der Brand in Mondresa hatte jetzt so weit um sich gegriffen, daß an Löschen nicht mehr zu denken war; und unter solchen Umständen verwandelte sich denn in wenig Tagen die ganze Stadt in einen Schutthaufen.

Am 12. November verließen wir diesen Ort der Zerstörung und wandten uns, durch's Gebirge ziehend, nach Mabdorel. Hier rasteten wir bis zum 27. desselben Monats; und machten uns dann auf den Weg nach Mobianc. Dort angekommen, wurde unser Regiment in dem Kloster Santa Mag-

balena unter Dach und Fach gebracht; die Husaren kamen bei den Bürgern in's Quartier.

Unser Regiment ward dazu designirt, einstweilen Vorposten zu geben. Zu solchem Zweck wurden täglich 150 Mann commandirt. Je 50 Husaren hielten beständig einen Engpaß, der nach Bales führte, besetzt. Dieser Engpaß war von der Art, daß 1000 Mann versuchter, erprobter Krieger, wenn sie denselben occupirt gehabt hätten, eine Armee von 17—20000 Mann zurückzuhalten im Stande gewesen wären.

In Neus lagen Franzosen.

Bis zum 7. December hatten wir nur einige unbedeutende Scharmüzel mit kleinen feindlichen Trupps gehabt; da fing die Lage der Dinge aber an, einen ernstern Charakter anzunehmen.

In dem Quartier unseres Obersten befand sich die Regiments-Kasse und die Fahne. Zur Beschüzung und Sicherheit derselben lag eine Wache in dem Hause. — An dem zuletzt erwähnten Tage war ich dort als wachthabender Unteroffizier.

Der 7. Dezember war das Anniversar der Geburt unsers Obersten. Er wollte diesen Tag feiern, und hatte zu dem Ende die Offiziere seines Regiments zum Mittagessen eingeladen.

In heiterer Stimmung setzte man sich zu Tisch, und es ging bei der Tafel hoch her: die Hautboisten musizirten und ließen bei jeder ausgebrachten Gesundheit ihre Trompeten schmettern, daß es eine Lust war, es anzuhören. „Allein, wie ging's am andern Tage?“

Während die Herren den Genüssen der Tafel sich hingaben, kam ein Husar ventre à terre die Straße heraufgesprengt. Er brachte die Nachricht, daß ein starkes Korps Franzosen in Anmarsch sei. — Ich gab dem Husaren die Weisung, eilends zum Kloster zu reiten, um die dort Einquartirten von dem Betreffenden in Kenntniß zu setzen; hierauf trat ich in das Zim-

mer meines Obersten und theilte diesem die Meldung des Husaren mit. Er, so wie alle die übrigen anwesenden Offiziere, erhoben sich, wie sich denken läßt, sogleich von der Tafel und eilten zum Kloster.

Mir ward vorher der Befehl zu Theil, für die Salvirung der Regiments-Kasse Sorge zu tragen und mit derselben dem Regiment zu folgen.

Als der Oberst beim Kloster ankam, fand er seine Leute schon in marschfertigem Stande. Er führte sie durch die Stadt dem Feind entgegen. Raum hatten wir die Thore hinter uns, als wir die Franzosen in ein Thal einrücken sahen.

Der Oberst ließ jetzt rechts vom Wege abschwenken und führte uns in einen Weinberg. Hier stellten unsere Truppen sich in gerader Linie auf und bewillkomnten die Herannahenden mit einem lebhaften Gewehrfeuer.

Rechts lag ein hohes Gebirge. Wir sahen auf dem Gipfel desselben eine Anzahl Menschen. Anfangs hielten wir dieselben für harmlose Bauern, doch bald wurden wir eines Andern belehrt. Es kamen nämlich plötzlich oben von den Bergen diverse Steinblöcke herunter gerollt, welche Manchen von den Unsrigen zermalnten.

Ich befand mich mit der Regiments-Kasse eine ziemliche Strecke weit hinter unserm Regiment. Von dort aus sah ich, daß der linke Flügel der Franzosen um die Stadt schwenkte. Dieser Umstand machte es nothwendig, daß ich meinen bisherigen Platz verließ. Zu unserm Regiment konnte ich nicht gelangen, ohne Gefahr zu laufen, den Feinden in die Hände zu fallen. Es blieb mir kein anderer Ausweg, als schleunigst durch die Stadt zu eilen und nach Santa Coloma zu fliehen.

Hiezu entschloß ich mich. Ich kam glücklich durch die Stadt. Bereits hatte ich dieselbe einige Tausend Schritt weit

im Rücken, als ich einen Trupp französischer Voltigeurs auf mich zukommen sah.

Die Regiments-Kasse wurde von Mauleseln getragen, mit deren Führung einige Bauern beauftragt waren. Ich gab diesen Letzteren die Weisung, ihre Thiere stärker anzutreiben und nur immer vorwärts zu marschiren.

Auf Schußweite herangekommen, gaben die Voltigeurs Feuer. Meine Mannschaft (ich hatte 1 Gefreiten und 6 Gemeine bei mir) mußte Gleiches mit Gleichem vergelten. Eine Viertelstunde lang dauerte unser gegenseitiger Kugelwechsel; da zogen die Voltigeurs sich zurück.

Die Bauern mit ihren Mauleseln hatten unterdessen einen ziemlichen Vorsprung genommen; wir holten sie jedoch bald ein.

Die Sonne hatte sich geneigt; von Soloma waren wir aber noch so weit enfernt, daß wir nicht hoffen konnten, es noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Ich beschloß daher, mich mit meinem Kleinod, der Regiments-Kasse, in einen nahe gelegenen Wald zu begeben, um dort zu übernachten.

Während des Marsches hatten meine Leute schon manchen sehnsüchtigen Blick auf die Regiments-Kasse geworfen. Durch das Dunkel des Waldes erkühnt, entblödeten sie sich nicht, laut zu äußern, daß es doch sehr vernünftig und zweckmäßig sei, wenn wir den Inhalt der Kasse unter uns brüderlich theilten.

Wohin solche Neußerungen am Ende auslaufen würden, wenn ich jetzt nicht mit Entschlossenheit auftrat, war leicht vorherzusehen. Ich nahm eine Miene des fürchterlichsten Ernstes an, warf den Leuten das Strafbare ihrer Gesinnungen vor und fügte zum Schluß noch hinzu, daß dem Ersten, der Miene machen würde, Hand an die Kasse zu legen, eine Kugel aus meinem Gewehr in den Hirnkasten fliegen solle.

Glücklicherweise war der Gefreite nicht so wie die Uebri-

gen gesinnt. Ich hatte also doch Einen, auf den ich rechnen konnte, wenn jene Gewalt gebrauchen würden.

Um mich so sicher, wie möglich, zu stellen, befahl ich meinen Leuten, ihre Gewehre zusammenzusetzen und sich 30 Schritt von denselben entfernt zu lagern. Ich selbst legte mich mit dem Gefreiten neben den Gewehren nieder. Zu noch größerer Vorsicht hatten wir die Hähne unserer Büchsen gespannt.

Die Nacht verging, ohne daß etwas vorkam.

Als der Morgen graute, marschirten wir auf S. Coloma zu, weil ich hoffte, von unsern Truppen dort Einige anzutreffen. Als wir aber daselbst ankamen, erfuhr ich, daß allerdings in diesen Tagen spanisches Militair in Coloma gewesen, dasselbe sich aber gleich wieder entfernt habe und nach Egulada marschirt sei.

Nun ging unser Marsch nach Egulada. — Bei unserm Eintreffen daselbst, meldete ich mich sogleich beim dortigen Commandanten und bat, über den Aufenthalt unsers Regiments mich in Kenntniß zu setzen. Der Commandant vermochte aber nicht, mir die gewünschte Nachricht zu geben; befahl mir indessen, daß ich mit meinen Leuten so lange in Egulada verweilen solle, bis er Nachricht bekommen, wo unser Regiment sich befinde. — Zugleich gab er mir die Ordre, während unserer Anwesenheit mich jeden Tag bei ihm zu melden.

Sieben Tage vergingen fruchtlos. — Am achten Tage bekam ich indessen die erfreuliche Nachricht, daß unser Regiment jetzt in Coloma sei.

Nachdem ich mir vom Commandanten die Bescheinigung hatte geben lassen, daß ich seinen Verhaltungsbefehlen gebührend Folge geleistet, marschirten wir wieder nach Coloma zurück. Sobald wir an Ort und Stelle waren, verfügte ich mich sogleich nach dem Quartier des Regiments-Commandeurs. Ich traf daselbst aber nicht unsern Oberst, sondern den Major Fass-

binder an. — Zu meinem nicht geringen Erstaunen erfuhr ich von Letzterem, daß der Oberst in Gefangenschaft gerathen und ihm, dem Major, einstweilen das Commando übertragen worden. — Dem neuen Commandanten meldete ich nun, daß ich zur Transportirung der Regiments-Kasse befehligt worden und mit derselben jetzt hier sei.

Der Major fixirte mich eine Zeitlang mit einem vielsagenden, meine Ehrlichkeit beleidigenden Blick; und fragte mich dann, was mich veranlaßt habe, vom Regiment mich mit der Kasse zu entfernen. — Ich erwiederte ihm, daß ich solches zur Sicherung der letzteren thun zu müssen geglaubt habe und setzte ihm die Umstände auseinander, unter denen ich mich zur Zeit meiner Entfernung vom Regiment befunden hatte.

Diese Rechtfertigung schien ihn zufrieden zu stellen.

Er sagte mir nun, daß laut eines Briefes, den er vom Oberst erhalten, die Kasse 180,000 Piaster enthalten müsse. Ich bat ihn, baldmöglichst eine desfällige Nachzählung vornehmen zu lassen, worauf er entgegnete, daß eine solche sogleich stattfinden würde.

Durch eine Ordonnanz ward nun mein Compagniechef herbeigerufen, um der Ermittlung des Kassen-Bestandes beizuwohnen.

Das Resultat derselben fiel befriedigend aus. Die Kasse ging jetzt aus meinen Händen in andere über und somit war ich aller Besorgnisse und meiner lästigen Verantwortlichkeit quitt.

Zu meiner Compagnie zurückgekehrt, erfuhr ich, daß bei unserer letzten Affaire 150 von den Unsrigen getödtet und 500 in Gefangenschaft gerathen seien. Der Oberst hatte jedoch das Glück gehabt, gegen einen französischen Colonel ausgewechselt zu werden, und kam zu seinem Regiment zurück, während dasselbe sich noch in S. Coloma befand.

Nachdem Major Fassbinder dem Oberst gemeldet, daß ihm

die Regimentskasse gut und wohlbehalten durch mich überliefert worden, beschied Legterer mich zu sich und ließ sich über Alles, was während des Transports der Kasse sich zugetragen, einen mündlichen Bericht von mir abstaten. Ich that dieses und zwar so umständlich als möglich. — Den Umstand, daß die Soldaten Lust gehabt, mit der Kasse durchzugehen, verschwieg ich jedoch, weil ich wußte, daß sie für eine solche boshafte Absicht ohne allen Zweifel würden erschossen werden. Eine solche Strafe schien mir aber zu hart zu sein, da sie doch noch eigentlich keinen Versuch gemacht, durch Gewalt sich der Kasse zu bemächtigen.

Der Oberst war mit meinem Thun und Lassen in der fraglichen Angelegenheit vollkommen zufrieden und gab mir das Versprechen, bei vorkommender Gelegenheit für meine Beförderung sorgen zu wollen.

Bis zum 20. Januar 1811 blieben wir in Soloma, und marschirten dann nach Solsona, um dort der Brigade des Generals Campo Verde wiederum incorporirt zu werden.

Vier Tage hatten wir in Solsona zugebracht, da brachte Morgens 6 Uhr ein Bauer die Nachricht, daß die Franzosen in Bons, am Ebro, seien und dort plünderten.

Der General ließ sogleich aufbrechen und so ging es, so schnell als möglich, auf Bons los. — Um 3 Uhr Nachmittags kamen wir schon dort an. Die Franzosen hatten aber Lunte gerochen und sich daher schleunigst aus dem Staube gemacht. Es war ihnen aber die Zeit zu kurz geworden, die ausgestellten Wachen zurückzurufen. Diese fielen daher alle in unsere Hände. Unsere Kavallerie setzte dem Feinde zwar nach, hatte aber weiter nichts ausrichten können, als 10 Mann gefangen zu nehmen, welche sie denn auch mit zurückbrachten.

Am folgenden Tage marschirten wir wieder nach Solsona zurück. Wir waren kaum dort, so hieß es, die aus Bons ge-

flüchteten Franzosen kämen mit einer aus Lerida bekommenen bedeutenden Verstärkung wieder zurück. — Wir verließen darauf Solsona und wandten uns nach Gordona. Zwei Stunden ungefähr waren wir marschirt, da hörten wir hinter uns ein heftiges Feuern. Unser General entsandte zwei Husaren, zu erspähen, was es gäbe. Sie kamen bald wieder zurück, meldend, daß ein ansehnliches, in zwei Kolonnen getheiltes Corps Franzosen heranrückte. — Wir beschleunigten unsern Marsch und erreichten Gordona gegen Abend. Hier waren wir sicher. — Den Franzosen war es schon lange ein Stein des Anstoßes gewesen, daß Gordona uns bei jeder Gelegenheit einen sichern Zufluchtsort bot. Sie hatten daher schon mannigfache Versuche gemacht, sich dieser Stadt zu bemächtigen. Alle ihre Bestrebungen waren indessen bis so weit ohne Erfolg geblieben.

Schnell ließ der General die Festung, worin zwei Bataillone lagen, verstärken, die gehörigen Vorposten ausstellen, und verschanzte sich dann mit den übrigen Truppen in die Stadt.

Schon nach einer Stunde rückten die Franzosen heran; unsere Vorposten zogen sich in die Stadt zurück, die Straßen wurden verrammelt und in den Häusern Schießscharten angebracht. Die Feinde schlugen jedoch ruhig in dem Gebirge ein Lager auf, von wo aus sie erst am folgenden Tage verschiedene Angriffe unternahmen, welche jedoch stets zurückgeschlagen wurden. Zwar gelang es ihnen einmal, nach hartnäckigem Kampfe einige Häuser in Besitz zu nehmen, doch auch diese entriß wir ihnen gegen Abend wieder. Unser Verlust bestand an diesem Tage aus 48 Todten, 170 Verwundeten und 28 Gefangenen.

Am nächsten Tage, wo eben keine bedeutenden Feindseligkeiten stattfanden, begab sich der General mit mehreren Offizieren auf die Festungswerke, um das Treiben des Feindes zu beobachten. Nach einer Weile übergab er sein Glas dem Obersten,

nach einer bestimmten Stelle hindeutend. Nachdem dieser unverwandt einige Minuten dorthin geblickt hatte, kehrte er sich entsezt ab und theilte den übrigen Offizieren mit, wie die Franzosen unsere armen Gefangenen an Olivenbäume gebunden hätten und sie dann langsam mit dem Bajonnet zu Tode marterten.

Ueber diese barbarische Grausamkeit gerieth der General so in Wuth, daß er strenge befahl, fortan keinen in unsere Hände fallenden Franzosen zu pardoniren.

Kapitel II.

Meine Gefangennahme durch die Franzosen im Jahre 1811. Transport
der Gefangenen nach Frankreich.

Am folgenden Morgen machten 500 Mann einen Ausfall auf die Franzosen, während die übrigen Truppen sich in den Häusern versteckt halten mußten. Die Feinde hoffen über diese geringe Anzahl einen leichten Sieg zu erringen, stürzen sich mit großer Schnelligkeit vom Gebirge herunter und verfolgen die sich schwachkämpfend zurückziehenden Unsrigen in die Stadt hinein. Das war es, worauf wir geharrt hatten, denn nun plötzlich speien auf ein gegebenes Signal die Häuser bewaffnete Männer aus; ein furchtbares Gemetzel beginnt; in regelloser Flucht entkommen wenige Franzosen in das Gebirge, 500 aber fallen uns in die Hände, welche alsbald auf den Markt geführt und dort erschossen werden.

Nächsten Tages rückten wir früh 3 Uhr aus, um die Franzosen in ihrem Lager aufzusuchen. Kein Feind war mehr sichtbar, wohl aber noch lodernde Wachtfeuer. Da diese uns auf einen Hinterhalt, oder doch auf die Nähe des Feindes

schließen ließen, wurde nur mit der äußersten Vorsicht weiter marschirt, ohne jedoch sonst, als nach einer halben Stunde durch ein heftiges Feuern, beunruhigt zu werden. Dieses rührte vom General Sarsfield her, welcher den Franzosen in den Rücken gefallen war, sie geschlagen, 2 Kanonen erobert und 180 Mann gefangen hatte.

Die Festung Gordona wurde jetzt vom General Campo Verte durch 2 Bataillone verstärkt, wir aber blieben bei Solsona stehen.

Dies war, wie ich schon früher erwähnte, der dritte Versuch der Franzosen, Gordona zu nehmen. Er mußte mißlingen, denn diese Festung ist nur auf die Weise zu erobern, daß sie durch 12000 Mann belagert und ausgehungert wird.

General Sarsfield war nach jener Attaque nach Servera gegangen, wandte sich jedoch, als wir am 2. Februar einrückten, mit seinen Truppen nach Bals.

General Campo Verte hatte erfahren, ein Spanischer Bauer lasse sich von den Franzosen als Spion brauchen. Da ihm an der Habhaftwerdung dieses Menschen viel lag, sandte er einige Kavalleristen, denselben zu fahnden, aus. Er ward erwischt und ihm gerade der Strick umgeknüpft, als wir in Servera einrückten. Nachdem er sein Leben ausgehaucht, ließ der General den Körper in vier Theile theilen und an allen vier Ecken der Stadt zur Warnung ein Viertel aufhängen.

Nach 12 Feiertagen verließen wir am 14. Februar Servera, um dann wieder in Regulada bis zum 24. zu rasten. Dann ging es nach Esparaguera, von wo unser Bataillon, das Bataillon Amerika und 50 Husaren nach Tersa entsandt wurden, woselbst es bis zum 6. März einen schweren Dienst zu verrichten gab. Täglich mußten 2 Compagnieen und 25 Husaren gegen Barcellona und eine gleiche Mannschaft gegen

Galbes hin recognosciren. Nach dem genannten Tage wieder-vereinigten wir uns mit unserer Brigade.

Am 16. März brachen wir nach Madurel auf, blieben dort bis zum 19. und verfolgten dann über Moles del Rei die Richtung nach dem durch die Franzosen besetzten Barcellona. Vor der Stadt, woselbst wir 12 $\frac{1}{2}$ Uhr in der Nacht anlangten, erhielt jedes Bataillon seine besondere Aufgabe. Das Regiment Mallorca sollte Montjouy im Sturm nehmen, wir aber und das Regiment Soria mußten uns den Fluß hinab um die Stadt begeben, um die Schanzen und Wälle zu nehmen. Das Bataillon Tarragona folgte mit Leitern, um uns das Erklettern der Mauern zu erleichtern.

Während wir, um unser Werk zu beginnen, den Berg hinauffstiegen und bereits den ersten Wall überschritten hatten, ließen die Franzosen drei Leuchtkugeln aufsteigen, denen gleich darauf noch zwei andere folgten. Man hatte uns bemerkt und ließ im nächsten Augenblicke ein so furchtbares Kartätschenfeuer auf uns herniederregnen, daß wir in der Flucht unser Heil suchen mußten. Das bald erreichte Moles del Rei konnte uns vor den nachsetzenden Feinden noch nicht sichern, weshalb wir von da nach Madurel unsere Schritte lenkten.

Am nächsten Morgen ergab sich, daß 47 Mann von unserm Bataillone fehlten; doch soll der Verlust der andern Regimenter bedeutend größer gewesen sein.

Zwei Tage nachher rückten wir in Tarragona ein, wo das Regiment durch 150 Mann verstärkt ward. Von da ging es am 18. April über Bals nach St. Coloma, Egulada, Montresa nach Bique, woselbst wir bis zum 28. April blieben. In Olot, woselbst wir am 29. einrückten, hatten wir wenige Tage nachher Revue vor einem englischen General, wie ich glaube Wellington. Derselbe war der deutschen Sprache vollkommen mächtig und unterhielt sich vorzüglich lange mit unserm

Obersten, welcher ihm auseinandersetzte, wie sein im Jahre 1808 2600 Mann stark in das Feld gerücktes Regiment seit der Zeit dreimal, im Ganzen durch 2213 Mann completirt, jetzt aber 806 Mann stark sei.

Der 2. Mai war ein Unglückstag für uns. Wir sollten 8000 Mann Linientruppen, 800 Mann Kavallerie und 3000 Bauern stark der Besatzung von Figueras einen auf 1200 Mauleseln fortgeschafften Lebensmitteltransport überbringen. Nachdem wir am Morgen um 5 Uhr vor der Stadt angelangt sind, werden sogleich 2 Infanterieregimenter und 200 Mann Kavallerie beordert, das französische Lager zu nehmen. Dies gelingt auch so vollständig, daß sie die ganze Bagage und Kasse des Generals als Beute davon tragen und überdies 6—700 Gefangene zurückbringen.

Unterdeß erwarten wir, in Schlachtordnung aufgestellt, die in bedeutender Anzahl herannahenden Franzosen, und treiben sie durch ein starkes Feuer nach der Stadt zurück. Sie verfolgend, nähern wir uns der mit der Festung unmittelbar verbundenen Stadt, jenseits welcher wir uns in Schlachtordnung aufstellten, den Rücken der See zugewandt. Die Festung war den Franzosen durch die Spanier wieder entrisen worden, und da unsere Schüsse nun wie von der Festung herüber tönten, schickte der französische General, um zu unterhandeln, einen Parlamentair, worauf von unserer Seite ein Oberst der Kavallerie zum französischen General gesandt wurde. Die Unterhandlungen kamen jedoch nicht zu Stande, da wir die Bedingungen der Feinde: freien Abzug nach Frankreich, nicht gewähren konnten. Auf eine zweite Aufforderung, sich zu ergeben, antwortete der französische General, er wolle nicht capituliren.

Während dieser Verhandlungen äußerte unser Premier-Lieutenant gegen mich, wir würden heute einen guten Fang

machen, und als ich dieses nicht unbedingt zugeben wollte, machte er mir den mich tief verletzenden Vorwurf, ich sei Französisch gesinnt. Diese Anschuldigung, erwiederte ich, würde ich dadurch am Besten widerlegt haben, daß ich seit drei Jahren für Spanien kämpfte.

In diesem Augenblicke werden wir in unserm Gespräche durch eine französische Kolonne gestört, welche in den nahe gelegenen Olivenwald einrückt. Der Lieutenant, den ich hierauf aufmerksam machte, belehrte mich, dies sei ein sicheres Zeichen, daß man die Gewehre strecken wolle. Auf meine Entgegnung, daß sei ja gegen allen Brauch, indem diese Handlung vor unserer Fronte vor sich gehen müsse, rief er, außer sich vor Zorn, aus: „ich bin ein Franzose!“

In demselben Augenblicke fielen 6 von der Festung her abgeschossene Kanonenkugeln vor unserer Fronte nieder. Wieder fragte ich den Lieutenant, was das zu bedeuten haben möge? „Es sind Freudenschüsse, weil wir die Franzosen bald in unsern Händen haben werden,“ war seine Antwort. Darauf drehte ich ihm verdrießlich den Rücken.

Den Kanonenkugeln folgten bald einige vor uns niederschlagende Bomben. Schnell befahl ich meinen Leuten, sich niederzuwerfen; der in unserer Nähe stehende Hauptmann Keller hieß seine Untergebenen das Gegentheil, mußte aber dafür mit manchem seiner Soldaten durch den Verlust beider Beine büßen.

Während dieser Zeit rückten die Franzosen mit zwei Kolonnen, die eine rechts, die andere links, zur Stadt heraus. Bei jeder Kolonne befanden sich 2 Geschütze. Alsbald griffen sie uns an. Wir hätten uns müßig dem Tode preis geben müssen, wenn wir dem General Campo Verte gehorchen wollten, welcher befohlen hatte, nicht eher zu feuern, bis er aus der Festung zurück wäre. Das erschien uns jedoch zu hart, und

so ging unsere Grenadiercompagnie, von den Füsiliereu unterstützt, mit gefälltem Bajonnet auf die eine Kolonne los, welche wir bis an den Olivenwald, wo die Franzosen Batterieen zum Beschießen der Festung aufgeworfen hatten, und von da immer weiter zurücktrieben, bis unsere Compagnieoffiziere den Befehl zum Rückzuge ertheilten. Aber schon war es zu spät, wir befanden uns in der Gewalt des Feindes, welcher uns umzingelt und jeden Paß abgeschnitten hatte. Um uns so gut wie möglich zu retten, mußten wir uns in kleine Trupps theilen, da so das Entkommen leichter schien.

Mit 18 Mann, welche sich zu mir gehalten hatten, schlich ich mich durch Kornfelder nach Olot zu. Plötzlich fordert ein französischer Vorposten uns auf, uns zu ergeben. Ich gab dem feindlichen commandirenden Offiziere zu verstehen, wenn er uns auf sein Ehrenwort Pardon zusichere, würden wir der Aufforderung nachkommen, sonst aber unser Leben so theuer wie möglich verkaufen. Wir erhielten sein Ehrenwort, streckten das Gewehr, und wurden dann 3000 Schritt zurück zum französischen General geführt, welcher sich anfangs über den uns ertheilten Pardon sehr ungehalten zeigte, sich endlich aber beruhigte, als der Offizier ihm die näheren Umstände der Gefangennahme mittheilte.

Wir wurden von einer Abtheilung des aus Neapolitanern bestehenden 24. Dragonerregimentes nach Figueras transportirt. Unterwegs wollten die Dragoner uns die Medaille von der Brust reißen, dem wir uns jedoch nach Kräften widersetzten. Als mir kein anderer Ausweg über blieb, sprang ich über einen breiten Graben, wohin den Dragonern zu folgen, nicht möglich war. Bald war ein in der Gegend von Figueras gelegener Olivenwald erreicht, und kaum sah ich mich in demselben, so stieß ich auf eine Escadron des 24. Dragonerregimentes, deren Offizier sogleich auf mich zusprengte und mich

in spanischer Sprache fragte, weshalb ich so liefe? Ich, der spanischen Sprache nicht mächtig, erzählte ihm Deutsch die Ursache meiner Flucht und fügte hinzu, meine Unglücksgefährten würden bald folgen, was denn auch wirklich der Fall war. Aber Himmel! wie sahen die Armen aus; Keiner, der nicht mißhandelt oder verwundet gewesen wäre. Der Offizier, welcher sehr gut Deutsch sprach, warf einen zornigen Blick auf jene Dragoner, fragte dann meine Kameraden, ob man sich auch an dem Leben eines der Gefangenen vergriffen habe, und als er zur Antwort erhielt: ja, einige der Ihrigen seien getödtet worden, ließ er die Dragoner sogleich arretiren. Welches Schicksal sie nachher getroffen hat, ist mir unbekannt; wir aber wurden durch eine andere Dragonerabtheilung nach Figueras geführt und daselbst in ein großes Gebäude gesperrt.

Umsonst suchten die Spanier uns dadurch zu befreien, oder doch unsern Weitertransport nach Frankreich zu verhindern, daß sie fortwährend unser Gefängniß beschossen; denn schon am folgenden Morgen wurden wir zur Stadt hinausgeführt, aber vor derselben 200 Infanteristen übergeben und von diesen nach Lúngerao gebracht. Hier, wo auf einem Ackerfelde geruht wurde, das nicht den mindesten Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen gewährte, wurde uns, die wir vor Hunger und brennendem Durste fast verschmachteteten, auch nicht die geringste Labung zu Theil, vielmehr höhnten unsere hartherzigen Führer uns ob unserer Qualen.

Unter der uns transportirenden Escorte befanden sich auch einige Gensdarmen. Einer derselben, welcher mich schon manchmal scharf beobachtet hatte, trat jetzt plötzlich zu mir, indem er mich deutsch anredete: „Wo sind Sie her?“ „Ich bin ein Oesterreicher.“ Ein durchbohrender Blick seines Gensdarmen- auges traf mich nach diesen Worten. „So,“ antwortete er dann, „und am Rheine zu Hause; ich kenne Sie schon!“

Denke sich Einer meine Todesangst; ein Wort von ihm, und mein Leben war verwirkt! Er mochte, was in mir vorging, bemerken oder ahnen, kurz, mitleidig setzte er nach kurzer Frist hinzu: ich solle nur Muth fassen, fern sei es von ihm, seine Hände mit unschuldigem Blute beslecken zu wollen. Ich scheute mich nicht, zu gestehen, daß dieser Trost mein Herz um Vieles erleichterte.

Nach ungefähr einer Stunde nahten sich 4 Gensdarmen unserm Ruheplaz, in deren Mitte sich 2 Bauern mit Spaten auf den Schultern befanden. Letztere mußten 50 Schritte von uns entfernt 2 tiefe Löcher graben und dann neben denselben, den Rücken gegen die Gensdarmen gewandt, niederknien, worauf diese, nachdem sie vom Pferde gestiegen, die armen Schelme kaltblütig erschossen.

Froh begrüßte ich den Augenblick, welcher uns von diesem traurigen Aufenthaltsorte entfernte. Wir übernachteten in einem alten Hause auf den Pyrenäen, woselbst ein entsetzlicher Leichengeruch die Luft dergestalt verpestete, daß uns, trotz großen Hungers, dennoch der Appetit verging.

Morgens 5 Uhr ging es von hier fort nach Perpignan, wo man uns, jezt 400 an der Zahl, in einem alten Thurme einsperrete. Von wüthendem Hunger getrieben, warfen hier mehre meiner Kameraden ihr einziges Hemde alten unter dem Thurme harrenden Weibern zu, die ihnen etwas Brod gaben. Ich that dasselbe, erhielt aber von einer herzlosen Furie zur Antwort, sie habe kein Brod mehr. So hatte ich das leere Nachsehen und war ohne Hemd.

Abends gegen 8 Uhr holte man uns aus unserem Kerker ab, um uns auf einen großen am Ende der Stadt gelegenen, mit einer Mauer umgebenen und mit einem kleinen Dache bedeckten Plaz zu führen. Hier, wo wir uns wie das Vieh auf der bloßen Erde lagern mußten, stießen noch viele Gefangene

zu uns, so daß wir jetzt fast 2000, darunter 120 Offiziere, zählten. Unter den letzteren gewährte ich zu meinem Erstaunen unsern ehemaligen Premierlieutenant. Ich fragte ihn, was er denn jetzt zu seinem damaligen Urtheile sage? Er meinte, das Recht sei auf meiner Seite gewesen; doch die Schuld an dem ganzen uns betroffenen Unglücke trage der General Campo Verte dadurch, daß er während der Unterhandlungen in die Festung gegangen sei. Die Franzosen hätten ihm den Rückweg versperrt und so über uns die Oberhand gewonnen.

Campo Verte hätte sich überhaupt nicht in Unterhandlungen mit dem Feinde einlassen müssen. Er war ein guter Feldherr in Rücksicht auf seine Untergebenen, verstand aber durchaus nicht, das Glück zu erfassen oder seinen Vortheil zu benutzen. Spanien besaß leider auch nur zwei Generale, die wirklich gute Taktiker waren und als solche bei den Franzosen in Ansehen standen: Reding und Odonel. Des letztern Kriegskunst ward mir, da ich unter seinen Befehlen focht, während meiner dreijährigen Kriegszeit zu schätzen vergönnt. Doch liegen solche Dinge meinem Gesichtskreise zu fern, als daß ich mich länger dabei aufhalten sollte, daher ich lieber zur Erzählung meiner Schicksale zurückkehre.

Am 8. Mai 1811, Morgens 6 Uhr, verließen wir unsern Aufenthaltsort. Eben außerhalb der Stadt lag ein großer Haufen Brod, deren jedes 3 Pfund wog, links am Wege. Heißhungrig fielen wir darüber her, durften es aber nicht ganz verzehren, da es für 2 Tage ausreichen mußte. Mit dem Brodreste unter dem Arme, setzten wir dann den Marsch fort, 10 Stunden lang, bis man uns in einem kleinen Dorfe wie Pökelheringe in Schaffställe packte. Brennender Durst ließ mich trotz großer Müdigkeit keinen Schlaf finden, und zu dieser Qual gesellte sich noch die Angst, auf dem Marsche ermattet umzusinken, wo dann eine französische Kugel mein sicheres Loos

gewesen wäre, wie ich das an mehreren unglücklichen Kameraden bereits gesehen hatte.

Ähnlich war unsere Behandlung in dem am nächsten Abende erreichten Quartiere. Ob unsere lechzende Zunge, unsere glühenden, von der Sonnenhitze ausgedörrten Lippen um Mitleid flehten, keine Labung ward uns gereicht, umsonst riefen unsere von Schmutz und Staub verunstalteten Körper um Erbarmen. Wie das Vieh trieb man uns in Pferdeställe, wo Pferdemist statt des Strohs unsere Ruhestatt war. Auf also scheußlich mitleidslose Weise wurden wir von den Franzosen behandelt, daß ich mit Recht behaupten darf, eine russische Gefangenschaft sei der französischen weit vorzuziehen, und das wird gewiß ein Jeder sagen, der sich in gleicher unglücklicher Lage befand. Das Vieh auf den Ställen war weit besser daran wie ein Gefangener bei den Franzosen.

Nach 2 $\frac{1}{2}$ stündigem Marsche erreichten wir am nächsten Tage endlich einen Bach, wo es uns vergönnt war, den brennenden Durst zu stillen. In dem am Abende erreichten Montpellier waren die Kavalleriepferdeställe unser Quartier, wo mir, als einem Zulezthineingelangten, nur noch die Pferdekrippe als Lagerstatt übrig blieb. Unsere Hoffnung, hier endlich warmes Essen zu erhalten, fand sich nicht bewährt, obgleich ein Rasttag gemacht ward. Uns alle quälten heftige Leibscherzen, die wir dadurch zu lindern suchten, daß wir uns Tücher um den Leib banden.

Am folgenden Morgen ging es unter fortwährendem starken Regen weiter nach Bresosa. Eine Menge der Einwohner waren uns entgegengezogen, und mitleidig mit unserer trübseligen Lage, theilten besonders die Frauen Brod und Fleisch unter uns aus. An mir mochten die ausgestandenen Strapazen besonders sichtbar sein, wenigstens ward ich am meisten von den Frauen und Mädchen bedauert; auch reichten mir zu gleicher

Zeit mehre weibliche Hände Geld und Lebensmittel. Wozu aber sollte mir das Geld dienen? Die Kraft meines Körpers, meine Gesundheit war dahin, und konnte ich sie von den mich transportirenden Unmenschen wieder erkaufen?

Während des weiteren Marsches regnete es so unaufhörlich, daß von dem festklebenden Beinkleide mir die Beine wund geschauert wurden. Der Schmerz war unsäglich; kein Hemd, keine Schuhe hatte ich mehr; stromweis rann mir das Blut bei den Beinen herunter. Mehrmals übermannte mich fast die Verzweiflung, so daß ich einen der Kannibalen zu bitten entschlossen war, meinem traurigen Dasein ein Ende zu machen. Auf solche traurige Weise erreichten wir nach zehnstündigem Marsche unser Nachtquartier in einem kleinen Städtchen. Man gab hier jedem Gefangenen 2 Bund Stroh und trieb uns dann in Ställe. Jetzt, da nach den Anstrengungen des Tages mir Ruhe ward, wuchs mein Leiden noch; die mit Sand und Schmutz erfüllten Wunden an meinen Füßen brannten fürchterlich, und die ganze Nacht über kam kein Schlaf in meine müden Augen.

Bei gleich unfreundlichem Wetter und gleich übler Behandlung verschlimmerte sich unsere Lage täglich. Schon am nächsten Abende glaubte ich kein neues Tageslicht mehr zu erblicken; doch, ob dies mein heißester Wunsch war, blieb er dennoch unerfüllt, da ich noch schmerzlichere Leiden kennen lernen sollte.

Durch die anhaltende Mäße und den Mangel an gehöriger Nahrung war eine Seuche unter uns ausgebrochen, welche in der zweiten Nacht, wo eine Kirche uns als Obdach diente, 7 Opfer forderte. Ohne daß sich um die Todten bekümmert ward, wurde der Marsch nach Lyon zu fortgesetzt, welches wir am Abende des zweiten Tages erreichten. Furchtbaren Schmerz verursachte mir in den letzten Stunden vor diesem Orte das

Gehen mit bloßen, wunden Füßen auf den spitzen Chausseesteinen; bei jedem Schritte mußte ich laut auf schreien.

In der Stadt quartierte man uns in einem großen mit vielen Zimmern versehenen Gebäude ein. In jedem Zimmer befanden sich 12 zweischläfrige, mit altem stinkendem Stroh gefüllte Bettstellen. Mein Schlafkamerad, ein Dresdener, lag schon nach einer Viertelstunde im tiefsten Schläfe; meine Augen aber konnten, obgleich ich todtmüde war, keinen Schlummer finden; von Schmerzen gequält, warf ich mich von einer auf die andere Seite, so daß endlich meine Kameraden, verdrießlich über die fortwährende Störung, mich um Ruhe baten. Zu meinen wunden Beinen und Füßen gesellte sich jetzt noch ein drittes Uebel: der Mund schlug mir aus, was mir viele Pein verursachte. — Während ich also ruhelos ächzend da lag, rief mir plötzlich ein gegenüberliegender Leidensgefährte zu: „Aber Kamerad, was hast Du denn da an Deiner Uniform?“ Rasch zog ich dieselbe aus, und, o Entsetzen! meine sämtlichen Kleidungsstücke lebten von Ungeziefer.

Anfangs glaubte ich, während des Marsches davon heimgesucht worden zu sein; aber bald zeigte es sich, daß es allen Uebrigen wie mir ergangen war. Rasch verließen wir daher die ellichen Betten, um auf dem bloßen Fußboden besser zu ruhen; doch mit dem Schläfe war es für uns sämtlich vorbei und sehnlich wünschten wir das Anbrechen des erlösenden Morgens. Der Morgen kam endlich, aber die gehoffte Erlösung nicht. Man hatte uns seit drittehalb Tagen ohne Nahrung gelassen, unsere Körper waren zu Gerippen abgezehrt; auch heute erhielten wir — Nichts. So folgte einem traurigen hoffnungslosen Tage wieder eine lange, schlaflose Nacht. Da endlich, mit Anbruch des Morgens, wurden wir in einen großen Hofraum geführt, wo uns Kessel mit Suppe erwarteten. Aber ob mein Hunger gleich zu fast thierischer Gier gesteigert

war, wollte doch weder mein Magen (dem vom 1. bis zum 25. Mai keine warme Speisen geboten waren) die Kost annehmen, noch konnte ich meinen Mund ohne die fürchterlichsten Schmerzen so weit öffnen, um den Löffel hineinzubringen. Kaum zwei Löffel voll hatte ich daher genossen, so mußte ich denselben an die Seite legen und dem Schmausen der Uebrigen zusehen.

Nach beendigter Mahlzeit sollte die Reise weiter gehen. Man übergab uns einer neuen, von einem Invalidencapitain befehligten Militärbewachung. Jetzt, bei dem Betreten des Steinpflasters, begannen meine Martern von Neuem, und da mein kranker Körper mir keine rasche Bewegung erlaubte, ging ich wieder leer aus, als die mitleidigen Einwohner Jacken, Beinkleider, Hemden und Schuhe auf uns herabwarfen.

Niemals in meinem Leben werde ich dieser Tage voller Angst und bitterer Leiden vergessen. Mehr als einmal faßte ich den Entschluß, meinem martervollen Dasein ein Ende zu machen; aber immer war es, als ob eine höhere, unsichtbare Hand mich von solch' frevelndem Beginnen abhalte.

Eben vor der Stadt wurden wir wieder ein Jeder für 2 Tage mit 3 Pfund Brod versehen.

Nach etwa dreiviertelstündigem Marsche sank ich plötzlich mit einem heftigen Blutsturze ohnmächtig nieder. Mitleidige Kameraden versuchten anfänglich mich fortzuführen; da das aber nicht glücken wollte, ließen sie mich achselzuckend liegen. Ein französischer Korporal machte dem Offizier von dem Vorgefallenen Meldung. Derselbe ließ Halt machen und befahl vier meiner Kameraden, mich auf einer aus zwei herbeigeschafften halben Bohnenstangen hergestellten Tragbahre dem Zuge nachzutragen, wozu er zwei Mann als Wache commandirte.

So erreichte ich später, als die Uebrigen, unser Nachtquartier Macon, wo man mich, da die anderen Plätze bereits

eingenommen waren, in die Krippe des zum Schlafräume dienenden, bei einem Wirthshause gelegenen Pferdestalles legte. Die mitleidige Wirthsfrau, welche meinen beklagenswerthen Zustand entdeckte, holte Stroh herbei, um mich weicher zu betten. Auf ihr Fragen, ob ich krank sei und Suppe essen wolle, blieb ich ihr die Antwort schuldig; ich dachte eher an ein nahes Ende, als an Essen. Sie aber kam gleich darauf wieder zurück, hieß zweien meiner Kameraden meinen Oberkörper in die Höhe heben und hielt mir dann einen Teller mit Fleischsuppe vor. Meine Arme jedoch waren so kraftlos, daß ich sie nicht in die Höhe zu bringen vermochte. Wie das die gute mitleidige Frau sah, suchte sie mir den Löffel in den Mund zu bringen, und da auch das nicht ging, hielt sie die Spitze desselben an meine Lippen, damit ich auf diese Weise die Brühe einsaugen möchte. Obgleich mir nun der Genuß der Suppe die heftigsten Magenschmerzen verursachte, mußte ich doch trotz meines Sträubens den ganzen Teller auf die oben erwähnte Weise ausleeren. Darauf verfiel ich in einen festen Schlaf, aus welchem meine mitleidige Wirthin mich aber schon nach zwei Stunden wieder weckte, indem sie mich nöthigte, ein großes Glas Wein auszutrinken. Meine Schmerzen von dem Genuße der Suppe her waren noch keineswegs vorüber; ich weigerte mich daher, ihr zu Willen zu sein; aber ich mußte schon trinken, um vor ihr, die in ihrer Gutmüthigkeit nicht aufhörte zu plagen, Ruhe zu haben. Völlig berauscht schlief ich darauf bis zum folgenden Morgen. Die Nacht über hatte ein starker Schweiß mein Uebelfinden erleichtert, worüber die gute Frau sich fast mehr, als ich selbst freute. Sie glaubte ein Menschenleben gerettet zu haben, und hatte auch recht; denn ohne ihre milde Fürsorge wäre ich sicher eine Beute des Todes geworden. Darauf brachte sie mir ein Glas Wein und ein Stück Brod, wobei sie mir erzählte, ihr Sohn sei ebenfalls Soldat

und könne sich vielleicht mit mir in gleicher Lage befinden. Was sie nun aus christlicher Liebe an mir thue, möge der Herr ihrem Sohne vergelten. Das sei ihr der reichste Lohn, welchen sie ersehen könne. Nachdem ich mir mein Frühstück gut hatte schmecken lassen, erhob ich mich mit meiner Wirthin und einiger Kameraden Hülfe von meinem Lager und wusch darauf auf meiner Pflegerin Rath meinen ganzen Körper. Wie anders fühlte ich mich jetzt, als ich an ihrem Arme nach dem Bade die freie Luft einathmete; es war nun, als ob ich von Neuem geboren wäre! Zum Mittagessen erhielt ich als Ersatz für die mir verbotene Kost meiner Kameraden eine kräftige Suppe, welche mir vortrefflich bekam.

Zum Glücke war der uns führende französische Offizier ein menschenfreundlicher Mann, welcher gern jegliche erlaubte Rücksicht nahm. So blieb er auch hier der vielen Kranken wegen einen Tag länger liegen, als seine Marschrouten lautete, und vergönnte uns überdies Freiheiten, an die wir unter seinem kannibalischen Vorgänger nicht hätten denken dürfen. Jetzt gestattete er uns, mitleidige Bewohner der Stadt um Geld oder Kleidungsstücke anzusprechen.

Meine Kameraden ließen sich das nicht zweimal sagen und kamen auch schon nach kurzer Zeit mit Hemden, Schuhen, Tüchern u. s. w. beladen wieder zurück. Ich war daheim geblieben, weil ich mich zu dem anstrengenden Umhergehen zu schwach glaubte; doch jetzt zwang meine Wirthin mich, dem Beispiele meiner Unglücksgefährten zu folgen, nahm mich beim Arme und führte mich mit der Weisung zum Hofthore hinaus, ich solle nicht eher wiederkehren, bis ich die nothwendigsten Kleidungsstücke erbeutet hätte.

Bald sah ich vor einem großen Kaufmannshause mehrere Herren und Damen von einander getrennt sitzen. Den ersteren klagte ich meine traurige Lage und bat um eine Gabe. Als

ich auf die Frage des Einen, wohl des Eigenthümers vom Hause, geantwortet hatte, ich sei ein Deutscher, wandte derselbe sich mit der Bitte an seine Gattin, sie möge ein Paar Schuhe, ein Hemd und ein Tuch für mich herausholen. Kein Weib aus der niedrigsten Volksklasse, davon bin ich fest überzeugt, würde sich so gemeiner Schimpfreden bedient haben, wie sie jetzt diese Frau gegen mich auszustoßen sich nicht schämte. Der edel denkendere Mann aber holte mir ein Paar von seinen eigenen Schuhen und legte denselben noch einige Sous hinzu. Als ich zu diesen Gaben noch von einem der andern Herrn einen Frank erhalten hatte, kehrte ich übergücklich in mein Quartier zurück. Meine Wirthin nahm die Schuhe in Verwahr, worauf sie mich forttrieb, damit ich auch ein Hemde und dergleichen zu bekommen suche.

Auf meiner neuen Wanderung traf ich bald ein Haus, vor welchem drei Damen saßen. Als diese für meinen freundlichen Gruß mir höflich dankten, faßte ich mir das Herz, sie um das Gewünschte anzusprechen. Sie sei nicht verheirathet, lautete darauf die abschlägige Antwort der Einen, die Zweite erwiederte, sie habe nichts und die Dritte entließ mich mit dem Troste, was ihr Mann abgelegt habe, benutze sie für ihre Kinder. Schon wollte ich, die so schwer ausgesprochene Bitte bereuend, weiter gehen, als eine anständig gekleidete Frau mit der Frage, was hier vorgehe, an die drei Damen herantrat. Man theilte ihr mein Anliegen mit und sie hieß mich, nachdem sie meine Leidensgeschichte erfragt und in kurzen Worten vernommen hatte, mit ihr gehen. Das hübsche Haus war bald erreicht; die Magd mußte aus der Küche einen Bretstuhl für mich ins Zimmer setzen — eine keineswegs unverwerfliche Vorsicht; denn ich mochte wahrlich wohl darnach aussehen, als ob ich, wie der gemeine Mann sagt, „fremdes Volk“ beherbergte — und mir dann Wein, Brod und Fleisch bringen.

Während ich aß, hatte die gütige Dame ein Hemd, ein Halstuch, ein Paar Schuhe und Strümpfe für mich zusammengesucht, welchen Geschenken sie noch einen halben Franken hinzufügte. Ueberglücklich schied ich mit dem innigsten Danke.

In meinem Quartier nahm ich auf den Rath meiner Wirthin, von welcher ich mich in allen Stücken gleich einem Kinde leiten ließ, mit meinem Körper und meinen Kleidungsstücken eine abermalige gründliche Reinigung vor. Niemanden kann ich die Wonne beschreiben, welche ich bei dem Anlegen eines so lange entbehrten und doch so nothwendigen Kleidungsstückes empfand. Obgleich ich noch keineswegs gänzlich wieder hergestellt war, fühlte ich doch, wie neues, frisches Leben mich durchströmte.

Nach einer kräftigen Abendmahlzeit erquickte mich ein wohlthätiger, erst durch das Geräusch des Morgens unterbrochener Schlummer. Das aus Habergrüzwelchen und Weißbrod bestehende Frühstück schmeckte mir vortrefflich; dann nahte, da um 7 Uhr marschirt werden sollte, die Abschiedsstunde, welche einer so gütigen Wirthin gegenüber gewiß von einem Gefühle der Wehmuth begleitet sein mußte. Ich fühle mich gedrungen, noch einmal zu wiederholen, daß ich sicher eine Beute des Todes würde geworden sein, wenn dieses wahrhaft edle Weib sich meiner nicht mit ächt christlicher Liebe angenommen hätte. Zum Abschiede gab sie mir noch, nebst ihren besten Wünschen, eine Flasche Wein auf den Weg; ich aber konnte ihr all ihre Güte nicht anders entgelten, als daß ich ihr dankte und Gottes segnende Hand auf sie herabflehte.

Unser nächstes Nachtquartier war Dego, denn unser biederer Invalidentapitain ließ nicht stark marschiren, und erleichterte uns überdies die Anstrengung noch dadurch, daß er nach kurzen Zwischenräumen stets einige Minuten ruhen ließ. In dem nächsten Kastorte Dijon traf ich den schon seit langer

Zeit gefangenen Hauptmann Völker, deß ich schon früher Erwähnung that. Ihm mußte ich die Geschichte meiner Leiden, sowie den Verlauf der Kriegsbegebenheiten mittheilen, und nachdem er bewundernd meiner Erzählung gehorcht hatte, schenkte er mir vier Franken.

Von jetzt an, bis zu unserm Eintreffen in Paris, besserte sich unsere Lage täglich. Regelmäßig erhielten wir jeden Tag außer der aus $1\frac{1}{2}$ Pfund bestehenden Brodration 2 Sous ausbezahlt; die Tagemärsche waren kurz (6—7 Stunden) und jeden dritten Tag hatten wir Ruhetag.

Am Abende des 2. Juni 1811 erreichten wir die Nähe der Hauptstadt Frankreichs, rückten aber nicht am nächsten Morgen in dieselbe ein, sondern wurden in der 42 Stunden von Paris entfernten Festung Douar in einer Infanteriekaserne einquartirt. Man gab uns hier je 2 und 2 Mann einen Strohsack und Kopfpolster als Nachtlager, das zwar nicht von Läusen, wohl aber von Flöhen und Wanzen belebt war. Die Verpflegung war jedoch gut: Mittags eine kräftige Fleischbrühe oder Gemüse, täglich $1\frac{1}{2}$ Pfund Brod und 1 Sous.

Nach acht Tagen machte ich von der, den gefangenen Unteroffizieren ertheilten Erlaubniß, sich in der Stadt umzusehen, Gebrauch, um mir mit den bis dahin zusammengesparten Sous einmal gütlich zu thun.

In Gesellschaft eines Kameraden trat ich in ein Wirthshaus, in welchem außer mehren anderen Gästen sich ein französischer Gensdarmereioffizier befand. Derselbe ließ sich mit uns in ein Gespräch ein und erzählte, jeden Augenblick werde ein Befehl erwartet, nach welchem die von uns der Tod erwarte, deren Pflicht es gewesen sei, unter Napoleons Fahnen zu streiten. Dann fragte er mich, der ich vor Schreck halb erstarrt war, nach meinem Vaterlande. Als ich Oesterreich nannte, meinte er, das sei ein Glück für mich; meinem sächsi-

ſchen Kameraden aber werde es ſchlimm ergehen. Zum Glück verſtand dieſer, als der franzöſiſchen Sprache völlig unkundig, von den Worten des Offiziers Nichts; auch ich hütete mich wohl, meine ziemlich genaue Kenntniß ſeiner Sprache zu verrathen, ſuchte ihn jedoch vertraulich zu machen, was mir auch ſo weit gelang, daß er mir von ſeiner Tapferkeit bei Auſterliz und Silau erzählte, wie er in letzterer Schlacht ſchwer verwundet worden und in Folge deſſen zur Gensdarmarie verſetzt ſei, und mich endlich einlud, ihn am Nachmittage zu beſuchen.

Bald verließen wir beiden Gefangenen jezt das Gaſthaus, um uns auf die Feſtungswerke zu begeben. Hier machte ich meinem angstbedrängten Herzen Luft, indem ich dem Kameraden des Gensdarmen Schreckensbotſchaft mittheilte. Lange ließ uns das Entſetzen keinen Ausweg aus dieſer neuen drohenden Gefahr finden; endlich ſchien uns mein Vorſchlag, daß ich der Einladung des Offiziers Folge leiſte und ihn zu unſerer Rettung zu bewegen ſuche, das Vernünftigſte, was zu thun ſei.

Mit der größten Freundlichkeit ſah ich mich am Nachmittage von meinem neuen Bekannten aufgenommen. Es ward Wein gebracht, bei dem in traulichem Geſpräche eine Stunde entfloß.

Endlich ſuchte ich die Rede wieder auf die Sache zu bringen, welche mir zumeiſt am Herzen lag, und da betheuerte er nochmals, es ſei dem Kriegsminiſter bereits eine Liſte derer zugefertigt, welche das Todesurtheil erwarte, und ſtündlich ſehe man der Ordre zur Vollziehung der Execution entgegen.

Vielleicht, daß er mir in den Augen die Bewegung meines Innern anſah, genug, nach dieſen Worten firirte er mich, ein wenig einhaltend, ſcharf, und fuhr dann fort, wenn ich auch einer von den alſo Bedrohten ſei, ſolle ihn das ſehr dauern.

Raſch wandte ich mich jezt zu ihm, ergriff ſeine Hand,

ihn bittend, mir zu gestatten, daß ich ihn mit meinen Verhältnissen bekannt mache.

Auf seine freundliche Entgegnung, es werde ihm Vergnügen machen, meine Erlebnisse zu erfahren, erzählte ich und schloß meinen Bericht mit der Frage, ob er kein Mittel kenne, welches mich von dem jetzt mir drohenden Tode zu erretten vermöge.

„Wohl weiß ich einen Weg, der Sie retten könnte,“ war nach einigen Augenblicken Nachdenkens seine Antwort, „wenn ich jedoch ihnen denselben anvertraue, so gebe ich zugleich damit das zeitliche Wohl meiner selbst und meiner Familie in Ihre Hand. Können Sie also schweigen, wie es auch komme?“ — Feierlich betheuerte ich ihm dieses; dann fuhr er fort: Heute Abend um 6 Uhr werde ein 600 Mann starker Rekrutentransport aus der Schweiz eintreffen, zu der Zeit solle ich mich auf die vereinsamten Festungswerke begeben, durch den Kanal schwimmen und dann in den nahe liegenden Gebüsch mich bis zum Anbruche der Nacht verborgen halten. In der Dunkelheit solle ich mich aufmachen, den Fußpfad längst dem Kanale verfolgen, bis ich durch ein kleines Dorf auf die nach Lille führende Chaussee gelange. In Lille solle ich sogleich den Obersten des 3. Schweizerregimentes auffuchen und mich von dem anwerben lassen. Die größte Vorsicht und Klugheit müsse er mir aber bei dem ganzen Unternehmen anempfehlen; denn wenn ich Abends 8^{1/2} Uhr bei dem Appell fehle, sei es seine Pflicht, mir allsogleich nachsehen zu lassen; ergriffe man mich alsdann, werde ich ohnfehlbar erschossen werden.

Mit einem Danke aus tiefster Brust nahm ich Abschied von dem edlen Manne, worauf ich rasch in die Kaserne zurückkehrte, um meinen Kameraden mit dem Rettungswege bekannt zu machen. Wer war froher als der!

Um die bestimmte Stunde begaben wir uns auf die

Festungswerke, waren auch so glücklich, unentdeckt durch den Kanal zu schwimmen und das bezeichnete Buschwerk zu erreichen. Hier verweilten wir bis etwas nach 8 $\frac{1}{2}$ Uhr, krochen dann hervor, um unsern Weg nach dem rettenden Lille weiter zu verfolgen. Das Dorf passirten wir unangefochten; denn obwohl die Leute noch vor den Thüren saßen, kümmerte sich doch kein Mensch um uns. Gleich hinter demselben aber saßen vor einem kleinen Hause drei Bauern, welche uns fragten, wer wir wären? Auf meine französische Antwort, wir wären Rekruten aus der Schweiz, erwiederten sie, das sei nicht wahr, im Gegentheil, wir wären Gefangene, welche zu desertiren beabsichtigten. Kaum hörten wir dieses, als wir uns eiligst auf die Flucht machten, welche wir 1 $\frac{1}{2}$ Stunden fortsetzten, wo wir ein großes Wirthshaus erreichten, das zu betreten wir aber aus Furcht vor Gensdarmen uns nicht getrauten, und uns deshalb in einen dem Hause gegenüberliegenden trockenen Graben setzten, welcher uns hinlängliche Sicherheit zu gewähren schien. Wenige Augenblicke genossen wir hier eine uns sehr nöthige Erholung, als näher und näher tönendes Pferdegetrappel uns aufschreckte. — Man hielt vor dem Hause, befahl dem Wirth, vor die Thür zu kommen, und fragte ihn, ob er nicht zwei spanische Deserteurs habe vorbeieilen sehen? —

Seit einer Stunde sei hier kein Mensch vorbeigekommen, lautete die Antwort des Wirthes. — „Dann müssen sie noch zurück sein!“ meinte da der eine Gensdarmer, und damit ritten unsere Verfolger wieder um. Wir aber hielten uns in unserm Verstecke so lange ruhig, bis der Wirth in's Haus zurückgekehrt war und schlichen dann noch eine Strecke in dem Graben fort, ehe wir die Chaussee zu betreten wagten. Nach zwei Stunden waren drei Frachtfuhrleute von uns eingeholt. Der eine der Fuhrleute fragte, wer wir seien? „Französische Rekruten,“ antwortete ich. „Das ist nicht wahr!“ riefen sie, und stürzten

gemeinschaftlich auf uns los. Mit Hilfe unserer tüchtigen Knittel gelang uns jedoch unsere Befreiung aus ihren Händen, welche die Schnelligkeit unserer Beine bald weit zurück ließ. Gegen 2 Uhr Morgens war Lille erreicht; doch blieben wir bis gegen 9 Uhr in einem Heuhaufen liegen und betraten erst da die Stadt. — Ein alter Compagniekamerad, mein früherer vor zwei Jahren gefangener Sergeant, stand vor dem Thore auf Posten. Er gab mir zu verstehen, ich solle ja nicht thun, als ob ich ihn kenne und rasch machen, daß ich fortkomme. Ein auf dem Markte angetroffener Grenadier vom 3. Schweizerregimente führte uns, auf unsere Bitte, in das Quartier des Obersten, meldete uns und trug ihm unser Anliegen vor. Bald rief man uns herein. Auf die Frage des Obersten nach meinen früheren Verhältnissen, der Dauer meiner Dienstzeit &c. antwortete ich mit einer unvermeidlichen Nothlüge: mein Vaterland sei die Schweiz und ich hätte 6 Jahre im 4. französischen Schweizerregimente gedient. Dann berichtete ich von den Affairen und Gefechten, denen ich beigewohnt; wie ich endlich bei Figueras gefangen worden, auf dem Transporte aber während des Marsches durch ein Gebüsch mit meinem Kameraden entsprungen sei, wie wir seit der Zeit die Nacht zum Marsche benutzten, bei Tage aber uns versteckt hätten, bis uns endlich das Glück geworden wäre, uns einem nach Frankreich bestimmten Refrumentransport anzuschließen, unter dessen Schutze wir gestern Abend glücklich Lille erreicht hätten. Der Oberst, welcher mit staunender Bewunderung unserer Erzählung gehorcht hatte, freute sich nicht wenig, seinem Regimente solche gediente Männer einverleiben zu können. Jedem von uns schenkte er 72 Franks, um dafür den ausgehungerten und ermüdeten Körper zu pflegen. Dieser ungewohnte Reichthum machte uns so freudeberauscht, daß wir uns in Gegenwart des Offiziers umhalfen und diesem versprachen, seine und Napoleons Gesund-

heit zu trinken. Darauf wurde unsere Enrollirung (natürlich unter falschen Namen) bewerkstelligt, nach welcher die Einkleidung vor sich ging. Wahrlich, wir dünkten uns glücklicher, denn Könige, als wir, umhüllt von ganzer, wärmender Kleidung, unsere Lumpen zusammenbanden, um sie für ein Billiges dem nächsten Trödler zu verkaufen.

Der Korporal, welcher nach drei Tagen mit uns die Exerzirübungen begann, staunte nicht wenig, uns in allen Dingen bereits so geübt zu finden. Folgenden Tages wurden wir auf Anordnung des Obersten der vom Adjutanten exerzirten ersten Klasse einrangirt; dieser jedoch schickte uns nach einigen Fragen, ob wir schon gedient hätten u., als exerzirt zur Kaserne.

Am folgenden Nachmittage erneuerte abermals ein alter Kamerad seine frühere Bekanntschaft mit mir, nämlich ein ehemaliger Unteroffizier der 1. Füsiliercompagnie meines Regiments. Bei einem Glase Wein mußte ich ihm meine Geschichte erzählen, und manchmal fiel es mir schwer, ihn von der Wahrheit meiner Angaben zu überzeugen.

Das Garnisonsleben bei uns war nicht das beste; die Lebensmittel sehr mittelmäßig, das Wasser nur mit Essig vermischt genießbar, und die Löhnung betrug täglich nur 1 Sous.

Nach sechswöchiger Exerzirzeit traf von Paris die telegraphische Ordre ein, daß wir nach zwei Tagen marschiren sollten und zwar nach Nymwegen, wo das Regiment lag. Sofort wurden alle Anstalten zum Aufbruche gerüstet, der darauf am 16. November 1811, Morgens 8 Uhr, vor sich ging. Am dritten Tage kamen wir nach Gent, wo wir in unserm Quartier, einem großen Kloster, von den Einwohnern reichlich mit Stroh, Lebensmitteln und allem Nothwendigen versehen wurden.

Bei dem nachherigen Löhnungsappelle wollte der Fourier uns mit 2 Sous abspeisen; als aber die Reihe, aufgerufen zu werden, an mich kam, weigerte ich mich, das Geld anzunehmen,

sondern erklärte dem Fourier, ich wünsche die mir gebührenden 10 Sous zu empfangen. Darauf befahl mir der Fourier, nach dem Appell zu ihm zu kommen, wo ich ihm erklärte, ich wisse sehr wohl, daß die Lebensmittel von den Bürgern geschenkt worden seien und daß mir dafür die Vergütung von 8 Sous gebühre. Da der Fourier nun wohl merkte, daß ich mich nicht abschrecken lasse, versprach er mir unter der Bedingung die 10 Sous zu geben, daß ich meinen Kameraden den Verlauf der Sache verschweige. Nun wurde mir die Schurkerei des Erbärmlichen erst recht klar, obgleich der wahre Zusammenhang sich erst bei unserm Einrücken in Nymwegen herausstellte. Nämlich auch der Hauptmann hatte um die Unterschlagung gewußt und wurde deswegen nach Frankreich zurückgeschickt, der Fourier aber, ein Oesterreicher Jude, degradiert. Der Marsch von Gent nach Nymwegen ging über Antwerpen, Breda, Herzogenbusch und Grave. In unserm Bestimmungsorte wurden wir bei den Bürgern einquartirt.

Am nächsten Morgen mußte das Regiment auf zwei Glieder antreten; der Oberst ging die Reihen herunter und wählte die größten, stattlichsten Leute zu Grenadieren aus. Zu ihnen gehörte auch ich. Als Compagniechef hatten wir den Hauptmann Thormann, einen gebornen Schweizer und konnten uns keinen bessern wünschen.

Sei es, daß ich ihm durch irgend etwas auffiel, sei es Zufall, genug, bei dem nächsten Appell fragte der Capitain mich, ob ich schon Soldat gewesen sei, und befahl mir, als ich dieses bejahte, nach beendigtem Tagesdienste ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Hier mußte ich ihm meine Geschichte erzählen, deren sonderbarer Wechsel — denn ich erzählte ganz der Wahrheit gemäß — ihn so ergriff, daß er mir beim Schlusse freundlichst die Hand reichte, seine Freude ausdrückte, einen solchen Soldaten bei der Compagnie zu haben und mich bald

zum Unteroffizier zu avanciren versprach, wenn ich fortwährend mich gut betrage.

Unser Dienst war anfangs ziemlich beschwerlich, wurde jedoch bald durch Unterstützung des 123. Regiments, mit dem wir fortan eine vom General Perle commandirte Brigade bildeten, erleichtert.

Am 14. Februar 1812 brachen wir nach Wesel auf, von wo es nach einem Rasttage über Osnabrück, Minden, Hagen, Hannover und Braunschweig nach Salzwehel ging. Auch hier lagen wir bei den Bürgern in Quartier. In dem meinigen, welches ich mit einem Korporal und 12 Kameraden theilte, wurden wir mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und uns vorgesetzt, was nur die Küche vermochte. Ich bat die Wirthin, sie möge mir und einem Kameraden, welcher gleich mir unwohl sei, zu Abend etwas Milchsuppe bereiten, welchen Wunsch sie bereitwillig erfüllte. Bei Tische nun fragten die Andern, was wir da denn Apartes äßen? Wir gaben den Grund an, sie zugleich einladend, unser Gericht zu kosten. Das wollten sie aber nicht, zeigten sich vielmehr mit ihrer Mahlzeit unzufrieden und Einer war so roh, der eben eintretenden hochschwangeren Müllerin den aufgetragenen Pfannkuchen auf den Rücken zu werfen. Ueber diese Brutalität entrüstet, sprang ich auf, von dem Thäter Genugthuung fordernd. Rasch zog der seinen Säbel, und ehe ich mich dessen versah, drängte die ganze rohe Schaar auf mich ein. Mit dem Rücken an die Wand gelehnt, vertheidigte ich mich mehrere Minuten tapfer, dann forderte ich sie auf, draußen, wie es Grenadieren gezieme, Mann gegen Mann mir gegenüber zu treten, wo ich ihnen schon von meinem Rechte überzeugende Beweise beibringen wolle.

Die Herren gingen auf meinen Vorschlag ein; im Garten begann der Kampf, und bald wankten drei, der Eine hier,

der Andere dort mehr oder minder hart von meiner Klinge getroffen, in's Haus zurück. Ich selbst fühlte mich zwar auch verwundet, doch hielt mich das nicht ab, auch die Uebrigen zu einem Gange herauszufordern. Da diese aber keine Lust zeigten, von mir einen Ueberlaß zu empfangen, begab ich mich in's Zimmer, um dem Korporal, der ruhig seine Pfeife rauchend da saß, zu melden, das Duell sei beendet. Seine Antwort war, er hätte gewünscht, mich tüchtig verwundet zu sehen, weil ich die Partei der Bürger genommen habe. Diese Aeußerung brachte mich dergestalt in Harnisch, daß ich auch ihn aufforderte, einen Gang mit mir zu machen. Dessen weigerte er sich zwar, drohte aber, die ganze Sache am andern Morgen dem Kapitain zu melden, eine Drohung, deren Verwirklichung ich als Pflicht und Recht von ihm erbat.

Darüber wurde es Schlafenszeit. Der Müller leuchtete uns in ein großes Zimmer oben im Hause, in welchem eine Menge Stroh aufgeschüttet lag. Meine unzufriedenen Kameraden forderten Bettstellen. Die habe er nicht über, war des Müllers Antwort. Noch hatte er nicht ausgerebet, als er sich auch schon von den Zügellosen angegriffen sah; doch rasch sprang ich ihm bei, meine Kameraden bedrohend, ich würde denjenigen zusammenhauen, welcher dem Müller ein Haar zu krümmen wage. Auf diese Aeußerung drohte der Korporal mir mit Arrest, worauf ich antwortete, wer in den Arrest wandere, werde sich ja morgen entscheiden. Endlich legte sich der Spektakel, Einer nach dem Andern suchte den Schlaf; ich aber behielt meinen gezogenen Säbel neben mir, fand jedoch keine Gelegenheit, Gebrauch davon zu machen.

Am nächsten Morgen beim Appell that der Hauptmann die Frage, ob auch Jemand über sein Quartier Klage zu führen habe. Ein einstimmiges „Nein!“ ertönte als Antwort. Als ich darauf gewahrte, daß mein Korporal sich vor der ver-

sprochenen, oder vielmehr angedrohten Anzeige scheute, trat ich vor und meldete dem Hauptmann die Vorfälle des gestrigen Nachmittags. Sofort schickte dieser einen Lieutenant und den Feldwebel zur Mühle, um von den Wirthen Erkundigung einzuziehen. Nachdem von diesen meine Aussage natürlich bestätigt worden war, trug der Hauptmann die Sache dem Obersten vor, welcher so darob ergrimmete, daß er denjenigen, der nach der schwangeren Frau geworfen hatte, auf der Stelle erschießen lassen wollte. Nur die Fürsprache des Hauptmanns rettete den Unglücklichen; doch der Korporal wurde auf der Stelle degradirt, die übrigen Theilnehmer mußten lange Zeit die Uniform umgekehrt tragen und mit ihrem Anführer während der übrigen acht Tage unseres hiesigen Aufenthaltes in Arrest wandern.

Das ganze Regiment ward wegen dieses Vorfalles umquartirt; ich aber bekam ein öffentliches Lob vor der Fronte des Regiments wegen meines guten Benehmens gegen den Quartierwirth.

Aus meinem neuen Quartiere bei einem Stadtmusikus suchte mich der Müller wieder an sich zu ziehen. Der Musikus, welcher mich bis dahin schon sehr freundlich behandelt hatte, wußte nun vollends seiner Güte kein Ziel zu setzen, als er in mir den Beschützer des Müllers erkannte, wollte mich um keinen Preis von sich lassen, und that hinfüro Alles, ja noch mehr für meine Pflege und Bequemlichkeit, als was er mir in den Augen absehen konnte.

Lange währte jedoch leider dieses schöne Leben nicht, denn schon nach sieben Tagen langte Befehl zum Aufbruche nach Magdeburg an. Meinem Hauswirth und seinen Angehörigen standen die Thränen in den Augen, als ich von ihnen ging, und vom Sohne des Hauses ward ich noch fast zwei Stunden begleitet.

Eine Stunde hernach ließ der Oberst unerwartet halten

und die Gewehre zusammensetzen, dann berief er sämtliche Offiziere zu sich und fragte meinen Compagniecommandeur, ob ein Grenadier, Namens Simon, in seiner Compagnie diene. Als der Hauptmann diese Frage bejahte, befahl der Oberst ihm, denselben sofort zu arretiren, ihn, wenn er krank sei, augenblicklich erschießen zu lassen, sonst aber nach Paris zu transportiren. Zu diesem Verfahren sei er soeben durch einen Bericht des Kriegsministers Talleyrand von Paris aus beordert worden, und zwar deshalb, weil der Simon früher gegen Napoleon gestritten habe, statt, seiner Pflicht gemäß, unter dessen Fahnen zu kämpfen.

Ich stand in der Nähe der Offiziere, als der Oberst diesen Befehl ertheilte. Denke sich einer meine mit jedem Worte des Obersten gesteigerte Angst. Noch aber war mein guter Engel nicht von mir gewichen, mein Capitain trat großmüthig als Schutzgeist für mich auf, indem er dem Obersten erwiederte, hier müsse ein Mißverständniß obwalten; der fragliche Zuname stimme zwar, nicht aber der Vorname, auch gehöre ich mit vollem Rechte dem Regimente an. Das gebe er dem Herrn Obersten zu bedenken, der dann gewiß jenen grausamen Befehl nicht erlassen werde; denn es sei doch gerade keine Kleinigkeit, sich unschuldig erschießen zu lassen. Dabei hatte es denn auch sein Bewenden, und der Oberst entließ die Offiziere. Mein Capitain theilte mir sogleich das Vorgefallene mit; natürlich war mein Dank gegen ihn grenzenlos, meine größte Sehnsucht: einmal in Verhältnisse zu gerathen, wo ich die große Schuld durch einen Gegendienst wenigstens theilweis vertilgen könne.

Die nächste Nacht wurden wir in mehren zerstreut umherliegenden Dörfern einquartirt, da Magdeburg erst am folgenden Tage zu erreichen war.

Hier blieben wir jedoch nur eine Nacht und gingen dann nach Radenau, von wo wir nach 10—12 Tagen nach Neu-

stadt marschirten. Wieder rasteten wir hier 14 Tage und gingen dann nach Stettin, wo jedem Soldaten 2 Paar Schuhe geliefert wurden und wo uns außerdem der Befehl ward, uns mit leinenen Beuteln zu versehen, welche 8 Pfund Mehl zu fassen vermöchten, welcher Vorrath nur im Falle der Noth anzugreifen sei. Von hier aus richtete sich unser Marsch nach Stargard und dann folgenden Morgens nach polnisch Stargard. Unsere Hoffnung, diesen Ort noch am selben Abende zu erreichen, wurde getäuscht, wir mußten vielmehr nach einem beschwerlichen Marsche im Walde übernachten, langten auch erst am folgenden Nachmittage am Orte unserer Bestimmung an, wo man uns bei den Bürgern einquartirte. Die armen Einwohner konnten, da sie selbst nichts hatten, uns unmöglich mit Lebensmitteln versorgen, woher uns kein anderer Ausweg blieb, als das Nothwendigste zu stehlen. Mir gelang es, auf einem deshalb mit einem Kameraden veranstalteten Streifzuge zwei Schaafe zu erwischen, welche eilig in's Quartier geschleppt, geschlachtet und mit großem Appetit verzehrt wurden.

Freudig vernahmen wir den Befehl zum Weitermarsche. Ueber Marienwerder ging es nach Marienburg, von hier nach vier Tagen wirklich erquickender Rast in der Richtung nach Königsberg fort. Am 18. Juni 1812 lagerten wir eine Stunde von Königsberg in einem Dorfe, wo die Häuser der Bauern von Soldaten so überfüllt waren, daß an Stillung des Hungers zu denken, Tollheit gewesen sein würde. So faßte ich denn den Beschluß, das Knurren des Magens durch Schlaf zu beschwichtigen, wurde in diesem gewiß löblichen Vorhaben aber schon nach einer Stunde durch die Alarmtrommel gestört, welche uns 6 Uhr Abends auf den Appellplatz rief. Alles tausendfache Flüchen und Schimpfen der Soldaten half nichts; die gräßlichsten Verwünschungen fruchteten nicht; es ging weiter, die ganze Nacht hindurch. Schlechte Wege, durch Strapazen vieler Art

abgemattete Mannschaft, — was Wunder, daß Viele entkräftet liegen blieben? Endlich, als beim Grauen des Morgens noch immer an keine Ruhe zu denken war, beredete ich einen Kameraden aus Frankfurt, Namens Wegel, mit mir fortzuschleichen, um nach Lebensmitteln zu spähen. Er ging auf meinen Vorschlag ein; wir traten zur Seite und erreichten bald ein kleines im Gebüsch verstecktes Bauernhaus. Unterwegs hatten sich noch zwei Andere zu uns gesellt, und gewiß hätten wir Alle gänzlich gesättigt das Haus verlassen, wenn unser Eintreffen einige Stunden später stattgefunden hätte; denn die Hausfrau war gerade beim Brodbacken. Das Garwerden desselben abzuwarten, war uns leider nicht möglich und so mußten wir uns schon mit einem eilig aus Mehl und Speck selbstbereiteten Gerichte begnügen, worauf wir dankend das Haus verließen, dem Regimente nacheilten und uns 3 Uhr Nachmittags mit demselben wieder vereinigten. Endlich gegen 4 Uhr war Insterburg, das Ziel unseres Marsches, erreicht. Hier stand bereits ein großer Theil des 2. vom Marschall Dubinot befehligten Armeekorps in Schlachtordnung aufgestellt. Unser Platz war der linke Flügel der 4. Division. Kaum waren die Gewehre zusammengesetzt, erhielten wir Befehl, den Paradeanzug anzulegen, um von Napoleon inspicirt zu werden. Das Armeekorps wurde in 4 Treffen aufgestellt; der Kaiser kam und durchritt, von seiner Suite begleitet, die Reihen. — Als er bei uns anlangte, fragte er den Obersten, ob sein Regiment gut einexercirt sei? und auf die bejahende Antwort desselben mußten wir die Gewehrgriffe durchmachen. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit avancirte darauf der Kaiser sämtliche Offiziere und Unteroffiziere um einen Grad, einigen altgedienten Soldaten aber verlieh er Orden. — Jetzt sollte der Vorbeimarsch sämtlicher Truppen vorgenommen werden, mußte aber eines heftigen, von starkem Regen begleiteten Gewitters wegen unterbleiben.

— Der Marsch ging weiter, durch Insterburg. Da wir die letzten waren, welche von der Stelle rückten, dauerte es ziemlich lange, ehe wir die Stadt im Rücken hatten, und kaum war dies der Fall, als das ganze Regiment sich hinwarf und erklärte, es könne vor Entkräftung nicht mehr marschiren. Der Oberst sprengte, um Meldung zu machen, zur Stadt zurück, von wo er bald mit dem kaiserlichen Befehle wiederkehrte, man solle uns in den nächsten Dörfern einquartiren. Diese waren bald erreicht, wir fanden sie aber von ihren Bewohnern verlassen. Mit 24 Mann kam ich in ein Haus, welches ich vergebens von unten bis oben nach Lebensmitteln durchsuchte. Endlich fand ich in einem inwendig hohlen Holzstöße ein lebendiges, ungefähr 70 Pfund schweres Ferkelchen. Da war uns geholfen. Mit einem Schlage hieb ich dem Thiere den Kopf ab, weidete es aus und kochte es. Die Mahlzeit schmeckte vortreflich und bekam uns sehr wohl.

Von jetzt an bis zum 24. Juni, an welchem Tage wir den Niemen passirten, mußten wir jede Nacht bei fast ununterbrochenem Regen bivouakiren, so daß fast kein Schlaf in unsere Augen kam. Napoleon selbst theilte diese Strapazen, denn ich sah, wie er eines Morgens in einem kleinen Hause seine durchnästen Kleider trocknete. Statt des uns früher verabreichten Brodes und Branntweins erhielten wir jetzt, gewiß weit zweckmäßiger, täglich warmes Essen.

Wie schon erwähnt, passirten wir am 24. Juni 1812 den Niemen. Ueber diesen Fluß waren drei Brücken gebaut, von denen zwei für den Uebergang der Infanterie, eine für den der Artillerie, Kavallerie und Bagage bestimmt war. Einem herrlicheren Schauspiel, als es dieser Uebergang war, wohnte ich nie bei. Da reihte sich unabsehbar Kolonne an Kolonne, Schwadronen an Schwadronen, und der Boden erdröhnte unter den tausendfachen Tritten der Krieger und Rosse.

Von einer kleinen Anhöhe aus betrachtete Napoleon die Scene. Mir gönnte es das Schicksal, genau die Gesichtszüge des großen Mannes betrachten zu können, wie er von Zeit zu Zeit seinem Stabe freundliche Blicke zuwarf, stolz im Gefühle seiner durch ein solches Heer gesicherten Macht. Hätte er an diesem Tage in der Zukunft lesen, hätte er seinen durch diesen Uebergang herbeigeführten Sturz ahnen können!

Etwa eine halbe Stunde nach dem Flußübergange ertheilte mir der Hauptmann den Befehl, mich mit 12 Kameraden nach Lebensmitteln umzuthun. In einem in der Nähe gelegenen Dorfe gab es weder Menschen noch Vidualien, in der nächsten Umgebung nur sehr hochgewachsenen Roggen, durch welchen ein schmaler Pfad führte. Um zu sehen, ob das Befolgen dieses Weges uns auch zu weit vom Regimente entferne, bestieg ich einen kleinen Hügel und sah von hier aus, wie in dem Getreide sich etwas bewegte. Wir darauf zu, — und entgegenbrummte uns ein von den verschlagenen Dorfbewohnern dort angebundener fetter Ochse. Das war eine höchst willkommene Beute und gab Abends im Bivouak einen herrlichen Schmaus. In der folgenden Nacht bivouakirten wir bei dem Städtchen Kunnow bei einem schweren Gewitter. Durch den Regen waren die Wege so schlecht geworden, daß die Pferde nur mit Mühe fortzutreiben waren und auch den Soldaten das Marschiren sehr erschwert wurde, woher denn auch sehr Viele unterwegs umfielen. Als wir nach zwei Tagen hinter Wilkomir das Ende eines Waldes erreicht hatten, begrüßten uns die ersten russischen Kugeln. Die Angreifenden waren jedoch nur einzelne Kavalleriepatrouillen, welche unsere so große Nähe keineswegs geahnt hatten, und von denen wir 2 Mann einfingen.

Es war Mittag, als dieses vorfiel. Der Hauptmann sandte mich wieder mit 12 Mann nach Lebensmitteln in ein

benachbartes Dorf. In einem alten Hause traf ich 6 Weiber, deren jedes ein Kind auf dem Schooße hatte, in einem räucherigen Zimmer sitzen. Bei unserm Eintritte erhoben diese Geschöpfe ein gewaltiges Geschrei, und es fiel mir schwer, sie durch die Polnisch (in Spanien hatte ich Gelegenheit, diese Sprache von einigen Polen zu erlernen) ausgesprochene Versicherung, daß ihnen kein Leides geschehen solle, zu beruhigen. Lebensmittel gaben sie vor nicht zu besitzen, als ich aber eine drohende Miene annahm, wiesen sie uns in den Stall, wo wir unter dem Laube versteckt etwas Speck und Brod fanden. Die geringe Beute suchten wir in einem anderen Dorfe zu vergrößern; aber ein Paar Brode war das Ganze, was uns auch hier zu Theil ward. Kaum hatten wir uns aus dem Dorfe entfernt, um mit diesen schmalen Bissen die Compagnie aufzusuchen, so beunruhigte uns eine ziemlich starke Kanonade, welche, wie wir bald gewahrten, von einem Gefechte der Russen mit den Franzosen herrührte, in welchem die letzteren den Sieg davon trugen. Unser Regiment war bei dieser Gelegenheit nicht in's Feuer gekommen und lagerte sich auf demselben Platze, wo es in Schlachtordnung gestanden hatte.

Mich trieb die Hoffnung, irgend etwas Genießbares zu finden, von dem Rastorte fort. Meine Wanderung führte mich bis an einen großen Edelhof, aus welchem das verworrene Geräusch vieler Stimmen herausschallte. Neugierig trete ich ein und sehe, wie mehre Soldaten vom 123. Regiment beschäftigt sind, sich einen großen Haufen Kleider zu theilen. Mir gefiel besonders ein prächtiger, mit Kanten besetzter Morgenrock, ehemals das Eigenthum einer Dame, welchen ich zu mir nahm, mich um das Andere nicht kümmernd. Während ich darauf die zerstörten Gemächer durchirre, macht mich der Zufall zum Zeugen einer Scene roher Willkür. In einem entlegenen Zimmer waren Hautboisten um eine Kammerjungfer

versammelt, welche sie durch Drohungen allerlei Art zur Aufgabe des Ortes zu bewegen suchten, an welchem der Edelmann sein Geld verborgen habe. Das arme Mädchen betheuerte heilig, dieses nicht zu wissen, und doch ließen die Barbaren nicht ab, sie zu quälen; auch mein ermahnendes Wort war vergeblich gesprochen. Mißmuthig wandte ich mich ab, der in der Mitte des Dorfes gelegenen Kirche zu. Auch das Heiligthum war mit plündernden Soldaten erfüllt, die, was sie an Geld und Kostbarkeiten fortschleppen konnten, mitnahmen, das Uebrige zerstörten. Meine Bitte, doch den Tempel Gottes nicht durch raubgierige Hände zu entweihen, ward durch ein Hohngelächter gelohnt.

So begegnete ich überall Scenen der Rohheit und des Schreckens, verfehlte dagegen den eigentlichen Zweck meiner Wanderung; denn Proviant konnte ich nirgend auffinden. Bei meiner Rückkehr in's Bivouac führte mich der Weg wieder vor jenem oben erwähnten Edelhofe vorüber, und ich sah mit schmerzlichem Staunen, wie noch die Hautboisten dort ihr wildes Wesen trieben. Näher tretend gewahre ich mit Entrüstung, wie die Barbaren dem armen Kammermädchen die Füße entblößen, ihr einen Strick um den Leib binden und sie dann, um ihren Lippen ein Geständniß abzupressen, mehrmals in dem Brunnen auf und nieder tauchen. Da auch diese Marter das Schweigen der Unglücklichen nicht bezwang, zogen sie sie wieder empor, um noch wirksamere Mittel zu ersinnen; aber eine höhere Macht hatte sie ihrer Gewalt entnommen: — das beklagenswerthe Geschöpf war gestorben. — Nun frage ich, legte eine solche Handlung gegen ein armes wehrloses Weib Zeugniß ab von einem ächt soldatischen Geiste? Mich dünkt, Räuber äußern menschlichere Gefühle, als diese Halbfranzosen, welche nur zu oft den Namen der wahren Söhne Frankreichs schändeten; denn während der ganzen Geschichte dieses Krieges wird

man gewiß kaum ein Beispiel auffinden können, wo wirkliche Franzosen nüchternen Muthes eine solche Unthat begangen hätten. Nach Beendigung dieses Krieges traf ich einen Mitschuldigen der erwähnten Gräueltthat als Hautboisten in Oldenburg. Er hieß D. . . . Ich konnte nicht unterlassen, ihn einstens an seine damalige Rohheit zu erinnern, und freute mich über die aufrichtige Reue, welche er empfand. Gern leistete ich ihm daher das Versprechen, über diesen Gegenstand zu schweigen, welches ich auch bis an seinen Tod redlich gethan habe.

Die Erinnerung an jene traurige Scene raubte mir die ganze Nacht den Schlaf, so daß ich mit Sehnsucht den Anbruch des Morgens und den Befehl zum Aufbruche erwartete. Letzterer ward jedoch erst am Nachmittage gegeben, wo wir dann nach Wilkomir aufbrachen, welches wir 6 Tage besetzt hielten, um uns dann nach Solock zu wenden.

Auf dem Marsche nach diesem Orte erreichte die Hitze eine solche Höhe, daß den Soldaten fast die Zunge im Gaumen ausdörrete. Es blieb eine so große Anzahl von Leuten unterwegs liegen, daß von den vier Bataillonen unseres Regimentes nur eines mehr complet war. Viele fanden sich zwar am andern Tage wieder bei ihren Bataillonen ein, doch Manche kamen auch gar nicht wieder, sondern verbrannten die benachbarten Dörfer und Edelhöfe, deren Flammen unser Lager schauerlich erhellten. Es war zwar auf Plünderung und Brandstiftung eine schwere Strafe gesetzt, selbst der Tod; aber die Mannszucht war verschwunden, und das kam daher, weil man einen Theils den Truppen nicht die gehörige Ruhe ließ, andern Theils weil Napoleon nicht bewährte, muthvolle Krieger nach Rußland sandte, sondern junge, kraftlose Soldaten, denen die angemutheten Widerwärtigkeiten zu groß waren.

Nachdem wir während der Nacht einen beschwerlichen Vorpostendienst verrichtet hatten (die wie der Blitz erscheinen-

den und wieder verschwindenden Kosacken nöthigten uns, mit dem Gewehre in der Hand beständig auf der Erde zu sitzen), setzten wir am Morgen den Marsch fort nach Dünaburg. Während des ganzen Tages mußten wir wegen fortwährender feindlicher Angriffe in Sektionen oder geschlossener Kolonne, manchmal sogar ganze Strecken im Quarrée marschiren.

Vor dem von den Russen besetzten Dünaburg wurden drei Treffen formirt, von denen die Festung an drei verschiedenen Stellen angegriffen wurde. Von der Erstürmung derselben vermag ich jedoch nur wenig zu berichten, da ich ihr nicht beiwohnte, sondern einem Fourage-Commando von 24 Mann zugetheilt war, welches sich zeitig auf den Weg machte, um Lebensmittel in hinreichender Menge herbeizuschaffen.

Von den Bewohnern verlassene Dörfer, ausgestorbene Häuser, war wieder das, was wir überall fanden. Endlich stöberte ich mit 4 Kameraden doch noch in einem großen Hause hinter einer durch mich von ihrem Riegel befreiten Thür einen ziemlich großen Borrath von Brod, Schmalz, Branntwein, Fleisch und Milch auf, wozu sich noch einige draußen auf einer kleinen Wiese grasende Schaafte gesselten. Mit dieser Beute traten wir froh gestimmt den Rückweg in's Lager an. Kaum hatten wir jedoch eine halbe Stunde gewandert, als aus einem Gehölze plötzlich einige hundert Kosacken auf uns heranstürmten. Um die Unwillkommenen wirksamer empfangen zu können, wurden die Lebensmittel fortgeworfen; aber trotz unsers lebhaften Feuers wichen jene nicht, sondern hielten uns 2 Stunden lang ununterbrochen. Da endlich befreiten uns 2 Escadrons Chasseurs, welche Patrouille ritten, von den Unholden. Wären diese nicht zufällig durch das Feuern herbeigelockt worden, wir wären sammt und sonders verloren gewesen.

Ermüdet und ausgehungert erreichten wir gegen 10 Uhr Abends das Lager wieder, und mußten nun, statt auszuruhen,

ohne anzuhalten, die Nacht durch marschiren, bis wir am andern Morgen gegen 9 Uhr in einem verschanzten, von den Russen verlassenen Lager in der Nähe von Drissa ankamen. Marschall Dudinot formirte hier zwei Treffen und befahl dann, die Schanzen zu schleifen. Die Truppen waren jedoch so müde und ausgehungert, daß sie kaum den Spaten zu tragen vermochten. Mein Posten war an dem Saume eines Waldes und so konnte ich bei der sich günstig darbietenden Gelegenheit, mich von der Arbeit wegzuschleichen, nicht widerstehen. Im Holze labte ich mich mit trefflichen Erdbeeren und schlief dann so lange, bis ich glaubte, die Arbeit würde wohl vollendet sein, worauf ich zur Compagnie zurückkehrte.

Beim Appell am nächsten Morgen zeigte es sich, daß wieder 12 Mann, und zwar seit dem Verlassen der preussischen Grenze im Ganzen 38 Mann von der Compagnie fehlten, ohne daß wir im Feuer gewesen waren. Der Marsch lenkte sich jetzt dem Ufer der Düna entgegen. Vom jenseitigen Ufer wurde die Avantgarde mit einer heftigen Kanonade begrüßt, welche jedoch sehr wenig Schaden anrichtete. Besonders hatten die feindlichen Artilleristen es auf den Marschall und seinen Stab abgesehen, trafen jedoch ihr Ziel niemals. Als unser, die Avantgarde bildendes Regiment längs dem Flusse aufgestellt war, riefen russische Jäger vom jenseitigen Ufer her uns zu, wir sollten hinüber kommen, sie wollten uns reichlich mit Lebensmitteln versehen. — Am andern Morgen 10 Uhr versprachen wir ihrer Einladung Folge zu leisten; dann wurde uns aber die Fortsetzung der Unterredung durch den Obersten verboten, da die feindlichen Jäger Deutsch sprachen.

Noch am nämlichen Tage gingen wir nach Polozk, wo wir den Feind zu treffen glaubten; doch der war bereits entwichen, und so schritt man sogleich zum Brückenbau, welche Arbeit im Verlaufe des folgenden Morgens beendet wurde.

Unserm Obersten wurde nun dort der Auftrag zu Theil, mit dem 3. und 4. Bataillone, 2 Escadrons Chasseurs und 2 Kanonen über die Brücke zu gehen, um zu recognosciren; unsere und die 2. Grenadiercompagnie dagegen blieben zur Bewachung der Brücke zurück.

Nach einer Stunde kehrte der Oberst schon wieder, von einer zahlreichen Masse Kosacken verfolgt, welche sich jedoch nicht bis in unsere Nähe wagten, sondern sich in einem nahegelegenen Walde verbargen.

Gegen Abend, als es schon stark dunkelte, kamen jene Jäger wieder, uns zurufend, jetzt Lebensmittel von ihnen zu holen. Uns hielt jedoch der Befehl des Obersten zurück.

Den nächsten Morgen rückten wir über die Brücke und dann in langsamem Marsche weiter, langsam, weil die Avantgarde sehr häufig auf Hindernisse stieß. Rechts und links vom Wege waren nämlich Waldungen, aus denen hervor die Russen sich mit ganzen Regimentern entweder auf die Avantgarde, oder auf die Bagage warfen, von der letzteren das Erbeutete, was von den Kosacken nicht fortgeschleppt werden konnte, vernichtend. Rechnet man dazu die schlechten und schmalen Wege, so wird es Niemand Wunder nehmen, daß in einer in einer Linie marschirenden, 50—60,000 Mann zählenden Armee mit ihren unzähligen Bagage- und Munitions-Wagen, alle Paar Minuten Stockungen entstanden. Gegen Abend wurde in der Nähe eines an der Straße nach Dünaburg gelegenen Wirthshauses Halt gemacht, ein Quarrée formirt, in dessen Mitte man die Bagage- und Munitions-Wagen brachte und dann unter freiem Himmel übernachtet.

Troßdem, daß wir den ganzen Tag auf dem Marsche gewesen waren, hatten wir doch nur vier Stunden Weges zurückgelegt.

Wir hatten uns rings mit starken Wachen umgeben, und

dennoch geschah es alle Augenblicke, daß die Kosacken das der Armee folgende Vieh fort in die Wälder trieben.

Es war überhaupt eine unruhige Nacht; sehr häufig wurde Appell geblasen, um das Desertiren zu verhindern, aber es half wenig; denn am Morgen waren von unserer Compagnie 27, von der Brigade 300 Mann entwichen und zu den Russen übergegangen.

Uns ward heute der Auftrag, uns rechts von der Brigade abzuwenden, um eine nicht große, rechts und links von Waldungen eingeschlossene Haidefläche zu besetzen. Kaum eines Steinwurfs Weite von uns entfernt standen die russischen Jäger am Rande des Waldes, ohne etwas Feindliches gegen uns zu unternehmen. Wir formirten Quarree und setzten uns dann, um zu ruhen, mit dem Gewehre in der Hand nieder. Während des ganzen Tages wurden wir auch nur einmal durch uns angreifende Kosacken und Dragoner gestört; obgleich die abgesondert stehenden Divisionen bis zum Abende mit den Russen im Kampfe verwickelt blieben.

Einige Leute hatten sich vom Regimente fortgemacht in benachbarte Bauernhöfe, von wo sie mit Töpfen voll Honig und großen Stücken Speck zurückkehrten. Als ich sie warnte, ihren durch den Genuß des Honigs entstandenen Durst nicht durch Wasser zu stillen, weil daraus leicht die Ruhr entstehe, antworteten sie, es sei einerlei welchen Todes sie stürben, ob an dieser Krankheit, durch eine russische Kugel oder vor Hunger.

Um 11 Uhr Abends schlossen wir uns der Division wieder an. Bei einem großen, von den Soldaten der Compagnie entzündeten Wachtfeuer lagerten wir, uns die Zeit mit Glossen vertreibend; denn an Schlaf war nicht zu denken, da alle Stunde vom Feldwebel die Mannschaft verlesen wurde. Desungeachtet war 3 Rotten die Desertion gelungen. Wenn das so fort geht, äußerte bei dieser Nachricht der Hauptmann, wird

das Regiment bald nur noch Offiziere, aber keine Soldaten mehr haben; doch meine Schuld ist es nicht, daß keine Lebensmittel geliefert werden.

Am folgenden Morgen wurden wir heftig von den Russen angegriffen, deren Artillerie unserm ersten Treffen so zusetzte, daß von den dasselbe bildenden 12,000 Mann nur 2000 übrig blieben. Unsere Artillerie war noch weit zurück, und als sie endlich herankam, mußten noch eine Menge Terrainhindernisse (vorzüglich viele kleine Sandhügel) hinweggeschafft werden, ehe sie erfolgreich wirken konnte. Nachdem aber diese Schwierigkeiten beseitigt waren, war leider der für sie günstige Zeitpunkt vorüber.

Das zweite Treffen verlor jedoch im Vergleich zu dem ersten eine weit geringere Anzahl an Todten und Verwundeten. Nach hartnäckigem Kampfe gelang es uns endlich, den Feind bis zu einer durch mehrere Kanonen gedeckten Brücke am Ausgange des Waldes zurückzutreiben. Von hier aus eröffneten sie jetzt abermals ein mörderisches Feuer gegen uns, das uns jedoch endlich zum Schweigen zu bringen gelang. Wir wurden Meister des Schlachtfeldes und eroberten 12 Kanonen.

Jetzt gingen wir über die Brücke hinüber, marschirten noch eine gute Strecke und setzten uns dann von Neuem in Stellung. Nicht ohne Schaudern konnte ich die Saat der Schlacht rings um mich betrachten. So weit das Auge reichte, Leichen, Verstümmelte, zerbrochene Wagen und Pulverfarren. Bis gegen 9 Uhr Abends blieben wir hier, dann kam uns die Ordre zu nach unserm frühern Rendezvous-Platz zurückzumarschiren, wo dann die Regimentter die Nacht über abwechselnd unter den Waffen bleiben mußten, um gegen einen feindlichen Ueberfall gesichert zu sein.

Am folgenden Morgen erst ergab sich der bedeutende Verlust auch des zweiten Treffens. Besonders eine Menge Offi-

ziere hatte es gekostet; dies gewahrten wir aus einer Menge am Wege stehender mit Zetteln beklebter Pfähle, unter denen jedesmal 20 Offiziere begraben waren. Wir sollten wieder über die Düna zurückkehren, fanden aber die Brücke, wahrscheinlich von den Russen, zerstört und mußten, da die Wiederherstellung derselben zu viel Zeit raubte, den Fluß durchwaten. Das war jedoch bei der Breite und Tiefe desselben durchaus keine angenehme Aufgabe, bei deren Lösung auch Viele den Tod fanden. In der Hoffnung, einen bequemern Uebergangsort zu finden, wandte ich mich mit 5—600 Mann, worunter 16 Offiziere, weiter abwärts, dem Laufe des Flusses entlang; aber je weiter wir kamen, desto tiefer und reißender ward der Strom. Endlich trieb uns die einbrechende Dunkelheit in einen nahen Wald, wo wir zu übernachten beschloßen. Mit dem Anbruche des Morgens setzten wir unsere Bemühungen fort, eben so erfolglos jedoch, wie gestern. Plötzlich sahen wir uns von einem Schwarme Kosaken überfallen, welche freilich anfangs vor unsern wohlgezielten Kugeln flüchteten, nach kurzer Zeit aber durch Husaren, Infanterie und 2 Kanonen verstärkt zurückkehrten und uns zu Gefangenen machten. Wohl kostete es einen harten Kampf im Innern vielleicht eines Jeden, ehe wir daren willigten, uns dem Feinde zu ergeben; Widerstand indeß wäre Thorheit gewesen und hätte sicher den Tod nach sich gezogen.

Nachdem wir entwaffnet waren, führte man uns an einen Ort, wo vier Kosakenregimenter und ein hellblau gekleidetes Husarenregiment lagerten. Alsdann stürzten diese auf uns zu, um uns des Wenigen, was wir noch besaßen, zu berauben. Ohne Umstände rissen sie uns die Tornister vom Rücken und gebährdeten sich überhaupt ganz Straßenräubern ähnlich. Besonders die Kosaken zeichneten sich in der Fertigkeit zu plündern aus. Zeigte sich Einer, der nicht sogleich freiwillig sein ganzes

Besitzthum hergab, flugs hatten sie den Kantischuh bei der Hand, eine Waffe, mit deren geschickter Führung sie sehr vertraut waren. Damit mir eine solche Behandlung nicht zu Theil werde, gab ich ohne Widerspruch Alles her, was ich bei mir führte; als aber die Räuber begannen, mir die Kleider vom Leibe zu reißen, verlor ich die Herrschaft über mich selbst, indem ich zu schimpfen und zu lamentiren anfing. Ueber den Lärm kam ein Offizier der hellblauen Husaren heran, fragend, was das Geschrei zu bedeuten habe? Noch ganz außer mir, erwiderte ich, wir hätten uns nur unter der Bedingung ergeben, daß man uns unsere Tornister und Kleidungsstücke lasse; sicher sei es daher des Kaisers Wille nicht, daß dieser Accord gebrochen werde und daß man Kriegsgefangene den Händen habgütiger Straßenräuber übergebe. Auf diese Worte hieb der Offizier mit der Klinge auf die Rücken der Kosacken ein, welche dann eilig zurückweichend von fernerer Plünderung abstanden.

Nach kurzem Marsche kamen wir darauf vor einem Infanterielager vorüber, dessen Bewohner jubelnd heraneilten, uns mit Schimpfsworten überschüttend. „Jebid fuimath schölma!“ (Franzose, Spitzbub) riefen sie unaufhörlich, indem sie bei jedem dieser Worte ausspuckten, wobei es sich denn natürlich auch bisweilen traf, daß sie einen der Gefangenen ins Gesicht spuckten. Von Kosacken würde mir solch rohes Benehmen keineswegs unerwartet gekommen sein, daß aber regelmäßige Truppen ein solcher Geist beseelte, wunderte mich sehr. Dies war jedoch nicht der letzte Beweis des unter den russischen Truppen herrschenden geordneten Geistes der Disciplin; denn als wir gleich nach der eben geschilderten Scene Halt machten, stürzten die Lagerbewohner massenweis auf uns zu, uns mit neugierigen, höhnischen Blicken musternd und noch ärger schimpfend als zuvor. Die gegenwärtigen Offiziere lachten über den Unfug ihrer Untergebenen, und reizten sie zu noch tollerem Benehmen,

statt daß sie dieselben hätten zurückhalten und strafen sollen. Besonders ein vor mir stehender Major schien sich höchlich über das zügellose Treiben zu ergözen und schaute es, eine lange Pfeife rauchend, mit behaglichem Lachen an, wie einige seiner Leute auf uns zutraten, uns visirten und beraubten, wobei es auch nicht ohne Rippenstöße abging. Nach langem Schweigen brach endlich meine Geduld; ich trat auf den Major zu und überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen über das empörende Benehmen seiner Untergebenen. Leider freilich war meine Strafpredigt ihm unverständlich, da er weder der deutschen noch der französischen Sprache mächtig war; doch mochte er den Sinn der Rede den Gesichtszügen des Redenden entnommen haben, kurz er entfernte sich, kehrte aber gleich wieder mit zwei Offizieren zurück, die mich fragten, ob ich französisch verstehe? Auf meine Antwort, die deutsche sei meine Muttersprache, erkundigte sich der eine in diesem Idrome, über was ich jammere und klage? Meine Antwort werde ich kaum nöthig haben zu berichten. Ich gab meine Entrüstung kund über das barbarische Verfahren, nach welchem man arme Gefangene der nothwendigsten Kleidungsstücke, kaum hinreichend, ihre Blöße zu bedecken, beraube. Nie, fuhr ich, warm werdend, fort, hätten unsere Regimenter während meiner Dienstzeit in Spanien sich solche Abscheulichkeiten gegen französische Gefangene zu Schulden kommen lassen.

Hier unterbrach mich der Offizier mit der verwunderten Frage, ob ich in spanischen Diensten gestanden habe und wie lange Jahre?

Eine getreue Schilderung meiner spanischen Erlebnisse bis zur Gefangennahme bei Figueras am 3. Mai 1811 diente ihm als Antwort, worauf er mir versprach, den General Grafen von Wittgenstein von meinem Schicksale in Kenntniß zu setzen. In dem Augenblicke trat der Major wieder zu uns heran, und

wandte sich, nachdem ihm von dem Offizier der Inhalt unserer Unterredung mitgetheilt worden war, mit den Worten an mich: er habe jetzt, nachdem er meine Erlebnisse und namentlich, daß ich den Franzosen nur gezwungen gedient habe, erfahren, allen Respect vor mir, woher er mir denn auch von jetzt an eine bessere Behandlung werde angedeihen lassen.

Kurz darauf wurden wir von einem Offizier zu dem nahegelegenen, in einem Bauernhause befindlichen Hauptquartiere des Generals Grafen von Wittgenstein geführt, welcher mich bald zu sich rufen ließ. Ich traf denselben in einem Kreise mehrer Offiziere und mußte hier abermals auch die kleinsten mir noch im Gedächtnisse liegenden Details des spanischen Krieges berichten. Meine Aussagen wurden sämmtlich zu Papiere gebracht.

Als ich dem General darauf vorstellte, wie ich in Spanien die Aussicht und sogar das Versprechen habe, sehr bald zu avanciren, und es deshalb wünsche nach St. Petersburg zum spanischen Gesandten gebracht zu werden, damit mich dieser wieder auf den Schauplatz des Krieges zurückbefördere, antwortete er mir, zu seinem Leidwesen sei es ihm unmöglich, mir hierin behülflich zu sein; könne ich mich jedoch entschließen in russische Dienste zu treten, so wolle er mir meine frühere Charge wiedergeben.

Mit diesem Anerbieten erklärte ich mich nach kurzem Bedenken einverstanden.

Hierauf ließ mich der leutselige General zu seinem Koch bringen und herrlich bewirthen. Zum Schlusse der Mahlzeit mußte ich mit Gewalt ein mächtiges Bierglas voll Branntwein ausleeren, worauf man mir ein Lager anwies. Ein Glück, daß dieses geschah; denn kaum ruhete ich eine Viertelstunde, als sich alles in meinem Kopfe zu wirbeln und drehen begann. Ich war vollkommen berauscht und fiel bald in einen festen

Schlaf. Nachdem ich zwei Stunden der Ruhe genossen, trat aber schon wieder der Koch an mein Lager, um meinen durch den Rausch gereizten Hunger mit einer tüchtigen Portion Grützsuppe zu stillen. Mir kam diese Herztärkung gelegen, weshalb ich sie mit Lust verzehrte und dann ungestört bis Morgens 4 Uhr schlief.

Zu dieser Stunde brachen wir auf; doch belief sich unser nunmehriger, durch viele französische Gefangene vermehrter Transport auf ungefähr 4000 Mann, unter denen sich etwa 60 bis 70 Offiziere befanden.

General Wittgenstein hatte mir Tages zuvor während des Marsches alle möglichen Freiheiten zugesichert, und ihm wohl hatte ich es zu danken, daß derselbe Offizier, welcher mich gestern zu dem General führte (Major Diebitsch, derselbe, welcher sich später, als General gegen die Türken einen so glorreichen Namen erwarb), mich nunmehr dem unsern Transport commandirenden Dragoneroffizier zur besondern Obhut empfahl.

Bald war ich mit diesem Offizier, einem Deutschen, in lebhaftem Gespräche begriffen, zu welchem meine Erlebnisse in Spanien und Frankreich abermals die vorzüglichsten Elemente boten. Dem Leser würde das nochmalige Wiederholen des schon Bekannten Langeweile bereiten, uns aber kürzte es den Weg, bis wir an die vor drei Tagen verlassene Leichenstatt kamen. Grauensvoller Anblick! Leichen von Menschen und Pferden lagen, die Luft verpestend, ringsum, selbst die Straße ungangbar machend, so daß wir erst manchen Gefallenen aus dem Wege räumen mußten, ehe wir weiter gehen konnten. So gelangten wir unter düsterem Schweigen über eine Brücke, in deren Nähe ein großer Buchenbaum stand. Unser Blick richtete sich dahin; aber es war, als ob ein Laut des Entsetzens uns Allen entfuhr, ob des Schauspiels unsäglichen Jammers, das sich uns darbot. Nahe an 200 Franzosen ächzten

dort mit abgeschossenen Beinen und flehten uns mit herzer-
schneidenden Tönen um Hülfe und einen Trunk Wasser an.
Unser Herz blutete, und dennoch durften wir nicht aus dem
Gliede treten, sondern mußten die Unglücklichen dem entsezen-
vollen Schicksale überlassen, im vollen Bewußtsein einem qua-
lenreichen Tode entgegenzuharren. Nie wird die Erinnerung an
diesen gräßlichen Anblick aus meinem Gedächtnisse schwinden.

Zwei Stunden noch dauerte unser Marsch so fort, stets
umringt von Bildern der Verwüstung und des Glends, eines
Glendes, das der Mensch dem Menschen bereitet, um seinen
Gelüsten nach Ehre und Ruhm zu fröhnen.

Der weitere Marsch bot der Abwechslung oder des Er-
wähnenswerthen wenig. Am Tage weilte der Blick auf Ge-
genden, welche das Auge wenig erquickten, in der Nacht schloß
sich über uns der Wald als Obdach, oder wir wurden in
Schafställen einquartirt. Nur einmal weiß ich, daß ich mich
über vier herrliche Batterien russischer berittener Artillerie herz-
lich freute; ein anderes Mal über ein Regiment Gardehusaren,
Truppen, wie sie wirklich jeder Nation Ehre gemacht haben
würden, was selbst die unter uns befindlichen Stockfranzosen
eingestehen mußten. Nach vier Tagen war das nächste Ziel
unserer Wanderung, die Gouvernementsstadt Pleskow, erreicht.
Der hartherzige Commandant dieses Ortes, ein Major, welcher
sich unter Anderm bei unserm Einzuge dahin äußerte, ihm
würde es lieb sein, wenn die sämtlichen in unserm Zuge be-
findlichen deutschen Spizbuben erschossen würden, ließ uns drei
ganze Tage in einer Ziegelei ohne Nahrung, und wahrschein-
lich würden wir so mit bellendem Magen die Stadt verlassen
haben, wenn ich mir nicht das Herz genommen hätte, einem
uns besichtigenden Kammerherrn des Kaisers Alexander unsere
Noth zu klagen. Augenblicklich wurden da Lebensmittel herbei-
geschafft. Schon am andern Tage erhielten wir zu unserer

Freude Marschordre und gingen Morgens 6 Uhr mit Hinterlassung von 200 Hospitalfranken weiter. Der uns transportirende Offizier forderte den Deutschen, der Tags zuvor mit dem Kammerherrn gesprochen, auf, sich zu melden, und als ich vortrat, zeigte er mir an, daß ich in seiner Nähe bleiben, auch des Abends mit in sein Quartier ziehen solle, damit ich keine Noth leide. Nach einem Marsche von 28 Wersten erreichten wir Abends unsern Rastort, wo ich in der That das Quartier des Offiziers theilen, auch mit ihm baden und dann eines von seinen Hemden anlegen mußte, welches letztere mir besonders trefflich zu Statten kam. An Lebensmitteln gebrach es uns natürlich auch nicht; doch hatten daran auch die übrigen Gefangenen keinen Mangel gelitten. Die Stimmung derselben war indeß eine sehr mißmüthige, und als ich sie fragte, warum sie ihre Gesichter nicht vom Schmutze gereinigt hätten, da sie doch wüßten, daß Unreinlichkeit der gefährlichste Feind des Soldaten sei, erhielt ich die lakonische Antwort, es sei ganz gleich, ob sie hier, ob einige Tage später stürben, Deutschland würden sie doch nimmer wieder sehen. Ich dachte: „Ihr mögt so ganz Unrecht nicht haben!“

In gewöhnlicher Einförmigkeit ging unser Marsch fort, bis nach 6 Tagen Nowgorod erreicht war. Hier erging es mir anfangs wieder schlecht, indem ich mit meinen Kameraden ein von Ungeziefer wimmelndes Quartier theilen mußte. Bald jedoch wurde ich durch den uns führenden Offizier aus demselben befreit und zum Gouverneur geführt, welcher mir eröffnete, ihm seien durch den General Grafen v. Wittgenstein mich betreffende Papiere eingehändigt, aus denen hervorgehe, daß ich nach Petersburg zum spanischen Gesandten gebracht zu werden wünsche, um unter dessen Vermittelung nach Spanien zurückzukehren. Die Realisirung dieses Wunsches aber sei, abgesehen von den sonstigen Schwierigkeiten, für mich selbst mit großer

Gefahr verbunden; denn wenn er mir auch einen Paß nach Petersburg gebe, würde ich doch diesen Ort nicht lebend erreichen, sondern sicher unterwegs von den Bauern erschlagen werden. Ich möge mir daher dieses Vorhaben aus dem Sinne schlagen und mich lieber entschließen, nach dem 700 Werst entfernten Jaroslaw zu gehen, um dort in der vom Prinzen von Oldenburg errichteten russisch-deutschen Legion Dienste zu nehmen, wo es mir nicht fehlen werde, bald zu avanciren.

Ich bat den Gouverneur um Bedenkzeit und zugleich um die Erlaubniß, einmal die Stadt besuchen zu dürfen. — Beides ward mir gewährt.

Auf meiner nunmehrigen Wanderung durch die Straßen fand ich, daß die ziemlich schlecht gebaute Stadt des Sehenswürdigen wenig enthalte und daß ihre eigentliche Lebensquelle ein einigermaßen ausgebreiteter Handel sei. So kehrte ich denn bald gelangweilt und des Sehens müde, in mein Quartier zurück, zumal da auch die Nacht bereits anzubrechen begann. Langsamem Schrittes hatte ich mich der Herberge bis auf geringe Entfernung genähert, als ein heftiger mir entgegenschallender Wortwechsel mich zu größerer Eile antrieb. Um was es sich handele, konnte ich zwar nicht verstehen, da nur Russisch geredet ward, doch gewahrte ich, wie man das Gebäude mit einer Wache von einem Offiziere und 24 Mann rings umstellt hatte, und wie dieser Offizier mit einem Unteroffiziere in heftigem Streite war. Gerade als ich hinzutrat, nahm der Offizier seinem Untergebenen den Säbel ab, derselbe mußte Tschako und Uniform ablegen, worauf ein anderer Unteroffizier hervortreten und seinem Kameraden 25 Stockprügel geben mußte. Nach beendigter Execution legte der Gestrafte seine Kleider wieder an, trat darauf zu dem Offizier und bedankte sich für gnädige Strafe. Die Brust des also Behandelten zierten 5 Ehrenzeichen. Nun frage ich, wie konnte ein Untergebener sich dem Vorge-

setzten subordiniren, den, obgleich im Dienste ergraut, dennoch seine Stellung nicht von der entehrenden Prügelstrafe bewahrte? Mich verwundete das eben Gesehene in tiefster Seele, und die Nacht über konnte ich wegen des wieder und wieder vor meinen Geist tretenden Bildes kein Auge schließen.

Daher begrüßte ich froh den anbrechenden Morgen, welcher uns von diesem Orte fortführen sollte. Unser bisheriger Führer hatte seinen Dienst einem andern, seinem Vorgänger wenig gleichenden Offizier übergeben. Wir machten lange, anstrengende Tagemärsche und wurden nichts weniger als human behandelt. Zweimal wurde dem Hartherzigen von den Bewohnern der Orte, welche wir passirten, Geld zu unserer Unterstützung eingehändigt, und wir mußten es zähneknirschend ansehen, wie er dasselbe mit schadenfrohem Lächeln in seinen eigenen Beutel steckte, ohne uns die geringste Erquickung dafür angedeihen zu lassen.

Nach viertägigem Marsche wurde unsere militairische Eskorte — mit Ausnahme des Führers — aus Mangel an Soldaten durch mit Knitteln bewaffnete Bauern und Weiber ersetzt. Wir gingen längs eines ziemlich großen Waldes hin, der von einem meistens morastigen Boden umgeben war. Um eine solche sumpfige Stelle zu umgehen, trat ich etwas bei Seite, ohne im Mindesten an eine Flucht oder Aehnliches zu denken. Da mit einem Male versetzte mir ein wüthendes Mannweib einen so fürchterlichen Schlag mit ihrem Knittel auf die linke Schulter, daß ich nicht anders wähnte, als dieselbe sei abgehauen, und eben wollte die Furie zu einem zweiten noch stärkeren Schlage ausholen, als ich diesem Schicksale dadurch entging, daß ich rasch mitten in die Kolonne sprang. Ich dankte Gott, daß bald unser Nachtquartier erreicht war, denn die Schulter bereitete mir so entsetzliche Schmerzen, daß ich kaum zu marschiren vermochte. Am Abende erhielt ich von einem

mitleidigen russischen Soldaten ein wenig Branntwein, um das verwundete Glied zu waschen. Diese Proceur verursachte mir unsägliche Schmerzen; die Schulter war blau, grün und gelb, und es währte länger als 2 Monate, ehe sie völlig wieder hergestellt war.

Als wir am folgenden Abende in einem kleinen Städtchen für kurze Zeit rasteten und hier eine durch die Kaufleute zusammengemachte für uns bestimmte Summe von 400 Rubel abermals in die Hände des geldgierigen Offiziers fiel, stellte ein Unteroffizier des 123. Regiments diesen deshalb zur Rede, indem er Gerechtigkeit von ihm verlangte. Der Tyrann hieß, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, bloß einigen Soldaten ihre Tornister ablegen, ließ diese zusammenstellen, den Unteroffizier darüber legen und ihn dann so lange mit dem Kantschuh hauen, daß wir glaubten, er würde unter den blutigen Hieben seinen Geist aufgegeben haben. Den zerfetzten Körper warf man darauf auf einen Wagen und der Marsch wurde fortgesetzt, als ob nichts Ungewöhnliches vorgefallen wäre.

Noch einmal, während der nächsten Tage, betrog der schändliche Führer uns um 400 Rubel; doch war seine Herrschaft, gottlob! ihrem Ende nahe, da wir 2 Tage nachher, am 2. Oktober 1812, das von mir so ersehnte Ziel unserer Reise, Jaroslaw, erreichten. Man ließ uns jedoch nicht in der Stadt, sondern schiffte uns auf großen, bereitgehaltenen Fahrzeugen über die Wolga, an deren jenseitigem Ufer große hölzerne zu unserer Beherbergung bestimmte Buden errichtet waren. Wäre hier Raum zum Liegen gewesen, würde ich mich der Ruhe, welcher ich sehr bedurfte, hingegeben haben; doch es gebrach daran, und so trat ich, um einen freien Ueberblick der Gegend zu haben, an die Thüre. Bald reizte ein auf dem Strome herannahendes, mit Offizieren gefülltes Boot meine Aufmerksamkeit. — Es giebt Stunden, wo ein unerklärliches Ahnen in uns

wach wird, wo eine innere Stimme geheimnißvoll flüsternd uns mahnt: „Hier ist ein Wendepunkt deines Lebens!“ So erging es mir jetzt. Es war, als ob mein Auge an die Bewegungen jenes Fahrzeuges gebannt sei; mein Herz klopfte lauter, je mehr das Boot sich dem Ufer näherte, und ein lange nicht mehr gekanntes Gefühl der Freude durchzuckte mich, als endlich die Bewohner desselben an's Land traten. Ich hieß sie als meine Retter willkommen. Klüglich hatte ich mich so gestellt, daß Jeder, der sich den Buden näherte, mich bemerken mußte, und so richtete denn auch bald einer der Offiziere, welcher einen hohen Rang zu bekleiden schien, die Frage an mich, ob ich ein Deutscher sei? Ich bejahte dieses, indem ich noch hinzusetzte, daß unter den Gefangenen noch wohl 1600—1800 Deutsche, darunter aber viele Kranke wären. Angestrengte Märsche, Hunger und schlechte Nachtquartiere hätten uns sehr mitgenommen.

Nach kurzem Schweigen erfolgte die Frage an mich, wo ich gefangen genommen sei, deren Beantwortung durch die kurzgefaßte Erzählung meiner Lebensgeschichte geschah. Meinen Bericht schloß ich mit der Andeutung, daß unser bisheriger Führer Papiere von dem General Grafen von Wittgenstein besitze, welche über mich nähere Auskunft zu geben vermöchten. — Jener Tyrann befand sich in der Suite des sich mit mir unterredenden Offiziers, wurde herbeigerufen und mußte die erwähnten Papiere ausliefern.

Wer der war, welcher sich also leutselig mit mir unterhielt, konnte ich nicht ergründen, da sämmtliche Herren keine Epauletts als Abzeichen trugen; aber wohl vermochte ich zu erkennen, daß er weit über den Anderen stand, da sich ein Jeder ihm mit großer Unterwürfigkeit nahte. — Kaum war er jetzt mit dem Durchsehen der Papiere zu Ende, als er sich mit den Worten zu mir wandte, ob ich Neigung habe, in die russisch-

deutsche Legion zu treten. Als ich dieses freudig bejahte, fuhr er fort, er werde morgen wieder zu uns kommen und sämtliche gesunde Deutsche zum Dienst ausheben, die Kranken jedoch in ein Hospital schaffen. — Damit wandte er sich um, um weiter zu gehen; ich aber faßte mir ein Herz und fragte, ob es nicht möglich sei, daß wir für die Nacht anderswo untergebracht würden, da der beengte Raum uns hier nicht die so sehnlich erwünschte Ruhe gestatte. Sogleich sandte er einen der ihn begleitenden Offiziere fort, um in verschiedenen Wirthshäusern ein Unterkommen für uns zu vermitteln und bald kehrte derselbe mit der Antwort zurück: „Gew. Durchlaucht, die Leute sind erbötig, die Deutschen aufzunehmen, nur keine Franzosen.“

Es war der durchlauchtige Prinz von Oldenburg, mit welchem ich geredet hatte.

So war mein sehnlichster, lange gehegter Wunsch erfüllt; wir Deutschen wurden von den übrigen Gefangenen gesondert, über den Fluß gesetzt und in Ställen untergebracht. So wohl war uns lange nicht gewesen. Wie fühlten wir uns so heimisch unter dem warmen Obdache; denn obgleich wir erst den 2. Oktober hatten, war es doch schon so kalt, daß Eisstücke von 12 Fuß Länge auf der Wolga umhertrieben.

Nachdem wir am andern Morgen auf Befehl des Prinzen in einer Front aufmarschirt waren, ließ er mich abermals zu sich bescheiden, ernannte mich, als er sich nochmals von meiner Neigung für den russischen Dienst überzeugt hatte, augenblicklich wieder zum Unteroffizier und ertheilte mir dann zunächst den Auftrag, sämtliche geborne Deutsche aus den Gefangenen herauszufuchen.

Dieses Geschäftes hatte ich mich zwar bald entledigt, zog mir aber durch die Gewissenhaftigkeit, mit der ich es wahrnahm, manchen Feind zu. Besonders zwei Polacken verlangten mit zu den Deutschen gerechnet zu werden, weil sie die Sprache

derselben verstanden und drohten mir mit dem Tode, als ich ihnen ihr Begehren abschlug. Ein gerade anwesender Adjutant des Prinzen, der Zeuge dieser Drohung war, theilte sie sogleich dem Prinzen mit, welcher alsbald anordnete, daß sämtliche nichtdeutsche Gefangene unverzüglich nach Sibirien geschafft werden sollten.

Bei dieser Gelegenheit, — ich weiß nicht mehr durch welchen Zufall herbeigeführt, — kam auch die Rede auf die Betrügerei jenes Offiziers, welcher den Gefangen-Transport von Nowgorod aus geführt hatte. Als er vor den Prinzen getreten war, leugnete er zwar Alles, doch damit war die Sache nicht beendigt, sondern der Fürst versprach die strengste Untersuchung.

Schon am folgenden Morgen setzte sich die Kolonne der nichtdeutschen Gefangenen nach Sibirien in Bewegung; meine Landsleute aber wurden in den umliegenden Dörfern einquartirt. Mein Geschäft war nun, die innere Ordnung derselben zu überwachen, welcher Dienst mich fast gänzlich an die Person des mit ihrer Oberaufsicht beauftragten Hauptmann von Kurzel fesselte.

Mit diesem gemeinschaftlich fuhr ich am folgenden Morgen in die Kantonnements hinaus, wo er den hocherfreuten Leuten Jedem einen Kupferrubel als zweitägige Löhnung und 2 Pfund Brod für einen Tag verabreichte. Dies Alles geschah auf Anordnung Sr. Durchlaucht des Prinzen Georg von Oldenburg.

Am folgenden Tage begaben wir uns in ein bedeutendes Magazin, in welchem alle nur erdenkliche Artikel feil geboten wurden. Der Hauptmann machte hier Einkäufe an grünem, rothen und weißem Tuch zu Uniformen, Leinen zu Unterfutter und Leder zu Stiefeln. Als er fertig war, ward Alles auf den Wagen gepackt und in seine Wohnung befördert, wo er mich mit der Weisung entließ, daß ich mich am nächsten Mor-

gen um 10 Uhr wieder einzufinden habe. Pünktlich begab ich mich zu seiner Wohnung, vor welcher der Wagen schon unserer harrie. Es ging zum Palais des Prinzen, mit dem der Hauptmann eine halbstündige Konferenz hatte, worauf Beide auf den Korridor heraus traten. Als der Fürst hier meiner ansichtig wurde, begrüßte er mich sehr huldvoll, indem er mir ein schmeichelhaftes Kompliment über die vielen Leiden und Gefahren machte, von denen ich schon heimgesucht worden sei. Dann ertheilte er noch dem Hauptmann den Befehl, er solle mich folgenden Mittags um 2 Uhr uniformirt vorstellen und entließ uns.

Am Nachmittage mußte ich abermals vier Wagen voll Brod unter meine Kameraden vertheilen, und da es sich herausstellte, daß 12 von ihnen krank waren, diese auf Befehl meines Vorgesetzten mit einem Wagen in's Hospital schaffen.

Die Uniformstücke, mit denen ich mich zur bestimmten Stunde bekleidete, bestanden aus einem dunkelgrünen Beinkleide, Jacke und Mütze von derselben Farbe mit rother Einfassung, einem weißen Mantel und ein Paar kurzen Stiefeln. So ward ich dem Prinzen vorgestellt, welcher seine Zufriedenheit zu erkennen gab und mir dann auftrug, nachzufragen, ob bei unserer Mannschaft nicht Schneider und Schuster wären.

Gleich nach Mittag begab ich mich in's Kantonnement hinaus, um mich des mir gewordenen Befehls zu entledigen. Sobald die Leute vernahmen, um was es sich handele, und daß der Prinz guten Handwerkern Arbeit verspreche, meldeten sich sofort 24 Schneider und 58 Schuster.

Auf diese ihn sehr erfreuende Botschaft, welche ich dem Hauptmann am nächsten Tage mittheilte, machten wir sofort die nöthigen Einkäufe an Handwerksgeräth ic., und nachdem dasselbe in mein Quartier gebracht worden war, ward von

meinem Hauswirth ein großes Zimmer als Arbeitslocal für die Schneider gemiethet.

Um 9 Uhr am folgenden Morgen sollte die Arbeit beginnen. Unter den Handwerkern fand sich einer, welcher gegen eine Vergütung von täglich einem Kupferrubel das Zuschneideramt übernahm, und der brauchte wahrlich nicht müßig zu stehen, denn vier Wagen voll Tuch und Leinen waren soeben abgeladen worden.

Am Mittage darauf wurden bereits 7 fertig uniformirte Leute Sr. Durchlaucht dem Prinzen Georg und Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen von Oldenburg, welcher sich zum Besuche bei seinem Bruder befand, vorgestellt. Der mit der Arbeit zufriedene Prinz befahl, den Schneidern täglich einen halben Silberrubel für ihre Mühe zu vergüten und beauftragte mich mit der Aufsicht über dieselben, während er dem Hauptmann v. Kurzel die Inspection der Schuster übertrug.

Meine Ahnung, daß der eingeschlagene Weg nicht der richtige sei, betrog mich nicht; denn da meine sonstigen Geschäfte mir nicht gestatteten, fortwährend bei den Handwerkern zugegen zu sein, wurde fast nichts gethan, und erst, nachdem ich von dem Prinzen den Befehl zu stückweiser Bezahlung ausgewirkt hatte, arbeiteten sie mit Eifer. Jetzt erhielten dieselben für einen fertigen Mantel 12 Pitack (?) für eine Hose 8, für eine Mütze 4, für eine Jacke 12, für ein Paar Stiefel 12 Pitack und für ein Paar Ohrläppchen 4 Kopelen.

Se. Durchlaucht fragten mich, wie lange Zeit wohl zu der Einkleidung der 800 Mann erforderlich sei; und als ich ihm antwortete, wenn keine besondern Verhinderungen einträten, getraue ich mir, in sechs Wochen damit zu Stande zu kommen, versprach er mir in diesem Falle eine besondere Gratification.

Die Schneider arbeiteten jetzt selbst über meine Vermuthung rasch.

Von den Hospitalkranken starben schon nach wenigen Tagen ein Unteroffizier und ein Gemeiner vom 123. Regiment.

Diesen Unteroffizier, der verheirathet war, pflegte während der Krankheit seine Gattin mit der zärtlichsten Sorgfalt Nacht und Tag und war jetzt wegen ihres Schicksals untröstlich. Ich fand sie vor der Thür des Hauptmanns in Thränen gebadet. „Beruhigen Sie sich,“ suchte ich sie zu trösten, „neues Glück wird Ihnen bald an der Seite eines Andern lächeln.“ — Wie ein Blitzstrahl schienen diese Worte zu zünden; ein kurzer Kampf — und sie trug mir ihre Hand an, indem sie durch den Zusatz, sie besäße ein Vermögen von 5—600 Thlr., dieses Anerbieten lockender zu machen suchte. Mich aber erfasste ein Ekel vor der Leichtsinrigen, die, während eben ihre Thränen um den kaum erkalteten Gatten noch flossen, schon an einen neuen Bund denken konnte, weshalb ich mich zürnend von ihr wandte, nicht ohne ihr zuvor das Unweibliche ihres Benehmens vorgehalten zu haben.

Als ich kurz darauf auf dem Marktplatze eben ein Gespräch mit einem Kameraden angeknüpft hatte, baten uns zwei in einer prächtigen Kutsche fahrende Damen, ihnen doch einen Gasthof zu zeigen. Wir wiesen sie zum deutschen Trakteur und wurden für diesen geringen Dienst auf das Reichste bewirthet. Während des Mahles wurden wie gewöhnlich eine Menge Fragen über unser Herkommen, unsere Schicksale u., besonders von der scheinbar Vornehmsten der beiden Damen, an uns gerichtet, welche sich endlich, nachdem ihre Neugier befriedigt war, als Madame Murat zu erkennen gab.

Am nächsten Morgen traf ein neuer Transport von 6000 Gefangenen ein, darunter Franzosen, Baiern, Westphalen. Von den 2000 Deutschen waren nur 600 gesund, welche sogleich die Kantonnements ihrer Kameraden bezogen, während die Kranken ein Unterkommen in den Hospitälern fanden.

Wie hatte ich mich übrigens geirrt, wenn ich den Zustand, in dem wir hier eintrafen, für einen elenden und beklagenswerthen gehalten hatte. Bei diesen Unglücklichen erst war der Jammer zu schauen in seiner ganzen entsetzlichen Größe. Hunger, Blöße und Kälte hatten an ihnen mit wüthendem Zahne genagt, ihre Kräfte aufgezehrt und ihre Lebensgeister bis zum Tode erschöpft.

Noch vor Ablauf der bestimmten Frist waren die Montirungsgegenstände fertig, worüber Se. Durchlaucht sich sehr huldreich äußerte und mir versprach, bei seinem Hohen Vater, zu dem er in einigen Tagen über Twer zu reisen gedente, für die verheißene Gratification sorgen zu wollen.

Diese Aeußerung erfüllte mich mit frohem Muth, zudem da der Hauptmann mir noch zu sofortigem Avancement Hoffnung gab, sobald wir nur bei dem Korps wären.

Kein Wunder daher, daß ich froh war, als nach wenigen Tagen der Prinz nach Twer abreiste; denn konnte ich ahnen, daß diese Freude so bitter vergällt werden sollte?

Ein Theil der eingekleideten Mannschaft wurde verschiedenen Truppenabtheilungen zugetheilt und marschirte sofort nach St. Petersburg, um dort ihr Exercitium zu beginnen; die Uebrigen, meistens Infanterie, erhielten nach 14 Tagen Befehl, nach Walk zu gehen, wohin auch der Hauptmann und ich nach 12 Tagen folgen sollten.

In dieser Zeit ließ mich der Hauptmann eines Morgens zu sich rufen. Tief, auf seiner Stirn lagernder Ernst ließ mich erwarten, daß etwas Widerwärtiges geschehen sei; aber wer malt mein Entsetzen, als ich aus seinem Munde die Schreckensbotschaft vernahm, mein edler Beschützer, der Prinz Georg, sei in Twer gestorben. Der Hauptmann war tief ergriffen; aber ich stand da, wie vom Donner gerührt; denn

nur zu wohl wußte ich, daß ich meine jetzige behagliche Stellung allein seiner huldreichen Fürsorge verdankte, nur zu wohl fühlte ich, daß dieses Alles jetzt ganz anders werden könne, werden würde, und voll solch' schmerzlicher Gedanken suchte ich in tiefster Niedergeschlagenheit mein Quartier auf.

Kapitel III.

Russische Drangsale und Lösung derselben.

Wie gesagt, mit dem Tode des Prinzen glaubte ich den Stern meines Glückes erloschen, und wahrlich, es schien, als ob meine Ahnung recht bitter in die Wirklichkeit treten wolle.

Den trübfinnigsten Gedanken nachhängend, lag ich in meinem Quartiere auf einer Bank ausgestreckt da, als die Wirthin eintrat, um den Mittagstisch zu bereiten, der dann bald die ganze Familie heiter versammelte. Ist der Mensch unglücklich, so kommt ihm das stille Glück Anderer doppelt süß vor, wenigstens erging es mir jetzt so, als ich die einfachen Leute in harmloser Ruhe dasthen sah, selbst aber mit bellendem Magen zusehen mußte, ohne die Mittel zu besitzen, meinen Hunger zu stillen. Denn ich war gänzlich ohne Geld, da der Hauptmann v. Kurzel mir noch einen fünfmonatlichen Sold schuldete und sich soeben, übereinstimmend mit dem General v. Freitag, erklärt hatte, hinfort auch nicht das Mindeste für mich thun zu können. Die mitleidige Wirthin, der mein Trübfinn nicht entging, forschte nach der Ursache desselben, und suchte mich dann

damit zu trösten, daß es mir, so lange ich bei ihr im Hause wohne, nicht an Nahrung gebrechen solle; gab mir indeß den Rath, mich nicht so mit dürrn Worten von meinen Vorgesetzten, denen doch die Verpflichtung meines Unterhaltes obliege, abspeisen zu lassen.

So begab ich mich denn am folgenden Tage zum Hauptmann, um ihm das Trostlose meiner Lage vorzustellen, wurde aber von dem Bedienten mit der Nachricht fortgewiesen, der Hauptmann sei krank. Gerade als ich mich entfernen wollte, trat ein Dragoner herein, der auf die Frage: ob der Hauptmann zu Hause sei, zur Antwort erhielt, er schlafe, und welcher dann trotzdem in sein Zimmer ging. „Was hat das zu bedeuten?“ fragte ich den Bedienten verwundert. Achselzuckend entgegnete dieser, der Hauptmann stehe im Verdachte, all die bedeutenden Summen, welche ihm für Tuch, Leinen und anderes Material überantwortet seien, verspielt zu haben, und dürfe deshalb vorläufig sein Zimmer nicht verlassen; der eben eingetretene Dragoner müsse allstündlich nachsehen, ob der Arrest auch von dem Angeschuldigten gehalten werde.

„Steht es so mit Dir, wirst Du Deinem Richter nicht entgehen!“ sprach ich zu mir selbst, als ich das Haus verließ, um mich zum General v. Freitag zu begeben. Dieser hatte keinen andern Trost für mich, als ein Auffordern zur Geduld, während mein ehrlicher Hauswirth, dem meine betrühte Miene zu Herzen ging, mir thätigen Beistand und Unterstützung versprach.

So vergingen mir noch drei lange Tage peinlicher Ungewißheit, bis endlich der Hauptmann mir den Befehl ertheilte, ich möge mich bereit halten, noch in derselben Nacht mit ihm nach Walk zu reisen. Der Abschied von meinen guten Quartierwirthen, die mich noch mit Reisevorrath versehen, war kurz aber ergreifend, als ich mich gerade in der Mitternachtsstunde

von ihnen trennte. Dann ging es fort; der Hauptmann mit seinem Bedienten in der behaglichen Postkutsche, ich aber oben auf einem mit Tuch, Leinwand und Leder bepacten Schlitten, deren wir vier, jeden mit vier Pferden bespannt, bei uns führten. Bei starker Kälte und drei Fuß hohem Schnee ging die Fahrt mit rasender Schnelligkeit von Statten, so daß ich vor dem scharfen Luftzuge kaum zu athmen vermochte. Schon waren wir mehrere Stunden so dahingefauert, als urplötzlich mein Fahrzeug mit einer solchen Vehemenz in eine Vertiefung fuhr, daß ich von meinem 12 Fuß hohen Sige hinunter in den Schnee stürzte. Mich aufraffen und dem Schlitten naheilen, war das Werk eines Moments; — aber ringsum keine Spur von etwas Lebendigem, nichts als ein unabsehbares Schneefeld. Aus Leibeskräften begann ich zu laufen und war auch so glücklich, nach einer halben Stunde die Reisegesellschaft in einem Dorfe wieder einzuholen, worauf ich mich, durch Erfahrung gewizigt, auf meinem Sige festband. Tag und Nacht ging es nun unaufhaltsam weiter mit rasender Hast. Von der grimmen Kälte waren mir Hände und Füße, ja der ganze Körper steif gefroren, so daß ich auf einzelnen Rastpunkten von der Zimmerwärme nichts mehr zu empfinden vermochte. — Auf einer dieser Stationen — es war in einem Städtchen an der Wolga, — saß ich auch, trostlosen Gedanken hingegeben, da. Der Hauptmann befand sich im Nebenzimmer beim reichlichen Mahle; mich quälte der Hunger, und auf meine Bitte um Geld oder Speise hatte der Hartherzige mir geantwortet, ich müsse sehen, daß ich durchkomme, er habe selbst nichts. Das Traurige meiner Lage brachte mich dem Weinen nahe. Da trat ein ganz in einen Pelz gehüllter Unbekannter herein, dem ich auf seine theilnehmende Erkundigung all mein Leid offenbarte. Entrüstet über die mir widerfahrene Behandlung versprach er Abhülfe, begab sich zum Hauptmann und redete lange

mit diesem. Die Folge war, daß derselbe mich zu sich berief, mir 3 Kupferrubel zu ein Paar Strümpfen gab und Sorge trug, daß ich gespeist wurde. Kaum war ich gesättigt, so kaufte ich mir ein Paar große Strümpfe, welche bis übers Knie reichten, worauf ich die Postknechte bat, mir die Stiefel abzunehmen, um meine bloßen Füße zu bekleiden. Aber ihr Bemühen war vergeblich, die Stiefel waren an meine Füße festgefroren. Der Unbekannte, welcher während dem eingetreten war, hieß mich die Hose in die Höhe ziehen, warf einen Blick auf meine Beine und erklärte dann, dieselben seien mir erfroren. Eine ausgeschlagene, mit Schimmel überzogene Wand gewährt ziemlich denselben Anblick wie meine erstarrten Gliedmaßen.

Mit der erwähnten Bemerkung hatte der menschenfreundliche Fremde sich entfernt, kehrte jedoch bald mit dem Hausherrn wieder zurück, welcher letztere mir ein Paar große Pelzstiefel und eine wollene Decke mit der Weisung darreichte, jene sofort anzuziehen, diese aber um meine Füße zu schlagen, wenn ich im Schlitten säße.

Als ich jetzt meinem Retter danken wollte und deshalb nach seinem Namen fragte, erfuhr ich, er sei ein aus Erfurt gebürtiger Arzt, worauf er sich noch dahin aussprach, daß ich ohne seine Dazwischenkunft unfehlbar verloren gewesen wäre, so wie es auch jetzt meine Heilung durchaus erfordere, daß ich in der nächsten Stadt einen Tag über liegen bleibe, um mir die Stiefel von den Füßen schneiden zu lassen und dann die Füße mit einer gewissen Salbe aus der Apotheke einzureiben. — Dann entfernte er sich freundlich grüßend, und schon war auch die Zeit da, wo unsere Reise weiter gehen sollte. Zwei Postknechte hoben mich auf den Schlitten, da es mir allein keine Möglichkeit war, denselben zu besteigen. Nachdem sie mich oben gehörig festgebunden hatten, begann die Fahrt 42 Werst ohne Unterbrechung durchmessend. Eine kurze Raft, dann

abermals 42 Werst, dann nach einer etwas längeren Ruhe wieder weiter bis Nowgorod.

Wegen meiner Hülflosigkeit wurden 2 meiner Kameraden zu mir in's Quartier gelegt, welche jetzt Anstalt machten, mir die Stiefel von den Füßen zu schneiden. Aber so sehr sie sich auch Mühe gaben, dies ohne eine Verletzung meiner Glieder in's Werk zu richten, es gelang nicht. Die Stiefel klebten inwendig voll Haut und Fleisch; ich jedoch verspürte keinen Schmerz, ließ mir die verordnete Salbe holen und bestrich mit ihr außer den Füßen auch Nase, Mund und Hände.

Am nächsten Morgen erkundigte der Hauptmann sich bei dem das vor uns schon hierhermarschirte Commando führenden Feldwebel nach dem Krankenbestande des Transports, worauf er zur Antwort erhielt: der Unteroffizier Simon und 25 Mann seien patient und mit dem ersteren sehe es sehr bedenklich aus. Da endlich kam der Hauptmann zu mir, um mir einen Platz in seinem behaglichen Schlitten anzubieten, den ich aber mit den Worten ablehnte, wenn er es wirklich redlich mit mir gemeint hätte, würde er während der ganzen zurückgelegten Reise besser für mich gesorgt haben; jetzt wolle ich bei der Kolonne bleiben, und so wurde ich in einen besondern Schlitten gelegt, aus dem bei einem jedesmaligen Halt 2 meiner Kameraden mir heraushalfen, so wie dieselben überhaupt mir in jeder Weise mein Schicksal zu erleichtern suchten.

Nach einem Marsche von einigen Tagen rückten wir in Pleskow ein, wo wir während eines Ruhetages bei den Bürgern Quartiere hatten. Als ich schon lange vergebens auf Sättigung geharrt hatte, die Bewohner aber durchaus keine Neigung zu haben schienen, uns zu speisen, sandte ich zum Hauptmann, mit dem Ersuchen, er möge mir etwas Geld verabreichen. Er habe selbst nichts, lautete die Antwort. Dadurch nicht abgeschreckt, mahnte ich zum zweiten Male, unterließ jedoch

nicht, die Drohung hinzuzufügen, daß ich im Weigerungsfalle dem Gouverneur Anzeige machen werde, — und siehe! mein Bote kam mit 2 Kupferrubel zurück.

Auf dem ferneren Marsche von hier nach Walf ereignete sich noch ein Vorfall, welcher beweist, wie schädlich es ist, aus strenger Kälte unmittelbar in ein heißes Zimmer zu treten. Einige unserer Leute hatten sich gleich nach dem Betreten ihres Quartiers der russischen Sitte gemäß auf den heißen Backofen gelegt. Wie nun der Bauer sie zum Abendbrode wecken will, rüttelt er vergebens, — sie waren todt.

Endlich erreichten wir Walf und hier muß ich mit dankbarer Liebe meines Quartierwirthes, eines Goldschmiedes, mit Namen Goldschmidt, erwähnen, der mich behandelte gleich seinem eigenen Kinde und mir sogar ärztliche Pflege angedeihen ließ. Ist es selten, daß uns in Himmelsstrichen, fern von der Heimath, die Stimme der Liebe entgegen tönt, — ist es doppelt selten, wenn ein widriges Schicksal uns in Verhältnisse versetzt, ähnlich den meinigen, — o wie berauscht uns dann aber auch ihr heimischer Klang, wie zaubert er uns zurück in das Reich einer trauten Vergangenheit! Vierzehn Tage verfloßen mir hier im Genuße des reinsten Glückes, als Se. Durchlaucht der Herzog von Oldenburg mit dem Cabinetssecretair Müzenbecher, um uns zu inspiciren, von Petersburg ankam. Ein bedeutender Transport Armatur und Montirung folgte denselben.

Die Musterung geschah compagnieweise, und nachdem er mit unserer Compagnie fertig war, sprach er folgende Worte:

„Kinder, ihr seid jetzt in Kaiserlich Russischen Diensten; zeigt jetzt in jedem Augenblicke, daß ihr Soldaten, zeigt vor Allem, daß ihr Deutsche seid, dann verspreche ich euch, daß ihr es gut haben sollt, und sichere dem, der sich auszeichnet, eine würdige Belohnung zu. Nach be-

endigtem Kriege kann ein Jeder seinen Abschied bekommen; sollte aber der Eine oder der Andere im Militairdienste zu bleiben wünschen, so kann er in meinem Staate in derselben Stellung wieder eintreten, welche er hier inne hatte und ganz in die Rechte eines Landeskindes eintreten."

Nach dieser denkwürdigen Rede wandte er sich mit der Frage an den Major von Firks, ob die Mannschaft das, was ihr zustehe, Alles gehörig bekommen habe. Dieser bejahte; aber der Hauptmann von Keller, dem man ohne Vorwissen des Majors die Betrügereien des Hauptmanns von Kurzel geklagt hatte, trat jetzt vor und meldete Sr. Durchlaucht, daß die Unteroffiziere und Soldaten noch einen 5monatlichen Sold vom Hauptmann von Kurzel zu fordern hätten. Der Herzog fragte den Angeschuldigten in strengem Tone, ob die Anklage begründet sei, und als er zögernd zur Antwort erhielt, der Hauptmann wisse das so genau nicht, glaube aber nichts mehr schuldig zu sein, entließ er denselben, befahl aber dem Major, einen Unteroffizier und drei Soldaten nach seinem Quartiere zu schicken. Da ich fast stets um die Person des Hauptmanns von Kurzel gewesen war, ward ich zu dieser Mission kommandirt und begab mich mit drei Gemeinen zum Herzoge. Derselbe ließ uns sogleich eintreten und fragte uns nochmals, ob die vorhin ausgesprochene Klage begründet sei. Die Soldaten blieben bei ihrer Aussage; ich aber hatte für meine Person nur einen 3monatlichen Sold zu fordern, was ich Sr. Durchlaucht auch sagte. Mit der Versicherung, für die Erlangung unseres Rechtes sorgen zu wollen, entließ der Herzog uns huldreich.

Nachdem wir am folgenden Tage auf's Neue vollständig eingekleidet und armirt waren, begannen die Exercierübungen auf russische Art, womit wir noch 8 Tage in Wall fortfuhren, bis der Befehl eintraf, diesen freundlichen Ort zu verlassen.

Unverändert war die liebevolle Gesinnung der Bewohner gegen uns geblieben, und dieselbe offenbarte sich auch jetzt noch darin, daß sie uns nach einem feierlichen Abschiedsmahle vier Stunden weit begleiteten, wo dann, ehe sie zurückkehrten, noch ein Glas auf das Wohl des Kaisers Alexander und der russisch-deutschen Legion geleert wurde.

Riga, wohin sich jetzt unser Schritt lenkte, war nach einigen Tagen erreicht. Aus der Stadt kamen uns von den dort garnisonirenden Truppen Hautboisten und Tambours entgegen, welche uns unter Führung des uns gleichfalls entgegengeeilten Generals von Arenschild im Paradeschritt mit klingendem Spiele über die abgebrannte Vorstadt durch die Stadt führten. Während in der jenseitigen Vorstadt, wo wir kampiren sollten, die Quartierzettel vertheilt wurden, wies man einen sehr galant gekleideten Herrn an mich, da derselbe den Unteroffizier Simon zu sprechen verlangt hatte.

Er überbrachte dem Feldwebel Poppe und mir einen Gruß von seinem Verwandten, dem wackern Goldschmidt in Walk, von welchem ihm der Auftrag zugekommen war, uns aufzusuchen und zu bewirthen, weshalb er uns bat, so schnell als möglich zu eilen, damit er uns in sein Haus führen und seiner schon harrenden Familie vorstellen könne.

Noch jetzt kann ich nicht ohne Rührung an die wenigen Stunden denken, welche ich im Kreise dieser gastlichen Menschen verlebte. Schon das Materielle, ein wohlbesetzter Tisch, ist im Kriege viel werth, und den fanden wir hier so, daß kein General ihn sich hätte besser wünschen können; aber wenn in solchen Zeiten uns Menschen begegnen, die uns verstehen, mit denen wir ungehindert Gedanken um Gedanken austauschen können, da geht uns das Herz auf und in der Fremde glauben wir süße heimathliche Klänge zu vernehmen. — Freilich, der Abschied wird dann schwer, und wohl selten habe ich mich mit

bewegterem Herzen von Jemanden getrennt, als von dem wackern Goldschmidt in Walk und hier von seinen braven Verwandten. Ein nochmaliger herzlichher Dank den Biederer.

Von Riga über Mitau, Tilsit nach Königsberg, wo wir erst einquartirt wurden, nachdem wir vor Sr. Durchlaucht dem Herzog von Oldenburg einen Paradeschritt gemacht hatten, wofür man uns aber auch am folgenden Tage ruhen ließ. Mit einem nach drei Tagen abgehaltenen Mannöver erklärte sich der Fürst sehr wohl zufrieden.

Bis so lang waren wir zwei Bataillons stark; hier gesellte sich das dritte Bataillon zu uns, so daß wir jetzt zwei Regimente Husaren, zwei Batterien reitender, eine Batterie Fußartillerie und 200 Mann Jäger stark waren.

Von Königsberg aus befehligte man uns über Preussisch-Holland, durch eine Ecke Polens nach Schneidemühl. Hier fragte mich mein Quartierwirth, ob es uns in Polen gut ergangen sei. „So ziemlich,“ war meine Antwort, „nur einige Leute wären durch Gift gefallen.“ „Kein Wunder,“ entgegnete der Bauer, „ich kann noch kaum begreifen, wie Sie so wohlfeilen Kaufes davon gekommen sind; denn die Polen sind gut französisch gesinnt!“ — Der Mann hatte nur zu recht, indem ganz Polen damals im Aufstande war.

Eine Mußestunde wollte ich zum Spaziergange benutzen, hatte aber kaum einige Schritte gemacht, als ein Hülfeschrei mein Ohr traf. Mich rasch dorthin wendend, woher der Ruf kam, sah ich zwei Bauern aus einem Wirthshause treten, durch den Garten laufen und sich in einen Stall flüchten. Ich eilte, Böses ahnend, nach der Herberge, und aus derselben kam mir bleichen Gesichtes ein Unteroffizier unserer Kompagnie entgegen und berichtete, die beiden Bauern hätten ihn ermorden wollen. Schnell zog ich meine Klinge, befahl dem Kameraden, mir zu folgen, drang in den Stall, wo ich die beiden

Verbrecher in einer Ecke zusammengekauert fand, sie knabbelte und vor den Major von Firks führte.

Diesem erzählte jetzt mein Kamerad, er habe sich mit den Gefangenen unterhalten und sei von ihnen gefragt worden, was für ein Landsmann er sei. Auf seine Antwort: „ein Baier,“ hätten sie ihn aufgefordert, zu ihnen überzugehen, dann wollten sie ihn alsogleich zum Offizier machen und ihm 500 Thaler Handgeld geben, da sie mit circa 5000 Bauern in den Wäldern lägen, jedoch nichts ausrichten könnten, da es ihnen an Offizieren mangle. Als er sich, wie natürlich, nicht auf diesen Vorschlag habe einlassen wollen, wären sie ihm mit langen Messern zu Leibe gegangen, und da ihm nun nicht so viel Zeit geblieben wäre, seine Klinge ziehen zu können, sei jener Hülfesruf von ihm ausgestoßen worden, der mich herbeigeführt hätte.

Die beiden Bauern wurden gefesselt der Hauptwache übergeben und erhielten am folgenden Morgen eine zwar wohlverdiente, aber doch sehr grausame Züchtigung.

Das zum Abmarsche bereits angetretene Bataillon mußte einen Kreis formiren, wohinein die beiden Delinquenten geführt und mit 200 Kantsehuhhieben bestraft wurden. Darauf stellten wir uns in zwei geöffneten Gliedern auf, die Bauern mußten durch dieselben schreiten und wurden von jedem in's Gesicht gespiesen, worauf man sie dem Bürgermeister von Schneidemühl übergab.

Unser Marsch ging jetzt über Frankfurt a. D. nach Mecklenburg-Strelitz, wo wir vor Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge ein Mannöver ausführten, dann über Gustrow nach Schwerin. Hier war der Sammelplatz der russisch-deutschen Legion, welche einst von Mittags bis in die Nacht hinein vor dem Kronprinzen von Schweden im Feuer manövriren mußte. So lange dieser in Schwerin verweilte, hatte er stets eine Gh-

renwache von einem Major, einem Hauptmann und lauter Unteroffiziere und ließ, ehe er abreiste, den Truppen seine vollkommene Zufriedenheit bezeigen; auch erhielt jeder Mann 24 Grote als Gratification. Zwei Tage nach der Abreise des Kronprinzen traf der Kommandeur der russisch-deutsch-englischen Legion, der 1200 Mann Kosacken und des Lützowschen Korps, der General Graf Wallmoden, ein, welcher sich sogleich die Truppen vorstellen und dann dieselben im Feuer exerzieren ließ.

Ehe ich jetzt in dem Faden meiner Erzählung fortfahre, kann ich nicht umhin, der Niederträchtigkeit eines sogenannten französischgesinnten Amtmanns Erwähnung zu thun, bei welchem sechs Mann unserer Kompagnie im Quartiere lagen. Diese beklagten sich bei mir wegen des schlechten Essens, das ihnen der Amtmann, weil die Russen nichts Besseres als Schweinefutter brauchten, vorsehe. Um die Sache genau zu untersuchen, begab ich mich mit in die Wohnung des Herrn, wo das Essen noch unberührt auf dem Tische stand. Ich glaube wahrlich, man würde Bedenken tragen, bei uns dem Vieh solche Nahrung vorzusetzen. Sogleich begab ich mich in die Küche, woselbst ich ein anwesendes Weibsbild zur Rede stellte, welche mir jedoch zur Antwort gab, ihr Küchenszettel richte sich nach den Befehlen des Hausherrn, den ich in dem und dem Zimmer finden werde. Hier traf ich aber eine Dame, welche sich baldigst als die Gattin des Beamten auswies, und die mir auf meine abermals vorgetragene Beschwerde dieselbe schon gehörte Antwort ertheilte, indem sie hinzufügte, ihr Gemahl befinde sich in dem anstoßenden Zimmer. Da stand ich denn endlich vor dem Gesuchten, einem corpulenten Manne von mittleren Jahren, dem ich abermals höflich meine begründete Beschwerde vortrug, worauf er kaltblütig antwortete, uns Russen käme nichts Besseres zu. Das brachte mich natürlich auf, und ich entgegnete im zornigen Tone, ich befehle, daß man den Leuten

besseres Essen verabreiche oder ich werde andere Maßregeln ergreifen. Statt der Antwort wies der Unverschämte mir mit den Worten die Thüre, wenn ich nicht gütlich ginge, würde er mich hinauswerfen. „Den Kopf spalte ich dem, der es wagt, sich an mir zu vergreifen!“ rief ich da, indem wie der Blitz meine Klinge bloß war. Doch noch rascher war er auf mich los gestürzt, faßte mich bei der Brust und schlug mich in's Gesicht, daß mir die Nase blutete. Danach aber kam die Reihe an mich und ich hieb mit meiner guten Klinge so lange auf seinen Rücken los, bis mir der Arm erlahmte, worauf ich einhielt, zum Hauptmann von Keller ging und dem die ganze Sache vortrug. Auf seine Anordnung wurden sofort 12 Mann Execution zum Amtmann in's Haus gelegt. Dieser aber war auch nicht müßig gewesen, sondern hatte mich beim Stadtkommandanten verklagt, der mich dann durch eine Ordonnanz zu sich bescheiden ließ. Nachdem ich ihm den Hergang der Sache erzählt hatte und mein Vortrag durch den Hauptmann von Keller unterstützt worden war, erhielt der Amtmann noch 24 Mann Executionstruppen mehr einquartirt.

Wir werden diesem saubern Herrn im weitern Verlauf der Erzählung noch einmal begegnen und dann seinen edlen Charakter noch lieber gewinnen.

Nach einem Aufenthalte von etwa 14 Tagen wurden wir in die Gegend von Wittenberg verlegt, wo man uns in Edelhöfen einquartirte, mich aber sogleich zum Vorpostendienste kommandirte. Der Vorpostenkommandant, Premierlieutenant von Trulofei, befahl mir, ihm alsbald Meldung zu machen, so wie ich meine Posten ausgestellt habe, wo er dann meine Anordnungen inspiciren werde. Natürlich kam ich seinem Befehle nach und führte ihn der bessern Uebersicht wegen auf einen kleinen Hügel. Kaum, daß er jetzt einen Blick auf die Aufstellung geworfen hatte, so fragte er auch: „Sind Sie schon

Soldat gewesen?" „Sechs Jahre," antwortete ich, „habe ich bei den Spaniern gegen die Franzosen gekämpft," und erzählte ihm dann meine Geschichte bis zu meiner Gefangennehmung, worauf er erwiederte, dann wundere er sich so sehr nicht über die von mir getroffenen Vorsichtsmaßregeln, denn das die nicht das Werk eines Neulings seien, falle in die Augen.

Es mochte eben nach 7 Uhr sein, als die bis dahin ununterbrochene Ruhe durch zwei Schüsse von Seiten meiner Vorposten gestört wurde. Rasch meine übrige Mannschaft zusammennehmend rückte ich bis an einen Ort vor, von wo aus ich einen vollständigen Ueberblick hatte, und so dauerte es denn auch nicht lange, daß ich dem kommandirenden Offizier die Ankunft französischer und dänischer Kavallerie melden lassen konnte. Der Premierlieutenant, welcher die ihm Untergebenen sehr bald herangeführt hatte, stellte dieselben, um den Feind zu täuschen, in ein Glied rangirt auf.

Auf die Weise standen wir uns schweigend gegenüber, bis nach einem geringen Zeitraume von unserer Seite her Trompetentöne erschallten und siehe! zwei unserer Husarenregimenter dem Feinde entgegensprengten. Sie gerathen aneinander, der Kampf wird heftig; denn der Feind versteht zu streiten, muß sich aber dennoch endlich mit Verlust einiger Gefangenen zurückziehen, und wir begrüßten jubelnd unsere zurückkehrenden Sieger.

Die Geschlagenen, circa 1200 Mann, welche um zu recognosciren ausgeritten waren, hatten wohl nicht vermuthet, den Russen so bald in die Hände zu fallen.

Am nächsten Morgen schlugen wir mit der englisch-deutschen Legion zusammen bei Wittenberg ein Lager auf. In der Entfernung einer Stunde stand das gleichfalls unter Kommando des Generals Grafen Wallmoden gestellte Lützowsche Korps.

Nur einige Tage Ruhe; dann mußten wir den von den Franzosen und Dänen angegriffenen Lützowern zu Hülfe eilen. Unsere Kavallerie und Artillerie ward in scharfem Trabe vorgeschickt, wir folgten so rasch als möglich nach, stellten uns bei Gadebusch in geschlossener Kolonne hinter einer Waldung auf und nahmen Tirailleurs vor. So wie diese am Saume des Waldes erscheinen, werden sie von französischem grobem Geschütze begrüßt, und ein durch das Lützowsche Korps unterstützter Angriff ihrerseits vermag den Feind nicht zum Weichen zu bringen, ebensowenig gelingt ein Versuch des mit seinen 1200 Kosacken herannahenden Generals Tettenborn.

Da rückten wir in geschlossener Ordnung durch die Holzung dem Feinde entgegen, mit der Kavallerie und Artillerie an der Spitze. Aber der wackere Feind hielt muthig Stand, selbst gegen unser sehr heftiges und wohlgezieltes Feuer, so daß erst die anbrechende Nacht dem Kampfe ein Ende zu machen vermochte. Augenscheinlich suchte der nunmehr zurückweichende Feind uns sich nach in ein Netz zu locken; aber wir hüteten uns, indem wir vielmehr selbst bis Neustadt retirirten. Die Franzosen hatten sich, wie wir am folgenden Tage in Erfahrung brachten, in Schwerin festgesetzt.

Nach 14 Tagen verließen wir Neustadt bei Nacht, um unsern Feinden in Schwerin einen unerwarteten Besuch abzustatten. Gegen Mitternacht kamen wir an; die Wachtfeuer der Franzosen brannten lustig. Das war aber auch Alles, was wir vom Feinde zu sehen bekamen; denn als ich, um zu recognosciren, mit 18 Mann vorging, fand ich die schlauen Vögel sämmtlich ausgeflogen; nur einige Bagagewagen hatten sie uns als Beute gelassen, auch machten die dem Feinde nachsetzenden Husaren und Kosacken eine ziemliche Anzahl Gefangene.

Bis zum Anbruche des Morgens blieben wir unter den

Waffen und wollten uns dann gerade zur Ruhe begeben, als ein Kosack in scharfem Trabe zum Marktplatz herangeritten kam, einen an das Pferd gebundenen Menschen, der natürlich nicht gleichen Schritt halten konnte, förmlich nebenher schleifend. Wie ich den armen Schelm genauer in's Auge fasse, erkenne ich meinen guten Freund, jenen wackern Amtmann, dessen ich vorhin erwähnte, in ihm wieder. Der General von Arenschild ritt dem Kosacken entgegen, ihn fragend, was die Procedur bedeuten solle, worauf dieser, der sonst von seinen Sprachorganen nur ungern Gebrauch machte, ununterbrochen schrie: „Spion! Spion!“ Seine Beschuldigung wurde von einigen hinzugetretenen Bürgern dahin erläutert, daß der Amtmann für seine eigene Rechnung 20 Spione unterhalten habe, durch die er in fortwährender Correspondenz mit den Franzosen geblieben wäre. Sechszehn dieser saubern Vögel wären bereits nach und nach eingefangen und gebührender Weise belohnt worden, die übrigen vier jedoch hätten sich bis jetzt dem vergeltenden Arme stets zu entziehen gewußt. Nach Anhörung dieses Berichtes ließ der General den bleichen Verbrecher sofort vom Pferde schnallen und bis Mittag in das an der Kirche befindliche Halseisen zur Schau ausstellen.

Nachdem wir hier die Nacht über bivouakirt hatten, bezogen wir bei Neufkirchen, welches nächsten Tages das Ziel unseres Marsches war, ein Lager. Das Wetter war sehr ungünstig, ein fortwährender Regen gestattete uns nicht einmal, die Wachtfeuer in Brand zu erhalten und auf dem schlüpfrigen Boden konnte man weder sitzen noch liegen. Es darf den Leser diese Behauptung nicht wundern, denn wenn ich den Ausdruck Lager wähle, so bedeutet das nicht etwa ein bequemes Zeltlager, sondern es wurde unter freiem Himmel campirt, nur mit der Voraussicht einer etwas längeren Rast. Unter den eben berührten Umständen nun blieb dem General nichts Wei-

teres über, als nach Dömitz zurückzugehen, wo wir in den benachbarten Dörfern, jedoch nur für den kurzen Zeitraum von etwa acht Tagen, Cantonnements bezogen, worauf unser alter Lagerplatz wieder aufgesucht wurde.

Dem Feinde, mit welchem es jetzt täglich kleine Scharmügel gab, konnten wir nicht viel anhaben, da er sich durch starke Verschanzungen zu wohl gesichert hatte, und so hatten wir zwar nicht sehr anstrengende, aber dennoch keineswegs angenehme Tage, bis wir eines Nachmittags 6 Uhr Befehl erhielten, uns nach Dömitz zurückzuwenden. Hier mußten wir in der Citadelle die Tornister ablegen, dann bis zum Anbruche des Abends harren, wo man uns vermittelst einer eiligst hergestellten Schiffbrücke über die Elwa führte.

Wir waren bloß mit dem Gewehre bewaffnet.

Bis so weit war uns die Bedeutung dieses Manövers noch nicht recht klar geworden, als wir aber Nachts 12 Uhr bis vor Dannenberg gekommen waren und hier Befehl erhielten, uns mit Vermeidung jeglichen Geräusches in den Kartoffelfeldern zu lagern, stiegen Vermuthungen in uns auf, die nach kurzer Zeit, als aus der Ferne das Knattern von Kleingewehrfeuer zu uns hertönte, zur Gewißheit wurden. Unsere Tirailleurs waren mit dem Feinde in's Gefecht gekommen. Mit der Morgendämmerung aufbrechend, erreichten wir nach etwa einer halben Stunde eine kleine Anhöhe, wo Halt gemacht wurde. Hier ließ der General, um den Feind über unsere Stärke zu täuschen, die Infanterie-Bataillons in Colonne setzen; die Artillerie und Cavallerie aber mußte absitzen und sich in die Mitte der Bataillone begeben.

Die Jäger der englisch-deutschen und unserer Legion, unterstützt von den Kosacken des Generals Lettenborn unternahmen nunmehr den ersten Angriff, der den Feind zwei Stunden weit zum Weichen zwang. Hier gelang es ihm, eine vortheil-

hafte Position einzunehmen, aus der ihn fortzuweisen unsere Aufgabe sein sollte. Während nun die englische Legion die Richtung des vom Feinde eingeschlagenen Weges verfolgte, wandte sich die erste Brigade, bei welcher ich stand, links über die Haide einem kleinen 12 bis 14 Häusern starken Dorfe zu. Unser rechter Flügel lehnte sich an einen ziemlich bedeutenden Wald, und hier hielt, mit dem gezogenen Säbel in der Rechten, der gespannten Pistole in der Linken, in drohender Stellung die Cavallerie. Nachdem geladen war, setzten wir uns in dem Dorfe fest, verließen es jedoch bald wieder, unsern Marsch durch den Wald lenkend. Nach kaum 5 Minuten sprengten unsere grünen Husaren und eine Batterie reitender Artillerie, durch noch drei andere Escadrons Husaren gedeckt, an uns vorüber. Ein Moment noch, und der Donner des Geschützes verkündete uns das Beginnen des Kampfgetümmels. Als wir an den Saum des Waldes gelangt waren, überzeugten uns die erschlagenen Feindeshaufen von der tapferen Arbeit der Husaren, unsern Muth hebend, den auch zahlreiche auf uns gerichtete, aber schlechtgezielte Kanonenschüsse keineswegs zu beugen vermochten.

Gerade als jetzt der General die Schlachtordnung herstellen wollte, wurde der Major v. Firks, der sich an seinen Platz zu begeben beabsichtigte, von einer Kugel an der rechten Hand derartig verwundet, daß er sich genöthigt sah, das Kommando dem Hauptmann v. Keller zu übergeben.

Nunmehr begann unsererseits der Angriff. Kaum aber hatten wir durch drei oder vier Gewehrsalven den Feind von unserm Dasein in Kenntniß gesetzt, als ein paar rückwärts von uns aufgefahrene feindliche Geschütze uns zwangen, etwa 300 Schritte zu retiriren. Von hier aus wollte der Hauptmann die hinter einigen Bauernhäusern aufgestellten Kanonen mit Sturm nehmen, doch unsere Husaren kamen ihm zuvor, indem sie Geschütze nebst Munition und Mannschaft erbeuteten.

Nachdem nun diese Gefahr uns nicht mehr drohete, schwenkten wir wieder rechts, so daß unser Bataillon sich an den linken Flügel des ersten Bataillons lehnte.

Unsere nächste Aufgabe war jetzt, ein vor uns stehendes feindliches Quaree zu stürmen, und wir versuchten dasselbe durch wiederholte Gewehrsalven zum Weichen zu bringen. Vergebens, der Feind ertrug kaltblütig unsern Angriff, empfing uns aber, als wir darauf mit gefälltem Bajonnett ihn bedrohten, mit einem so wohlgezielten und heftigen Feuer, daß wir in einer Entfernung von acht Schritten wiederkehrt machen und unseren verlassenen Posten einnehmen mußten. Ein Rottenfeuer, welches wir jetzt eröffneten, ward auch nach einer halben Stunde eingestellt, als unsere Kosacken heransprengten, um das Quaree zu nehmen. Es gelang ihnen nicht, sie mußten zurück, und ein gleiches Schicksal hatte das dritte Husarenregiment von der englisch-deutschen Legion. Aufgebracht über diesen hartnäckigen Widerstand beschloß der General Graf Wallmoden, zu nachdrücklicheren Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen, und befahl deshalb dem ersten und zweiten Bataillone der russisch-deutschen Legion, Sturm zu laufen, entsandte, um das Feuer zu eröffnen, Tirailleurs rechts und links von den Bataillonen, während das dritte Husarenregiment unmittelbar der Infanterie folgen sollte. Auf diese Weise fort im Sturmeschritte, freudigen Muthes voll. Leider aber entstand unterwegs eine unverschuldete Stockung, welche die Urheberin trauriger Vorfälle ward. Das Terrain war mit zahlreichen sogenannten Heidebülten bedeckt, und über diese stolperten und stürzten mehre Leute des zweiten Gliedes. In der Meinung, diese Störung sei vorsätzlich veranlaßt, schlugen die nachfolgenden Husaren mit flacher Klinge darein, was wieder die Infanterie unrecht versteht und einige Husaren vom Pferde schießt. Nur mit Mühe gelingt es den Offizieren, die Ordnung wieder herzustellen und das Auge der Untergebenen

auf den gegenüberstehenden Feind zu lenken. Doch endlich besänftigen ihre nachdrücklichen Ermahnungen die erregten Gemüther und die unwillkommene Störung scheint noch den Muth der Reihen erhöht zu haben; denn mit lautem Hurrah und kühner Todesverachtung rückt die Schaar dem Feinde entgegen. Der Zufall führt noch von der andern Seite drei Escadrons des ersten Husarenregiments herbei, diese brechen Bahn durch die starrenden Bajonnette des Feindes, und kaum drei Minuten, so sind nur noch — ein grausenhafter Anblick — erschlagene und zerstückelte Leichname die Reste der Truppe, welche uns eben kampfmuthig gegenüberstand. — Unsere Arbeit war noch nicht vollendet, sondern ein zweites hinter dem vernichteten aufmarschirtes Quaree stellte sich uns Anfangs mit gleicher Tapferkeit entgegen; als wir jedoch ungefähr bis auf dreißig Schritte nahe waren, ließ der feindliche Kommandeur ein weißes Tuch wehen und kapitulirte. Die ganze etwa 2000 Mann starke Truppe ward unter starker Bedeckung fortgebracht, wir aber wandten uns einem dritten Quaree zu, welches, da es der Aufforderung, sich zu ergeben, nicht nachkam, im Sturme genommen werden sollte. Während wir uns zu diesem blutigen Werke anschickten, trafen einige congrevesche Raketen, von der Artillerie der englisch-deutschen Legion geworfen, unsere Reihen. Augenblicklich sprengte ein Adjutant dorthin, um eine andere Richtung der Geschütze zu veranlassen, und es dauerte nur wenige Minuten, als ein furchtbares Geschrei uns belehrte, daß der Feind ihre verheerende Wirkung verspüre. In das verwirrte, in Unordnung gerathene Quaree sprengt mit lautem Hurrah unsere Kavallerie, mit ihren Klängen Alles bis auf 6 — 700 Mann niedermähend. Dieser Rest wurde der Schaar der Gefangenen hinzugesellt, deren ganze Zahl sich heute auf 2680 Mann belief, worunter sich ein General befand. Außerdem hatten wir 8 Geschütze, 11 Pulverkarren und 2 Fahnen erbeutet.

Keineswegs unbedeutend war aber auch der Verlust auf unserer Seite. Wir vermißten unter der Mannschaft 1200 Tödtete und Verwundete, und dem Offiziercorps fehlten 50 Kameraden.

Für heute war unsere ernste Arbeit zu Ende und über das Schlachtfeld ging der Marsch auf Lüneburg zu. Neben dem Wege, den wir gewählt hatten, befanden sich ziemlich zahlreich tiefe Sandgruben, aus welchen die Bauern zu ihrem Bedarf Sand holten. — Mein Platz war am linken Flügel des zweiten Zuges, und da auf diese Weise mein Blick ziemlich frei war, bemerkte ich, wie aus einer dieser Gruben ein Tschacko hervorrugte. Der Ort ward untersucht und es kamen 200 Franzosen zum Vorschein, die Pardon erbaten und auch erhielten, nachdem wir sie von der Last ihrer Waffen befreit hatten. Lüneburg konnte am heutigen Tage nicht mehr erreicht werden, sondern wir kampirten in der Nähe des Schlachtfeldes unter freiem Himmel. Durch eine an diesem Tage erlassene Generalordre gab der General Graf Walmoden der russisch-deutschen Legion seine volle Zufriedenheit zu erkennen; besonders aber belobte er das zweite Bataillon, bei welchem zu stehen ich so glücklich war.

Am nächsten Morgen ging es nicht, wie man vermuthet hatte, nach Lüneburg, sondern wieder zurück nach Dömitz, und von da wieder nach dem vor zwei Tagen von uns verlassenen Lagerplatz in der Nähe von Neuenkirchen.

Drei lange Tage mußten wir hier unter fortwährendem dichtem Regen stehen, und zu dieser Unannehmlichkeit gesellte sich noch die Pein des von Tag zu Tag wachsenden Hungers. Auf einem Streifzuge, den ich in ein benachbartes Dorf nach Brod oder sonstigen Lebensmitteln unternahm, erntete ich nur ein Bund Stroh und auch das wäre mir noch bald durch einen Trupp feindlicher Kavallerie wieder abgenommen worden.

Es gibt gewiß wenig Umstände, die für den Soldaten so

entmuthigend sind, als das müßige Umherliegen bei schlechter Witterung, zumal wenn es ihm an Lebensmitteln gebricht. Auch bei uns verfehlten diese Umstände ihre Wirkung nicht. Allgemeine Trostlosigkeit bemächtigte sich der Gemüther, und Viele wanderten, solchen Strapazen nicht gewachsen, in die Hospitäler. Sei es nun, daß dem General die trübe Stimmung seiner Truppen zu Herzen ging, sei es, daß ihn andere Umstände bewogen, genug, er ließ aufbrechen und vertheilte uns in die benachbarten Dörfer, indem er zugleich dafür sorgte, daß am andern Tage von Schwerin her Lebensmittel angefahren wurden und daß jeder Soldat eine doppelte Portion erhielt. Drei Tage pflegten wir uns nach den überstandenen Strapazen, indem wir zugleich unsere Waffen nachsahen und das Schadhafte ausbesserten.

Als darauf der Himmel sich aufheiterte, bezogen wir wieder unsern alten Lagerplatz und hatten täglich kleine Plänkeleien mit dem Feinde, die aber nie zu etwas Ernsthaftem gediehen, bis wir endlich durch den Kronprinzen von Schweden Succurs erhielten und alsbald nach Ragenburg aufbrachen.

Rechts und links von der Straße, in die Wälder und Büsche hinein sandten wir Tirailleurs; das Hauptcorps aber verfolgte den vom Feinde eingeschlagenen Weg. Dieser war auf seinem Marsche nicht müßig gewesen, sondern hatte sich bestrebt, uns durch Pallisaden, Wolfsgruben, umgehauene Bäume das Terrain unzugänglich zu machen. Solche Hindernisse machten uns zwar allerdings Arbeit, waren aber doch bald bekämpft, und kaum hatten wir sie überwunden, als auch schon Angesichts von uns das feindliche von seinen retirirenden Bewohnern verlassene Lager stand. Dasselbe schien zum Aufenthaltsorte für mehrere Jahre bestimmt zu sein, so bequem und prächtig war dasselbe eingerichtet und gebaut.

Wir hatten jetzt zunächst die Brücke bei Ragenburg zu

passiren, und zwar, da sie vom Feinde angesteckt noch in Gluth war, Mann für Mann, wobei wir zwar keine Gefahr hatten, aber viel Zeit verloren. Nach endlicher Erreichung des jenseitigen Ufers wurde der Feind eiligen Marsches verfolgt, jedoch nur noch für wenige Stunden, indem dann das hereinbrechende Dunkel unserm Tagewerke ein Ziel setzte. Das Einzige, was wir noch vom Feinde sahen, waren einige von der vorausgeeilten Kavallerie eingebrachte Gefangene. Die Nacht über diente uns wieder der Himmel als Dach; ich aber konnte der Ruhe wenig pflegen, da mich der lästige Dienst als Ordonanz bei dem General v. Arenschild traf.

Mit Tagesanbruch verließen wir unser Bivouak und verfolgten, indem wir Lübeck eine halbe Stunde rechts seitwärts liegen ließen, die nach Hamburg führende Straße, bald aber, auch von dieser abweichend, einen in's Holsteinische geleitenden Weg.

Den Dänen, welche Lübeck besetzt gehalten hatten, war auf ihre Bitte freier Abzug gestattet worden — sie hatten sich in's Dänische begeben — und auch die Franzosen hatten sich nach Hamburg geflüchtet.

Die Dänen sahen wir zwar noch auf unserm Marsche auf Kanonenschußweite von uns. Der General aber, um seine durch die schlechten Wege so schon sehr fatiguirte Mannschaft nicht noch mehr zu ermüden, stand von jedem vielleicht gar nutzlosen Angriff für den Augenblick ab, ließ vielmehr in der Nähe eines kleinen Dorfes Halt machen und die Gewehre zum Ruhen zusammensetzen.

Mein Magen mahnte mich, nach Nahrung auszusehen, weshalb ich in's Dorf eilte und einen in der Nähe der Kirche wohnenden Bauer für Geld und gute Worte um etwas Brod und Branntwein ansprach. Dem aber hatten leider die Dänen Alles aufgezehrt, die 6 — 800 Mann stark ganz kürzlich erst

aus dem Dorfe fortgezogen waren. Man konnte die von ihnen eingeschlagene Richtung noch verfolgen, und ich hielt es für meine Pflicht, da während meines Gespräches mit dem Bauer gerade der General v. Arenschild herankam, ihm das eben Gehörte mitzutheilen. Rasch mußte die Kavallerie zum Verfolgen aufsitzen, die Infanterie aber möglichst schnell nachhelfen. Kaum war der vor uns gelegene Busch und das hinter demselben befindliche Gehölz passiert, so krachten auch schon Kanonenschüsse; noch wenige Minuten und unsere Reiter kehrten mit den Dänen — 800 bis 1000 Mann — als Gefangenen, mit ihren Geschützen und ihrer Kasse als Beute zurück. Die Dänen waren vom Depot von Isehoe.

Schon am folgenden Tage, der uns nach Neumünster führte, hatten wir mit den schlechten, durch fortwährenden Regen aufgeweichten Wegen viel zu kämpfen; aber am Tage darnach wurde es, je näher wir Rendsburg rückten, immer ärger, zuletzt wirklich zu arg. Bis an die Kniee ging es durch den Schmutz; kaum daß man die Beine fortzubewegen vermochte. Mich suchte noch das Schicksal ganz besonders heim — möglich aber auch, daß ich manchen Leidensgefährten hatte — indem mir die Schuhe im Kothe stecken blieben, so daß ich baarfuß gehen mußte. — Dieses mein Mißgeschick gab zu einem drolligen Vorfall Veranlassung. Ein Soldat nämlich meiner Kompagnie, dem das mir widerfahrne Ungemach zu Herzen ging, drohte einem Bauer, welcher der Avantgarde den Weg gezeigt hatte und jetzt zurückgeritten kam, er werde ihn augenblicklich vom Pferde stoßen, wenn er nicht seine Stiefel auszöge. Der arme Schelm, die Drohung wohl für baaren Ernst haltend, befolgte den Befehl und triumphirend überbrachte mir der Soldat seine Beute. Gerade ritt in dem Augenblick der General Graf Wallmoden vorüber und konnte nicht genug über das drollige Benehmen des Soldaten lachen.

Mir würden die Stiefel ganz trefflich zu Statten gekommen sein, wären sie etwas kleiner und leichter gewesen; bei ihrer dermaligen Beschaffenheit aber sah ich mich bald genöthigt, sie im Moraste stecken zu lassen.

Der Tag ging während dem zu Ende, und eine so finstre Nacht brach herein, daß man kaum seinen Nebenmann sehen konnte; aber dennoch ging es weiter, bis etwa um 11 Uhr bei Seestädt gerastet ward. Einigen Leuten gelang es, von Bauern reichlich Brod und Würste zu erhalten, wovon man, zur nicht geringen Freude meines bellenden Magens, mir auch mittheilte; denn Hunger hatte nicht wenig beigetragen, um den Marsch so sehr beschwerlich zu machen.

Fast schien es, als hätten die Elemente sich gegen uns verschworen; denn während der Nacht froz es und baarsfuß mußten am nächsten Morgen Viele von uns ihren Marsch fortsetzen.

Unser Bataillonskommandeur, der Hauptmann v. Keller, dem das Mißliche unserer Lage zu Herzen ging, befahl mir und 18 Gemeinen, aus dem nächsten Dorfe Fußbekleidung zu requiriren.

Gern unterzog ich mich diesem Auftrage, marschirte in's Dorf und direkt auf die mir bezeichnete Wohnung des Vogts zu. Diesem erklärte ich, er müsse so lange als Geißel bei mir bleiben, bis die Einwohner 80 Paar Schuhe und 100 Paar Stiefel an unser Bataillon abgeliefert hätten. Ich hatte einen guten Einfall gehabt, denn die Bauern, welche viel von ihrem Vogt zu halten schienen, waren rasch bei der Hand, so daß sie nach kaum einer viertel Stunde uns mit drei großen Körben voll Schuhen und Stiefeln zum Bataillon begleiteten. Als bald wurden diese an die Bedürftigsten vertheilt und dann ward der Vogt entlassen.

Wir wandten uns jetzt der Schleuse unweit Seestädt zu

und nahmen, nachdem fouragirt war, dort unsere Stellung. Unser Bataillon war jenseits der Schleuse hinausgeschoben und so postirt, daß sich sein rechter Flügel an Seestadt lehnte. Das fünfte Bataillon stand gerade vor dem genannten Orte, während das zweite sich noch weiter links ausdehnte. Da das Terrain so sehr unpracticable war, konnten wir leider nicht in Bataillonskolonnen bleiben, sondern hatten die schwierige Aufgabe, kompagnieweise den Kampf mit dem weit überlegenen Feinde zu bestehen, der noch dazu den Vortheil einer vorzüglichen Stellung uns voraus hatte.

Morgens um 6 Uhr eröffnete der Donner des groben Geschüzes die Schlacht. Der nächste Versuch der Dänen war, uns im Sturme aus unserer Stellung zu drängen. Als sie jedoch bemerkten, daß wir ihnen mit gefälltem Bajonnett entgegengingen, ließen sie von ihrem Vorhaben ab und suchten ihre feste Stellung hinter Wällen wieder auf. Sie aus dieser zu vertreiben machten wir zwar mehre, aber vergebliche Versuche.

Ununterbrochen donnerten indeß die dänischen Geschütze gegen uns, aber sie waren stets zu hoch gerichtet.

Nach einiger Zeit versuchten wir es nochmals, die uns gegenüberstehenden Bataillone aus ihrer Position zu vertreiben. Aber die Dänen vertheidigten sich tapfer; besonders brauchbar jedoch erwiesen sich ihre Husaren und Dragoner, die allenthalben, wo es galt, zu finden waren, und die sich besonders das Verdienst zuschreiben mögen, wenn wir uns zum Rückzuge genöthigt sahen. Noch nicht zufrieden, setzten sie uns nach, wurden aber von uns hinter schützenden Wällen hervor mit einem so wohlgezielten Feuer begrüßt, daß sie sehr bald umkehrten. Ebenso erging es der feindlichen Infanterie, als sie uns aus unserer Stellung drängen wollte.

Das Gefecht wurde indeß beiderseits hitzig fortgesetzt und zog sich ziemlich in die Länge, würde aber gewiß eine andere,

für uns günstigere Wendung genommen haben, wäre uns unsere Reiterei und Artillerie nicht wegen der Beschaffenheit des Bodens völlig nutzlos gewesen. Wir hatten 36 Geschütze und 5 — 6 Regimenten Kavallerie bei uns.

Von der Dänischen Reiterei, die ohnedies den einzelnen Kompagnien sehr viel zu schaffen machte, möchte unsere Abtheilung vielleicht zusammengehauen worden sein, hätte ich nicht ein so scharfes Gesicht gehabt. Es befand sich nämlich gerade der General v. Arenschild bei uns, als eine Abtheilung Kavallerie auf uns los kam. „Feuert nicht!“ rief der General, „es sind unsere Husaren.“ Ich aber erkannte sehr wohl die Feinde und gab dem General zur Antwort, unsere Husaren trügen keine schwarzen und rothen, sondern rothe und weiße Pelze. Da gab der General Befehl zum Rückzuge nach der Schleiße, den wir auch langsam tirailirend antraten.

Bei dieser Affaire bat ein aus München gebürtiger Unteroffizier der Kompagnie Namens Mayer, mich, ich möge doch mit einigen Soldaten zu ihm stoßen und einige Dänen fangen helfen. Augenblicks bin ich, von einigen Leuten begleitet, bei ihm und werde auf mehre Dänen aufmerksam gemacht, die hinter einem Walle hervor auf uns zukommen. „Die können wir nicht gefangen nehmen,“ war meine Antwort; „dort ziehen sich die Dänen mehr rechts, und die Absicht dieser saubern Vögel ist weiter nichts, als uns den Rückzug abzuschneiden.“ Mit diesen Worten entfernte ich mich wieder und hatte kaum einen im Wege befindlichen Wall überschritten, als eine heraufschreiende Granate den Unteroffizier Mayer zerschmetterte. Ich eilte hinzu, um den Armen wo möglich noch zu retten, da krepirte die Kugel, die Stücke sausten mir um die Ohren zu, und in dem Augenblicke war es mir nicht anders, als ob ich selbst getroffen wäre. Dem war nun zwar nicht so, ich war nur über und über mit Blut bedeckt; die Kugel dagegen wühlte unmittelbar

neben der Leiche und hatte ihre letzte Kraft noch an dieser angewüthet, sie zerstückelnd und in Stücke zerreißend. Hier war also keine Hülfe mehr möglich, daher machte ich mich auf, um wieder an meinen Posten zu eilen, mußte aber zu meiner nicht geringen Bestürzung vernehmen, daß unser Hauptcorps schon seinen Rückzug nach der Schleuse bewerkstelligt hatte. Aus geringer Entfernung zog dänische Kavallerie heran, und so sehr ich meine Augen auch anstrengte, konnte ich nicht mehr als acht Mann der Unsrigen gewahren. Da galt es, einen kurzen Entschluß fassen und denselben rasch ausführen. Im Augenblick war der Weg mit alten Hecken und Pfählen verpallisadirt, wodurch dem verfolgenden Feinde mindestens ein augenblickliches Hinderniß erwuchs, da die Seiten der Straße mit breiten Gräben eingefast waren. So konnten die Herren weiter nichts unternehmen, als an uns vorüberreiten, wobei einige wohlgezielte Schüsse unsererseits unter ihnen lichteteten. Der dänische Oberst, der mit seinem Adjutanten vielleicht einen Uebergang über die Gräben suchen mochte, kam mir ziemlich nahe und forderte mich auf, uns zu ergeben; wir sollten es bei ihnen besser haben, als bei den Russen. Gerade hatte ich mein Gewehr angeschlagen, um ihm für seine freundliche Einladung den gebührenden Dank abzustatten, als ein wohlgezielter Schuß von anderer Hand ihn vom Pferde stürzte. Rasch mit meinen Leuten hinzuspringend, luden wir den Obersten auf zwei Gewehre und gelangten wohlbehalten jenseits der Schleuse an, wo wir den Gefangenen dem gerade herbeireitenden General v. Arenschild übergaben, der in ihm einen alten Bekannten entdeckte und ihn der Obhut eines Arztes empfahl. — In der Patronentasche des Obersten fanden wir einen Kammerherrnschlüssel.

Kurz nachher mußte ich dem General den Soldaten, welcher den hohen Offizier getroffen hatte, nennen, und dieser erhielt dafür vom Kronprinzen von Schweden eine silberne

Medaille, während man mich wegen meiner Fürsorge für den Gefangenen öffentlich belobte.

Jetzt erst, nachdem der Oberst dem Arzte übergeben war, erfuhr ich, weshalb die Unsrigen sich so rasch zurückgezogen hatten. Unser fünftes Bataillon, welches vor Seestädt stand, war nämlich fast gänzlich aufgerieben und hatte einen bedeutenden Verlust an Todten und Verwundeten erlitten. Wie viel, habe ich nie genau erfahren können.

Jetzt glaubte ich, wir würden uns auf Rendsburg dirigiren, erfuhr jedoch, daß für einige Zeit Waffenstillstand geschlossen sei.

Kapitel IV.

Weitere Erlebnisse bis zu meinem Eintritte in den oldenburgischen Militairdienst.

Ob ich zwar auf einem Edelhofe im Quartier lag, war doch an nichts weniger zu denken, als an Lebensmittel und in voller Wahrheit konnte ich behaupten, in drei Tagen keinen Bissen genossen zu haben.

Um zu versuchen, ob nicht vielleicht Andere in dieser Beziehung glücklicher wären als ich, begab ich mich in ein benachbartes Dorf, und danke noch heute meinem guten Genius für diesen glücklichen Einfall; denn kaum bis zur Grenze desselben gelangt, gewahrte ich, wie mehre Unteroffiziere und Soldaten des Bataillons sehr eifrig daran waren, 25 — 26 Pfund schwere Karpfen mit den Händen aus dem Wasser zu ziehen. Dem Spiele konnte ich unmöglich müßig zusehen, sondern erst nachdem ich mich mit einigen dieser wohlschmeckenden Thiere beladen hatte, kehrte ich heim, mir dieselben von der Köchin zum leckern Mahle bereiten lassend. Mehre Kameraden, welche mich mit meinem Fange gesehen hatten, eilten gleichfalls an den gesegneten Ort und binnen wenigen Stunden war der Teich von

seinen Bewohnern gesäubert. — Erst am folgenden Tage, also am vierten unseres Hierseins, traf Brod, Fleisch und Branntwein für uns ein, und zugleich erhielten wir Ordre, nach Glückstadt aufzubrechen, wohin wir am nächsten Nachmittage gegen drei Uhr denn auch gelangten, jedoch nicht, ohne einen sehr beschwerlichen Marsch durch die vom Regen erweichte marschige Gegend ausgestanden zu haben. Als schlagendes Beispiel von der grenzenlos schlechten Beschaffenheit der Wege mag folgender Vorfall dienen.

Die Umgegend von Glückstadt war unter Wasser gesetzt und so mußten wir etwa eine halbe Stunde um den Ort herumgehen, weshalb wir uns auf die Krone des Deiches begaben, da der Boden hier härter und das Marschiren leichter ist. Es kam uns förmlich wie eine Erhebung vor, daß wir die Füße leichter bewegen konnten. Kaum hatten wir nun den Deich betreten, als wir am Fuße desselben eine Reihe von Wagen mit Faszinen, Sandkörben und sonstigen zum Batteriebau nöthigen Erfordernissen, jeder mit vier Pferden bespannt, im Schmutze stecken sahen. Nur den Kopf der armen Thiere sah man noch deutlich, so tief waren sie eingesunken. Jede Bemühung, sie loszugraben, mußte natürlich fruchtlos bleiben, und so mußten auch sie den Leidenschaften der Menschen ihr Leben zum Opfer bringen.

Bei der ersten Batterie hielten wir an, setzten die Gewehre zusammen und hatten dann das Vergnügen, jene Faszinen und Sandsäcke von den eingesunkenen Wagen herbeizuschleppen, was weder eine leichte noch angenehme Arbeit war. Dann konnten wir uns auf der nassen, kalten Erde hinstrecken, um zu ruhen, wenn sonst ein allaugenblickliches Aufstehen, nach Wärme Umherrennen und dann wieder Sichhinwerfen diesen Namen verdient.

Nie habe ich mit größerer Freude das Morgenlicht begrüßt, obgleich dasselbe mir harte Arbeit brachte, indem ich mit 60 Mann

zum Arbeiten in der Batterie No. 3 kommandirt ward. Als ich mich bei dem den Bau beaufsichtigenden Offizier, einem sehr jungen Herrn, meldete, befahl mir derselbe, ja die Arbeiter fleißig anzutreiben, da die Batterie am folgenden Abende fertig sein müsse, und fügte dann den wohlgemeinten Rath hinzu, ich möge mich doch ja nicht tollkühn aus dem Schutze unserer Werke herauswagen, da sonst die Dänen von Glückstadt aus sicher auf mich feuern würden. „Das kenne ich wohl,“ gab ich ihm lachend zur Antwort; „denn es ist nicht das erste Mal, daß ich vor einer Festung stehe.“ Auf diese Weise war das Gespräch eingeleitet; er fragte mich nach meinen frühern Schicksalen, und es fand sich, daß wir schon Beide in Spanien gedient hatten, woher es natürlich war, daß uns in der Erinnerung froher und trüber Stunden die Zeit windschnell dahinschwand.

Schon am nächsten Morgen waren, da die ganze Nacht hindurch gearbeitet ward, die Batterien fertig, und schon am Abende desselben Tages, am 31. Dezember 1813, begannen die Dänen von Glückstadt aus, uns mit Bomben und Granaten zu beschießen. Das war jedoch für uns keineswegs gefährlich, da wir sicher hinter dem Deiche lagen und die feindlichen Geschosse, hoch über unsere Köpfe hinwegsaufend, pfeifend in's Wasser führen. „Die bekomplimentiren uns mit Neujahrschüssen,“ sagte der General v. Arenschild lachend, „habt nur Geduld, Kinder, morgen wollen wir ihre Höflichkeit erwidern, daß sie ihre Freude daran haben sollen!“

Und wahrlich, das von dem General den Dänen gegebene Versprechen sollte erfüllt werden.

Schon um 6 Uhr war unsererseits Alles lebendig und unter den Waffen. Die englischen Schiffe auf der Elbe gaben ein Signal, welches von uns durch einen auf dem Deiche angebrachten Flaggenstock erwidert wurde.

Das war für die Schiffe das Zeichen zum Ankerlichten; sie segelten fort, bis auf eine halbe Kanonenschußweite unter die Festung.

Jetzt mit einem Male begannen die dänischen Feuerschlünde ihre donnernde Sprache, und unsere 14 Schiffe und 4 Batterien antworteten auf gleich verheerende Weise. Kaum eine Stunde, und die ganze Stadt war durch Rauch den Blicken entzogen, bis endlich die an allen vier Ecken züngelnd hervorprasselnde Flamme die Scene schauerlich erhellte. Gegen Mittag ließ zuerst das Feuer der Feinde allgemach nach, dann hielt auch unsere Flotte mit der Kanonade inne und segelte zurück, um das im Kampfe Beschädigte auszubessern. Wir hatten weder Todte noch Verwundete zu beklagen.

Am folgenden Tage schien es, als ob man sich beiderseits verabredet habe, die Feindseligkeiten einzustellen. Wir verwandten die Zeit zum Ausbessern unserer Batterien, die mit dem nächsten Morgen ihre Dauerhaftigkeit auf's Neue erproben sollten. Die Kanonade war abermals bis gegen Mittag sehr heftig, dann wurde sie schwächer, und als die sonst so friedliche Stille des Abends eintrat, tönte statt ihrer das Geseufze und Gejammer der Verwundeten in schauerlichen Akkorden aus der Stadt zu uns herüber.

Am 4. Januar wieder, wie am 2., ruhig; fürchterlicher als je krachte dagegen der Geschüßedonner am 5.; fast wie bei einem Erdbeben erzitterte krampfhaft der Boden ob der gewaltigen Erschütterung und ein Wunder war es, daß die Stadt sich bei dem verheerenden Feuer so lange hielt, da jeder unserer wohlgezielten Schüsse sicher seine Wirkung nicht verfehlte. Gleich gut waren jedoch auch die Geschüße der Feinde gerichtet.

Es war möglich, daß die Dänen einen Ausfall auf unsere Batterien versuchten, wenigstens mußten wir auf ein solches Unternehmen vorbereitet sein. Daher wurde dem Kommandeur

eines hinter uns stehenden schwedischen Bataillons der Befehl zu Theil, eine gewisse Anzahl Truppen in die verschiedenen Batterien zu entsenden. Von diesen war ein Unteroffizier und 18 Mann auf dem Marsche zur ersten Batterie, der 6 feindliche Geschütze gegenüber standen. Plötzlich von dorthier Pulverblich, Rauch, und der Unteroffizier mit seiner Mannschafft lagen als Leichen am Boden. Der in der ersten Batterie kommandirende Offizier, der von diesem Vorfalle nichts gesehen hatte, hat sich nach einer halben Stunde die versprochene Mannschafft aus, worauf ich mit 18 Mann dahin beordert wurde, indem der Oberstlieutenant v. Nagmann noch scherzend dabei erwähnte, meine Bravour sei ja hinlänglich bekannt. Der Augenschein hatte mich gelehrt, daß der jetzt vor mir liegende ein billig gefährlicher Weg war; doch durch die Erfahrung gewizigt, beschwor ich meine Leute, sich sogleich niederzuwerfen, sobald sie auf der Seite des Feindes Pulverblich wahrten. Diese Ermahnung kam zur rechten Zeit, denn kaum hatte ich ausgeredet, als die Batterie ihre Ladung gegen uns ausspie, aber da mein Rath von Allen befolgt war, ohne Wirkung. Der die Batterie befehlige Offizier befahl mir, mich mit meinen Leuten so zu stellen, daß wir die Kanoniere nicht in ihrer Arbeit störten.

Wohl drei viertel Stunden waren wir an diesem Posten gewesen, als eine Bombe von unserer zweiten Batterie her mitten zwischen uns hineinfel. „Werft euch nieder!“ befahl der Offizier. Ein Kanonier jedoch ergriff mit kaltblütiger Entschlossenheit einen Eimer mit Wasser, schüttete denselben über die Bombe aus und befreite uns so von der Gefahr.

Um drei Nachmittags mußte das Feuer der Batterie eingestellt werden, da die Röhre bereits glühend erhitzt waren. Kurze Zeit nachher statteten ein schwedischer General und der englische Admiral, begleitet von dem General v. Arenschild uns einen Besuch ab. Auf die Frage, weshalb nicht geschossen werde,

gab unser Artillerie-Offizier den Grund an, indem er sich jedoch zugleich erbot, den Herren eine Probe von der Richtung der Geschütze abzugeben. Es wurde eine Haubize abgeseuert, und der schwedische General, welcher die Richtung des Geschosses scharfen Auges verfolgte, gab seine volle Zufriedenheit zu erkennen, da diese, sowie auch ein paar andere Kugeln, gerade den Markt getroffen hätten. Der Name des Offiziers, sowie auch jenes wegen seiner kaltblütigen Entschlossenheit bereits erwähnten Kanoniers wurden notirt und Beide nach Kurzem gebührend belohnt: der Offizier durch Avancement zum Hauptmann, der Kanonier durch eine silberne schwedische Medaille.

Als ich am nächsten Tage von meinem Posten abgelöst wurde, erfuhr ich, daß Glückstadt nach 24 Stunden mit Sturm genommen werden sollte. Während der Nacht aber war es so ruhig, daß das Gejammer der unglücklichen Bewohner der Stadt, vom leisen Luftzug herübergetragen, vernehmlich an unser Ohr drang.

Schon war Morgens 10 Uhr Alles zum ernstesten Tagewerke bereit; die Bataillone standen in Schlachtordnung; Faszinen, Sturmleitern standen am Plage — da langte die Nachricht an, der Kommandant habe die Festung übergeben.

„So besetzen wir die Stadt!“ das war der Gedanke, der bei dieser Kunde als eine gar nicht in Abrede zu stellende Gewißheit in der Brust eines jeden Soldaten von unserm Bataillone wohnte. Denn wem sonst als uns konnte mit vollkommenem Rechte diese Ehre zu Theil werden, uns, die wir die ganze Zeit über dem verheerenden Feuer des Feindes ausgesetzt gewesen waren; die wir Tag und Nacht vom Froste gelitten, im Schlamme gewatet hatten, während die andern Truppen bei den Bauern auf den Bärenfellen lungerten? Wie mußte uns daher der Befehl empören, daß wir uns nach Rendsburg zu wenden hätten, während der englischen Legion die Besetzung von Glückstadt zugetheilt ward.

Ein Gefühl des Unwillens durchzuckte uns Alle; wir fühlten uns zurückgesetzt, herabgewürdigt, und diese Empfindungen gaben sich öffentlich kund.

General Arenschild, dem die Stimmung der Mannschaft nicht verborgen bleiben konnte, zuckte die Achsel mit der Entschuldigung, er könne bei der ganzen Sache nichts thun; General Wallmoden dagegen beschloß die erregten Gemüther durch strenge Züchtigung zur Ruhe zu bringen, indem er anordnete, das Bataillon solle in einer Entfernung von 6 Stunden von Rendsburg bei strenger Kälte und Schneegestöber eine Nacht unter freiem Himmel zubringen und zwar ohne Lebensmittel und Feuer. Keiner sollte sich vom Bataillone entfernen oder Feuer anmachen; allein den Offizieren war es gestattet, in die benachbarten Bauernhäuser zu gehen.

Offenbar war es sein guter Genius, der dem General den Widerruf dieses Befehls anrieth; denn sicher würde die Ausführung desselben das Signal zu einer allgemeinen Revolte gegeben haben. Wir waren wahrlich nicht aus der Garnison zum ersten Male in's Feld gerückte Rekruten, sondern zum bei Weitem größten Theile alte, erprobte Soldaten.

So brachte man uns denn während 6 Tage bei den Bauern unter, worauf wir, da mit Dänemark Friede geschlossen war, den Weg nach Hamburg einschlugen. Jetzt galt es zwar keinen Kampf mit Feinden von Fleisch und Blut, wohl aber war uns die viel härtere Probe auferlegt, mit allen Widerwärtigkeiten der Elemente zu ringen. Bei grundlosen Wegen, die am dritten Tage dieses Marsches noch binnen einer Stunde mit zwei Fuß hohem Schnee bedeckt wurden, legten wir täglich sechs Stunden zurück. Rechnet man zu diesen Beschwerden noch den allnächtlichen ermüdenden Vorpostendienst und tägliche Scharmügel mit dem Feinde, so wird man finden, daß unsere Lage keine beneidenswerthe war, besonders da auch an Lebensmitteln

bitterer Mangel herrschte. Bei Rißebüttel gingen wir über die zugefrorene Elbe, blieben dort fünf Wochen in der Nachbarschaft Harburgs und wandten uns dann der Stadt Bremen zu.

Underthhalb Stunden, nachdem wir Harburg verlassen hatten, setzte der Einbruch der Nacht unserm heutigen Marsche ein Ziel, und bleiern senkte der Schlaf sich auf meine ermüdeten Augen. Doch kaum hatte ich einige Stunden geruht, so rief der Generalmarsch mich wieder wach; es hieß, wir seien vom Feinde überrumpelt, und mußten daher im Dunkel der Mitternacht den Rückmarsch nach Harburg antreten. Bis um 4 Uhr Morgens standen wir hier im tiefen Schnee mit dem Gewehr im Arme. Um diese Zeit begann das Feuer der Russen auf Hamburg, welches die Franzosen nebst Harburg und der Wilhelmsburg besetzt hielten.

Die englisch-deutsche Legion, unterstützt von unserer zweiten Brigade, nahm im Sturm die Wilhelmsburg, mußte jedoch, weil sie nur vernagelte Kanonen vorfand, von dort wieder zurückweichen.

Wir unsererseits machten dem Feinde in Harburg viel zu schaffen und würden diese Stadt sicher genommen haben, hätte uns das Terrain nicht so viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt und besonders die Aufstellung in Bataillons-Kolonnen untersagt.

Bis zum Abend 8 Uhr wüthete von beiden Seiten der Kampf, und als er endlich geendet war, fehlten von den Unsern 4000 Mann, worunter Todte und Blessirte waren.

Jetzt führte uns ein dreitägiger Marsch nach Bremen, wo wir mit einer so großen Gastfreundschaft aufgenommen wurden, wie sie dem Fremdling wahrlich selten zu Theil wird und die deshalb um so mehr Dank und Anerkennung verdient. Diese Gastfreundschaft gegen Ausländer ist eine eigenthümliche rühmenswerthe Tugend der Bewohner Bremens und nicht leicht

wird es eine zweite Stadt in Deutschland geben, welche auf dieses schöne Lob in gleichem Grade Anspruch machen darf.

Nach einer zweitägigen behaglichen Ruhe ward uns der Befehl zu Theil, uns am nächsten Morgen um 8 Uhr auf dem Domhose einzufinden, von wo wir alsdann zum bunten Thor hinausmarschirten und uns tausend Schritte von der Stadt auf den Ackerfeldern in Schlachordnung aufstellten, um von Sr. Durchlaucht dem Herzog von Oldenburg inspiciert zu werden.

Dieser gab uns durch einen Tagesbefehl seine volle Zufriedenheit mit unserm musterhaften Verhalten zu erkennen und verhieß uns zur allgemeinen lebhaften Freude noch acht Ruhetage in Bremen.

Die konnte uns jedoch das neidische Schicksal nicht gönnen, sondern am Morgen des vierten Tages früh 7 Uhr mußten wir weiter über Osnabrück, Münster, Elberfeld, Düsseldorf nach Mastricht, welcher Ort von uns belagert ward. Schon am zehnten Tage jedoch lösten uns Schweden von unserm Posten ab, während dessen Wahrnehmung wir täglich Scharmügel mit der französischen Besatzungsmannschaft hatten, welche es nicht unterließ, uns durch Ausfälle in Athem zu erhalten.

Wir wandten uns nunmehr Löwen zu, wo ich sogleich mit 60 Gemeinen unter Befehl des nachher in oldenburgische Dienste tretenden Lieutenants Schneider die Hauptwache bezog. Kaum war ich hier zwei Stunden, als ein Unteroffizier der Kompagnie athemlos in's Wachtzimmer stürzte und berichtete, es seien holländische Werber in sein Quartier getreten, in der Absicht, ihn zur Desertion und zum Uebertritt in holländische Dienste zu bereben; da ihnen aber das natürlich nicht gelungen sei, hätten sie Anstalt getroffen, ihn zu binden und gezwungen fortzuführen; nur nach hartem Kampfe und mit genauer Noth sei er ihnen entwischt. — Als Müller sich etwas erholt hatte, führte ich ihn zum Lieutenant Schneider, bei dem gerade der Oberst-

lieutenant von Nagmann gegenwärtig war. Kaum hatte dieser den Vorfall vernommen, als er mir befahl, mit 8 bewaffneten Leuten Müller zu seinem Quartiere zu begleiten, und die Werber, wenn sie noch im Neste stecken sollten, zu arretiren. Das gesuchte Haus war bald erreicht, die Thür zu meines Kameraden Zimmer aber verriegelt, und als das Schloß gesprengt worden, mit einer Barrikade von Tischen, Stühlen 2c. verrammelt. Solche Hindernisse verstanden wir jedoch schnell hinwegzuräumen und standen deshalb auch schon nach wenig Augenblicken in dem eroberten Besizthum; fanden aber sonst Niemanden darin. Müller jedoch machte uns auf eine zweite in ein Nebenzimmer führende, gleichfalls verriegelte Thür aufmerksam.

Auch sie war bald geöffnet und heraus schritten die gleich der französischen Infanterie gekleideten Werber, uns flehentlich um Schonung bittend. Nichtsdestoweniger hielt ich es für meine Pflicht, sie zu knebeln und also zur Hauptwache zu führen, von wo aus sie dem Magistrate zur Bestrafung übergeben wurden, aber erst, nachdem ein jeder 200 Kantsehuhhiebe erhalten hatte. — Schon einmal befand sich der Unteroffizier Müller in einer ähnlichen Lage, als in Schneidemühl polnische Bauern ihn zu ihren Zwecken benutzen wollten. Der geneigte Leser wird sich vielleicht des Umstandes noch erinnern.

Am nächsten Morgen 4 Uhr brachen wir nach Brüssel auf, nachdem uns in der vorhergehenden Nacht schon einmal die Allarmtrommel aus unserer Ruhe gestört hatte. Auf dem 6 Stunden weiten Marsche von Löwen bis Brüssel mußten aus mir unbekanntem Gründen die Tamboure und Hornisten fortwährend abwechselnd ihr Instrument handhaben.

Eben vor den Thoren Brüssels wurden wir in Schlachtordnung aufgestellt, und zwar die erste Brigade rechts, die zweite links von der Chaussee, die Artillerie und Kavallerie erhielten ihren Platz hinter den Infanteriekolonnen.

Darauf mußte ein Rittmeister mit 24 Husaren zum Reconosciren in die Stadt hineinreiten. Derselbe kehrte jedoch bald mit der Nachricht zurück, der Franzose retirire nach St. Nicolau und habe die Stadt gänzlich verlassen. So konnten wir denn ruhig hineinziehen und uns zu den Bürgern in's Quartier begeben. Bis an die Straße nach Gent hatte General Wallmoden den Feind durch ein Husarenregiment und eine Batterie reitender Artillerie verfolgen lassen; diese waren aber zurückgekehrt, ohne etwas vom Feinde gesehen zu haben. — Schon am nächsten Morgen mußten wir Brüssel verlassen, und da man uns auf drei Tage mit Proviant versehen hatte, durften wir vermuthen, daß die nächste Zukunft etwas Besonderes bringen werde. Ohne besondere Vorfälle verfloß der erste Marschtag; doch der zweite war noch nicht lange angebrochen, als Kanonendonner an unsere Ohren tönte und uns auf einmal, wir mochten zwei Stunden links von der Festung Condée sein, Bagagewagen mit Artilleristen und Infanteristen beladen entgegenkamen. Wir fragten diese, was sie vorhätten, und erhielten als traurige Antwort, sie wären auf der Flucht vor den siegreichen Franzosen begriffen. Nicht lange, so kamen schaarenweis zersprengte Truppen dahergezogen, bunt durcheinander gemischt, gleich einer Schafsheerde, meistens Sachsen vom Korps des General von Dilemann.

Bald kam dieser selbst angesprengt, suchte den General Graf von Wallmoden auf und bat um die Erlaubniß, seine Truppen in dem benachbarten kleinen Städtchen einquartieren zu dürfen, worauf Wallmoden ihm die lakonische Antwort ertheilte, er möge erst die an den Feind verlorenen Truppen und Geschütze wieder holen, dann könne er der Ruhe pflegen. — Damit wandte er sich ab und befahl unsern Husaren, die zersprengten Sachsen zusammen zu holen. Es war ein entmuthigender Anblick, den diese gewährten; die Enen ohne Waffen, die Andern ohne

Tornister und Taschen, Jene wieder ohne Kopfbedeckung. Alles hatte nur in wirrer Flucht sich zu retten gesucht, und dem Feinde als willkommene Beute zurückgelassen, was nur irgend die Eile zu hemmen vermochte. Das flüchtige Korps mußte die Nacht unter freiem Himmel kampiren, während wir uns in den Bauernhöfen pflegten.

Zu früher Stunde am folgenden Morgen setzten wir uns in Bewegung, um wo möglich den Feind noch zu erreichen; doch umsonst; ungeachtet unsers strengen Marsches war es ihm gelungen, sich in die Festung Douay zu werfen.

Das 2. und 3. Bataillon, zwei Escadrons Husaren und eine halbe Batterie reitender Artillerie wurden jetzt zur Bestürmung der kleinen Festung Condée, in der nur eine schwache französische Besatzung lag, entsandt. Damit hatten wir aber leichte Arbeit; denn der Kommandant, welcher wohl einsah, daß ein jeder Kampf gegen die bedeutende Uebermacht unnützes Blutvergießen sein würde, kapitulirte unter der ehrenvollen Bedingung eines freien Abzugs nach Paris.

Das dritte Bataillon blieb als Besatzung in Condée, wogegen wir uns der Festung Valenciennes zuwandten, die wir jedoch nicht erreichten, da uns schon unterwegs die Kunde ihrer Uebergabe erreichte. Die Stadt Lahon war jetzt unser Bestimmungsort. Wie gewöhnlich vor Orten, von deren freundlicher Gesinnung er nicht fest überzeugt sein konnte, stellte Wallmoden uns dicht unter den Mauern in Schlachtordnung auf und befahl dem ersten Husarenregiment, in die Stadt hineinzureiten. Schon nach wenigen Minuten kamen diese jedoch im gestreckten Galopp zurück, und der Regiments-Kommandeur meldete dem General, daß sie von den Bürgern oben aus den Häusern mit Steinwürfen und siedendem Wasser begrüßt worden wären, so daß er mehrere Verwundete bei seinem Regimente habe.

Erzürnt schickte der Befehlshaber jetzt abermals einen Offizier

und 24 Husaren in die Stadt zum Präfecten, mit der Drohung, die Stadt solle binnen einer halben Stunde in Brand geschossen werden, wenn nicht augenblicklich die Bürger sich ruhig verhielten. Das half; das ganze Städtchen war mausstill und die Einwohner ließen es ruhig geschehen, wie die Mannschaft der zweiten Brigade sich Tische und Stühle vor die Häuser trug und sich den Champagner auf Kosten der Quartierwirthes gut schmecken ließen.

Von hier aus ging die 1. Brigade nach Dendermonde, woselbst der wiedergenesene Oberstlieutenant von Girkx dem Major von Keller das Bataillonskommando wieder abnahm. Während eines fünftägigen Aufenthaltes behandelten uns die Bewohner sehr artig, obgleich sie es gern sehen mußten, daß dann, um sie von einer zu großen Last zu befreien, unser Bataillon nach Lockern verlegt ward. Auch hier wurden wir sehr gut verpflegt, so daß der dreiwöchentliche Aufenthalt eine wahre Erholungszeit für uns war. Zu unserer großen Verwunderung ertheilte man uns dann Befehl, nach Gent zu marschiren, von wo aus man uns nach kurzem, durch die Gastfreiheit der Bürger sehr erquicklichen Aufenthalte zu Schiffe nach Brügge transportirte. Was dieses Alles nach dem mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu bedeuten habe, wußten wir nicht.

Hier traf mich wieder das Loos, gleich nach dem Einzuge die Hauptwache beziehen zu müssen. Dieselbe bestand aus 60 Mann Infanterie und war unter die Befehle des Lieutenants Drisseloffoy gestellt. Nicht lange war der nächste Tag angebrochen, als ein kleiner Haufe französischer Infanteristen sich nahe vor dem Wachtlokale sammelte und gewaltig auf uns zu schimpfen begann. Meiner Pflicht gemäß ermahnte ich sie (in französischer Sprache) zur Ruhe, indem ich mich sonst genöthigt sähe, sie arretiren zu lassen. Kaum war dies Wort aus meinem Munde, als auch einer der Schelme seinen Säbel zog und

auf mich einhieb. Eben so rasch war auch meine Klinge entblößt; ich parirte seinen Hieb und versetzte ihm dann einen solchen Schlag auf den Arm, daß seine Klinge zu Boden fiel. Von der unterdeß hinzugetretenen Mannschaft wurde er sodann als Arrestant in's Wachtlokal gebracht, auch erst späterhin auf vieles Bitten eines französischen Offiziers freigegeben.

Bald darauf versammelte sich ein größerer Trupp französischer Infanteristen auf dem Marktplatz, verhielt sich jedoch ganz ruhig.

Neugierig, woher all die französischen Soldaten kämen, fragte ich einen gerade vor die Wache tretenden Unteroffizier, welcher Ordnung bei dem Oberstlieutenant von Ficks war, und erhielt zur Antwort, es sei ein Korps von 8000 Franzosen unter dem Befehle eines Generals hier eingerückt. Von irgend einer übergebenen Festung kommend, besinde sich dasselbe auf dem Marsche nach Paris, und habe der General 80,000 Franken als Kontribution von der Stadt gefordert, worauf ihm indeß von unserm Oberstlieutenant entgegnet sei, wenn er nicht von dieser unsinnigen Forderung freiwillig abstehe, dürfe er nicht über die Anwendung etwas unangenehmer Zwangsmaßregeln klagen.

Gleich darauf verließ der französische General mit seinem Korps ganz in der Stille die Stadt, und kaum waren diese Herren zum einen Thore hinausgerückt, als von der andern Seite her mehre preussische Infanterie-Regimenter nebst dem dritten Husaren-Regimente der englisch-deutschen Legion ihren Einzug hielten. Noch hatten sich dieselben nicht einmal auf dem Marktplatz geordnet, als die Bürger wehklagend dahergestürzt kamen, schreiend, die Franzosen träfen Anstalt, die Stadt zu beschießen. Rasch standen die eben eingerückten Truppen und wir vor dem jenseitigen Thore in Schlachtordnung. Es erging eine Aufforderung an den General, sich seiner Instruktion gemäß augen-

blicklich zu entfernen, welcher Ermahnung er auch ohne Widerspruch Folge leistete.

Natürlich, daß wir nach dieser kleinen kriegerischen Affaire ganz friedlich in die Stadt zurückkehrten und unsere Quartiere aufsuchten. Da ich auf Wache gewesen war, lernte ich jetzt erst meinen Wirth kennen, der das Ritterkreuz des einst so mächtigen Maltheserordens trug. Lange war mir nicht zugemuthet worden, in einem so elenden Zimmer zu wohnen und in einem so schlechten Bette zu schlafen, als es hier der Fall war, und ich ließ daher den Hausherrn bitten, mir etwas bessere Räumlichkeiten anzuweisen, worauf er mir erwiederte, er könne mir allerdings wohl ein besseres Zimmer nebst Schlafzimmer geben, wenn ich ihm verspräche, dasselbe sofort quittiren zu wollen, wenn Offiziere zu ihm in's Quartier gelegt würden. Da ich nun gegen diese Bedingung nichts einzuwenden hatte, führte er mich in ein sehr brillantes Zimmer, an welches eine Schlafstube mit schwellendem Bette stieß. Wohl drei oder vier Tage erfreute ich mich des behaglichen Genusses dieser Bequemlichkeiten, als mein Hauswirth mir sagen ließ, ich möge mein Zimmer für ein paar hier angekommene Offiziere räumen, welche aus Holland mit einem Korps von 8000 Mann stark eingetroffen wären.

„Vor französischen Offizieren weiche ich keinen Schritt,“ war die lakonische Antwort, die ich dem Herrn Maltheser zurückschickte.

In der Vorausicht, daß hiermit die Sache noch nicht am Ende sei, zog ich meine Hülfsstruppen in Gestalt zweier bei mir einquartierter Soldaten heran und pflanzte dieselben mit ihren Bajonnetten im Zimmer auf.

Nicht lange, so erschien der Hausherr, begleitet von den französischen Offizieren, und richtete nochmals die Frage an mich, ob ich das Zimmer nicht räumen wolle? „Vor einem

Offizier der Allirten augenblicklich, vor einem Franzosen nimmer!" gab ich mit bestimmtem Tone zur Antwort.

Der ältere der Offiziere, ein Kapitain, dachte vielleicht, er werde mir Furcht einflößen, wenn er als Vorgesetzter gegen mich aufträte und befahl mir, auf der Stelle das Zimmer zu verlassen, denn er sei Offizier und ich nur Sergeant: worauf ich auf die ernsthafteste Weise erwiederte: „Ja, aber Sie sind ein Franzos, und ich ein Allirter.“ Das mußte ihn verdrießen, denn augenblicklich zog er den Degen, um auf mich loszuschlagen, womit jedoch meine Soldaten keineswegs einverstanden zu sein schienen, vielmehr ihre Bajonnette auf bedrohliche Art seiner Brust näher brachten. Daß hier nichts zu gewinnen war, sah er wohl ein, und ließ mich daher, mit seinem Kameraden abziehend, im ungestörten Besitze des Kampfplatzes.

Als der in der Nähe einquartierte Major von Keller diesen Vorfall hörte, befahl er mir, augenblicklich meinen Hauswirth als Arrestanten zu ihm zu bringen, welchen Auftrag ich aber deshalb nicht ausführen konnte, weil derselbe sich bereits freiwillig aus seinem eigenen Hause verbannt hatte, wohin er auch nicht zurückkehrte, so lange wir hier verweilten. Eine andere Folge dieser Franzosenliebhaberei des Templers war, daß der Oberstlieutenant von Firks als Stadtkommandant fortan nicht mehr gestattete, daß auch nur Ein Franzose die Nacht über bei den Einwohnern einquartiert ward, sondern sie mußten unwiederruflich weiter.

Unser Aufenthalt hier dauerte so lange, bis Holland von den Franzosen gesäubert war, worauf wir uns nach Lockern zurückwandten.

Als ich mich hier einst auf der Hauptwache befand, erforderte mein Dienst, daß ich ein von einem Obersten kommandirtes etwa 600 Mann starkes französisches Regiment examinirte: woher es komme? wohin es wolle? ic. Während der kommandirende

Offizier sich auf diese Art mit mir unterredete, fixirte er mich sehr scharf und meinte endlich, er müsse mich schon gesehen haben, ob ich nicht auf dem Marsche nach Rußland bei seinem Regimente gestanden habe? Jetzt erst erkannte ich meinen damaligen Obersten wieder und bejahte seine Frage, worauf er äußerte, es freue ihn, mich in so glücklichen Umständen zu sehen. Sein Regiment sei in Rußland aufgerieben worden, und er selbst sei dem allgemeinen Schicksale, dem Tode, wohl nur dadurch entronnen, daß eine bedeutende Blessur ihn in's Hospital geführt habe. Dann ritt er davon, nachdem er mir zuvor die Hand gereicht hatte.

Nach einem dreiwöchentlichen, sehr ruhigen Aufenthalte in Lockern gingen wir nach Charleroy. Hier blieb der Generalstab und das erste Bataillon, das zweite Bataillon jedoch kam nach Chatelet.

Kurz nach unserer Ankunft rief uns die Trommel wieder auf den Marktplatz. Es wurden zwei Bauern in unsern Kreis geführt, welche geäußert hatten, wir Alle sollten diese Nacht ermordet werden. Der Oberstlieutenant rieth uns daher, auf unserer Hut zu sein, auch während der Nacht unsere Waffen bei der Hand zu haben; dagegen aber um keinen Preis Veranlassung zum Streite zu geben. Nachdem er dann noch einige ermahnende Worte an das versammelte Volk gerichtet hatte, ließ er jedem der beiden Arrestanten 200 Stockschläge geben und sie dann an den Generalstab abliefern.

Wir blieben in dieser Gegend vier Wochen, gingen dann über Namur, woselbst wir vier Tage verweilten, und Lüttich nach Aachen zu. Eben vor dieser Stadt stand die ganze russisch-deutsche Legion versammelt, und die Bataillone setzten sich in parademäßigen Anzug. Dann trat, wie bei allen Kompagnien auch bei der unsrigen, der Chef — Major von Keller — vor und hing den würdigsten Unteroffizieren den St. Georgenorden

fünfter Klasse um. Gewiß wenigstens war es ihm aufgegeben, nur den Altgedienten und Verdienten die ehrenvolle Auszeichnung zu verleihen; wie willkürlich er jedoch verfuhr, möge man daraus schließen, daß er bei dem Feldwebel beginnend, sämmtliche Unteroffiziere nebst mehreren Gemeinen deforirte, und sogar Einige mit dem Kreuze auszeichnete, die noch durchaus nicht im Feuer gewesen waren. — Ich hatte dem Feldzuge von seinem Beginn an beigewohnt, war nie zurückgeblieben, wo es Scharten auszuweihen galt, hatte keinen Arrest gehabt, hatte mich überhaupt stets als Soldat dem Feinde, als Kamerad den Kameraden gegenüber benommen und war bei diesen allgemein geachtet; — ich aber erhielt keinen Orden. Daß mich das etwas frappirte, läßt sich denken; weit unwilliger als ich waren jedoch meine Kameraden über die mir widerfahrene Zurücksetzung und äußerten ihren Unwillen gegen den Major von Keller laut. Nach beendigter Ordensvertheilung inspicirte der General von Kleist das ganze Korps, wir defilirten im Paradeschritt vor ihm vorbei und nahmen dann unsern Marsch durch die Stadt. Eben jenseits derselben fragte der Major von Keller mich, ob ich mich auch dadurch gekränkt fühle, daß mir kein Orden zu Theil geworden sei; dann sollte ich nur ruhig sein, der Kaiser Alexander sende in diesen Tagen noch mehre, und dann werde man gewiß auch mich berücksichtigen. Als ich ihm auf diese Anrede erwiederte, es liege mir an der Erlangung eines Ordens jetzt nicht viel mehr, auch glaube ich nicht, daß der russische Kaiser nach Uebergabe der Legion an Preußen sich noch sonderlich um dieselbe bekümmern, antwortete er mir nach seiner Weise indirekt, es sei ihm zu Ohren gekommen, daß ich nach Feststellung des Friedens in herzoglich oldenburgische Dienste zu treten beabsichtige, und deshalb habe er es vorgezogen, zunächst die mit Orden zu bedenken, welche auch dann in der Legion fortzudienen gedächten. Meine kurze Antwort, daß dies auch wahr

fei, schien ihn etwas zu frappiren, denn er brach das Gespräch kurz ab und ritt davon.

Es wurde jetzt noch zwei Stunden marschirt und die Nacht über in den Dörfern kantonirt. Mich traf der Dienst als Ordnungsz bei dem Brigademajor von Nagmann, der mich freundlich fragte, ob auch ich zu den heute mit Orden Belohnten gehörte, und als ich dieses verneinte, ihm aber den Inhalt meiner Unterredung mit dem Major von Keller mittheilte, mich versicherte, selbst mit diesem sprechen zu wollen. — Das Resultat dieser Besprechung habe ich nie erfahren.

Nächsten Tages rückten wir weiter nach Jülich und von da nach Brühl bei Bonn, wo uns in der Stadt und Umgegend Quartiere zu Theil wurden.

Mich hatte die ungerechte Vertheilung der Orden so erbittert, daß ich fest entschlossen war, meinen Abschied zu nehmen. Zu dem Ende begab ich mich zum Major und stellte ihm mein Anliegen vor. Dieser suchte mich gütlich in meinem Entschlusse zu beirren, indem er mir, als dem ältesten Unteroffizier in der Kompagnie, baldiges Avancement und was sonst noch für goldene Berge versprach. Desungeachtet blieb ich fest, und nun bestrebte er sich, was der Ueberredung nicht gelingen wollte, durch die Autorität des Vorgesetzten zu erzwingen, indem er mir kurzweg mein Gesuch abschlug. Aber zu sehr war ich im Dienste gewiegt, um mich durch solche Mittel von meinem Vorhaben abschrecken zu lassen. Mir war die schriftliche Versicherung zu Theil geworden, daß ich nach Beendigung des Krieges gehen könne, wohin ich Neigung verspüre, wenn ich es nicht vorzöge, auch dann noch im Dienste zu bleiben. Also war das Recht auf meiner Seite, und so erklärte ich dem Major mit dürrten Worten, mir könne es gleich sein, ob er mich gerne fortziehen sähe oder nicht, nur das wolle ich bemerken, daß mir nichts Anderes übrig bleibe, als mir morgen von dem

General von Arenschild den Abschied zu erbitten, wofern er bis dahin noch nicht ausgefertigt sei.

Dieser bündige Bescheid mußte ihn unangenehm berührt haben, denn nach wenigen Stunden hatte ich meinen Abschied nebst der mir noch zukommenden rückständigen Löhnung.

Es war am 2. August 1814, als ich von den Kompagnieoffizieren, den Kameraden und der Mannschaft Abschied nahm.

Wer Feldsoldat war, oder sonst in ähnlichen Verhältnissen stand, wird sich von den Gefühlen eine Vorstellung machen können, welche mich bei dieser Trennung beseelten.

Den Männern jetzt zum letzten Male die Hand zu drücken, mit denen du in ernster Stunde so oft zusammengestanden, mit denen gemeinschaftlich du so manchmal dem Tode in's dräuende Auge schautest, — mit denen du heilig zusammenhieltest, wenn es galt, den Sieg der guten Sache zu erkämpfen, — zu denen du dich heiter gefelltest, wenn nach den Mühen zur Lust der Schall der Hörner lud, — denen jetzt zum letzten Male in's treue Auge zu schauen, — wahrlich, es ist hart, und der Thräne, die dann auf deine Wange träufelt, hast du nicht Ursache dich zu schämen. Es ist nicht bloß das Band der Gewohnheit, das uns an Genossen so ereignisreicher Tage knüpft; die Gemeinschaftlichkeit so vieler Erinnerungen, die Dankbarkeit, zu der ein Jeder dem Andern sich für zahlreich geleistete Dienste verpflichtet fühlt, dieses und tausend andere Dinge flechten allmählig ein so festes Band um alte Kameraden der Kampagne, daß wohl kaum je die Bruderliebe ein innigeres geknüpft hat.

Das fühlte nicht ich allein, das empfanden Alle, nicht bloß die Kameraden, sondern auch die Soldaten. Keinem war das Auge thränenleer, als er mir zu guter Letzt die bewährte Rechte darbot und mit bebender Stimme den letzten Segenswunsch auf den Weg gab.

Es war dies eine der härtesten Stunden meines Lebens.

Mit übergroßem Herzen bestieg ich alsogleich den Wagen, der mich über Köln, Elberfeld, Hamm, Münster, Osnabrück und Bremen nach Oldenburg führte.

Abermals ein neues Leben mit neuen Verhältnissen!

Kapitel V.

Feldzug mit dem oldenburgischen Regiment. — Ruhige und sichere Stellung in Oldenburg nach beendigtem Kriege.

Am Tage nach meiner Ankunft gab ich dem oldenburgischen Major von Benoit meine Absicht, in dasige Militairdienste treten zu wollen, kund, und dieser versprach mir, mein Anliegen Sr. Durchlaucht dem Herzoge melden zu wollen, welches jedoch nicht eher angehen werde, als bis der in diesen Tagen erwartete Oberst Wardenburg eintreffe. Das dauerte zwar noch ungefähr 14 Tage, wofür ich dann aber auch das Glück hatte, Sr. Durchlaucht dem Herzoge vorgestellt und mit den huldvollen Worten angerebet zu werden: es freue ihn un-
gemein, daß ich mich entschlossen habe, aus der Legion in seine Dienste überzutreten; er bedürfe alter Unteroffiziere, und so trete ich natürlich in dieselbe Charge wieder ein, welche ich bei meinem Austritte aus den ehemaligen Verhältnissen bekleidet habe. Dann fügte er noch verbindlich hinzu, er hoffe, daß ich ihm dieselben Dienste leisten werde, dessen sich sein hochseliger Herr Sohn in Rußland von mir zu erfreuen gehabt hätte.

*mißfallen
27. 8. 1814*

Mit diesen Worten war ich entlassen und kehrte bald darauf mit dem Obersten nach dessen Wohnung zurück, woselbst mir dieser erklärte, ich sei als Unteroffizier in die 3. Kompagnie des 1. Bataillons eingestellt, und hoffe er, daß ich mich stets als ein guter Soldat aufführen und den Untergebenen mit einem musterhaften Beispiele vorangehen werde. Auf den nächsten Morgen bestellte er mich wieder zu sich, um mir einen Schein an den Kommandeur meiner Kompagnie, den Hauptmann von Steun, zu geben, der zur Hölle bei Zwischenahn kantonnierte.

Am nächsten Abende erreichte ich den Ort meiner Bestimmung und traf den Hauptmann in einer Unterredung mit dem Fourier begriffen. Nachdem jener den von mir überbrachten Brief gelesen, überwies er mich dem Fourier mit den Worten: „Hier haben Sie einen Rekruten einzukleiden,“ und sprach dann, als wir fortgingen, noch vor sich hin: „Hat denn das Rekrutenschicken noch kein Ende?“ Ob ich auf diesen Empfang gleich nichts entgegnete, dachte ich doch, er werde sich bald eines Bessern belehren.

Das Nächste, was mir jetzt in meinem Quartiere oblag, war, daß ich meine ziemlich mitgenommenen Waffen und Montirungsstücke in guten Stand setzte, da ich schon am nächsten Morgen um fünf Uhr völlig gerüstet vor dem Quartiere des Hauptmanns erscheinen sollte. Um diese Stunde war daselbst schon die Kompagnie versammelt und wir rückten in das Dorf Zwischenahn hinein, woselbst die übrigen Kompagnien des Bataillons bereits eingetroffen waren. Der Oberst Wardenburg nahm hier das Bataillon in Augenschein und beorderte dann, daß es um sechs Uhr am nächsten Morgen zum Exerciren bereit stehe; dann konnte jede Kompagnie ihre Quartiere wieder aufsuchen.

Mich traf während dieses Tages ferner kein Dienst, und so beschloß ich, dem Hauptmann von Steun zu zeigen, daß ich

geb. 1785
zu Starsiedel

kein Rekrut mehr sei, sondern ihm dadurch, daß ich meine Militaireffekten in einen ausgezeichneten Stand setzte, zu bewähren, daß er es mit einem altgedienten Soldaten zu thun habe.

Als wir am nächsten Morgen früh zum Appellplatz marschirten und die Morgensonnenstrahlen gerade recht leuchtend auf mein Gewehr fielen, fragte der mir zur Seite gehende Unteroffizier Hammelberg, womit ich dasselbe gepuzt habe? „Mit Menschenknochen,“ war meine Antwort. Woher ich die bekommen habe? „Aus Oldenburg.“ Darüber erstaunte er so gewaltig, daß er sofort zum Hauptmann von Steun eilte, um dem die wichtige Entdeckung mitzutheilen.

Nachdem dieser ihn ruhig angehört, wußte er sich vor Lachen nicht zu fassen und belehrte ihn, daß damit keinesweges Knochen von Leichen, sondern meine eigenen Knochen, welche ich dabei angestrengt habe, gemeint seien.

Durch diesen Vorfall war jedoch die Aufmerksamkeit des Hauptmanns auf mich gelenkt worden; er kam zu mir her, nahm meine Sachen in Augenschein und fragte mich dann, wo ich das Puzen gelernt habe? Aus Erfahrung, gab ich zur Antwort.

Als wir den Sammelplatz des Bataillons erreicht hatten, ließ der Hauptmann das hintere Glied öffnen, nahm dann mein Gewehr und zeigte es der Mannschaft als ein Muster der Propretät. „Was ist das für eine Inspektion,“ fragte da mit einem Male der unterdessen herangekommene Oberst Wardenburg. — Der Herr Oberst habe ihm vor zwei Tagen einen Rekruten geschickt, lautete die Antwort des Hauptmanns, welcher seine Waffen und Kleidungsstücke besser in Ordnung halte, als altgediente Soldaten. — Er könne sich nicht entsinnen, ihm vor zwei Tagen einen Rekruten überwiesen zu haben, meinte der Oberst, weshalb er bitte, ihm denselben vorzustellen. Jetzt rief der Hauptmann meinen Namen, und wie er den hörte, lachte

der Oberst: „ganz recht! ich habe einen Fehler begangen; denn Simon, ein altgedienter Soldat, ist nicht als Gemeiner, sondern als Unteroffizier enrullirt.“

Jetzt, neugierig gemacht, erkundigte sich der Hauptmann nach meinen früheren Verhältnissen, und wieder mußte ich berichten, wie ich sechs Jahre in spanischen Diensten gestanden habe, wie ich dann vom Schicksal nach Frankreich und von da nach Rußland geführt sei, und wie ich endlich vom 3. Oktober 1812 bis zum 2. Aug. 1814 in den Reihen der russisch-deutschen Legion gekämpft habe. Als ich hierauf schwieg, fragte der Hauptmann staunend, weshalb ich das nicht sogleich gesagt habe? worauf er zur Antwort erhielt, ich sei nicht darum gefragt worden.

Dem Hauptmann war es übrigens sehr angenehm, einen altgedienten Soldaten bei der Kompagnie zu haben, und wurde es mir fortan zur Aufgabe gemacht, der Mannschaft im Puzen die gehörige Anweisung zu geben.

Als die Exercierzeit beendet war, verließen wir unser freundliches Dorf und erhielten bei den Bürgern der Stadt Oldenburg Quartier, von wo aus man uns jedoch bald wieder in die Umgegend, nach Ofen und Behnen, verlegte.

Alles ging seinen gewöhnlichen, ruhigen Gang; täglich wurden bestimmte Uebungen betrieben, bis im März blitzschnell die Kunde zu uns drang, Napoleon habe Elba verlassen und schicke sich an, den Krieg zu erneuern. Da gewann Alles ein neues Leben, und eine große Bewegung trat auch bei uns ein. Alle kleinen Fürstenthümer sollten eine bestimmte Anzahl Truppen stellen, und zu dem Zwecke mußten auch bei uns Rekruten ausgehoben werden.

Da keine der Kompagnien komplet war, wurde jetzt Anstalt getroffen, die etatmäßige Stärke durch Rekruten zu erzielen und so erhielt auch unsere Kompagnie 44 junge Leute, welche mir vom Hauptmann zur Ausbildung übergeben wurden.

Innerhalb vier Wochen sollte Alles ererzirt sein.

Achtzehn Tage nach dem Beginne der Exerzirübungen ließ der Oberst Wardenburg sich die Rekruten kompagnieweise auf der Bürgerweide in der Nähe Oldenburgs vorstellen; und wunderte sich besonders über die Fertigkeit der Rekruten unserer Kompagnie in den Griffen und Wendungen, so daß er versprach, alsbald Se. Durchlaucht den Herzog davon in Kenntniß setzen zu wollen.

Er hielt Wort; denn schon am folgenden Nachmittag beorderte er mich zu sich, um mir anzuzeigen, daß Se. Durchlaucht zum Beweise Ihrer Zufriedenheit mit meinem Diensteifer mir einen Consens zum Heirathen ertheile, wenn ich meine Angelegenheiten in 8 Tagen zu ordnen sehe, da meine zukünftige Frau mit in's Feld müsse.

Einige Tage später, am 3. Mai 1815, als der Herzog Revue über das Regiment hielt, gab er mir selbst seine Zufriedenheit zu erkennen, indem er mich sich vorstellen ließ und mir in huldvollen Worten versprach, auch ferner für mich sorgen zu wollen.

Am 7. Mai erhielten wir endlich den ersehnten Befehl zum Abmarsche nach Frankreich und am Tage darauf zog das erste Bataillon fort, über Wardenburg, Cloppenburg (bis wohin Se. Durchlaucht der Herzog uns begleitete), Osnabrück, Münster, Elberfeld, Cöln, Andernach, über's Gebirge nach Trier. Ungefähr drei Stunden jenseits dieser Stadt, bei einem Orte Namens Hospital, hatten wir einst Nachtquartier, wurden am folgenden Morgen von dem sächsischen Generalmajor von Egloffstein inspicirt und erhielten dann Befehl, hier vorläufig liegen zu bleiben.

Unsere Ruhe währte 14 Tage; dann traf uns plötzlich der Befehl, weiter zu marschiren, und fort ging es bei fortwährenden Gewittern und starkem Regen, Tag und Nacht, bis

zum Abende des zweiten Tages, wo man uns in Dörfern einquartirte. Diesen zweiten Marschtag über hatten wir unaufhörlich Kanonendonner gehört und jeden Augenblick geglaubt, in's feindliche Feuer zu kommen. Unsere Hoffnung war aber vergebens, denn am nächsten Tage ereilte uns die Nachricht von der gewonnenen Schlacht bei Belle Alliance und damit zugleich Ordre, unsern Marsch nach Bouillon zu dirigiren. — Vier Stunden von dieser Stadt versammelte der Brigadecommandeur die ihm untergebenen Bataillone, mit denen er dann Nachmittags 3 Uhr vor der Festung anlangte. 24.6.1815

Zunächst wurde jetzt ein Parlamentair an den Platzcommandanten gesandt, der jedoch unverrichteter Sache zurückkehrte.

So wurde denn der Angriffsplan entworfen und in's Werk gesetzt. Unser Bataillon erhielt seine Position auf einem nahe gelegenen Hügel, zu welchem wir erst gelangen konnten, nachdem der die Stadt bespülende Fluß durchwatet war. Von hieraus rückte unsere Vorpostenkette vor.

Nachdem so die gehörigen Sicherheitsmaßregeln getroffen waren, fragte der Hauptmann von Steun mich, ob ich wohl auf irgend eine Weise Lebensmittel herbeizuschaffen wisse? „Ja wohl,“ gab ich zur Antwort, „sobald ich nur über eine Summe Geldes und einige Leute zu gebieten habe, werde ich schon Vorrath besorgen.“ Darauf überreichte er mir 15 Thlr. und stellte acht Soldaten zu meiner Disposition. Unverzüglich begab ich mich jetzt mit meiner bewaffneten Mannschaft nach einem eine Stunde weit entlegenen großen französischen Dorfe, wo ich für das mir anvertraute Geld mehr bekam, als wir zusammen fortzubringen vermochten.

Der Hauptmann freute sich bei meiner Zurückkunft über den guten Einfall, der auch alsbald bei dem ganzen Regimente Nachahmung fand.

Die Nacht verfloß ganz ohne Störung, und schon am

dritten Tage erhielten wir Befehl, die Belagerung aufzuheben und nach Sedan zu marschiren, von wo aus man uns die Richtung nach Mezieres zu verfolgen ließ, uns aber nicht bis an diese Stadt führte, sondern für unser Unterkommen in den Dörfern der Nachbarschaft sorgte.

Am nächsten Tage rückten wir nach kurzem Unterhandeln in Sedan ein; die Citadelle jedoch blieb in Händen der Franzosen, mit denen einstweilen die Feindseligkeiten aufgehoben waren.

Nach ungefähr 8—10 Tagen ward ich mit 124 Gemeinen zur Begleitung eines Gefangentransports kommandirt. Dieser bestand im Ganzen aus 80 Offizieren und 670 Gemeinen und war unter die Befehle eines in dergleichen Dingen sicher höchst unerfahrenen Lieutenants Bogt gestellt, welcher, anstatt die Gefangenen in die Mitte zu nehmen, sich mit seiner Mannschaft an die Spitze stellte und die Gefangenen hinterdrein ziehen ließ. Noch heute freut es mich, daß dieser lächerliche Aufzug nicht vom General Haake oder Oberst Wardenburg gesehen worden ist.

In der Vorstadt setzte der Kommandirende sich zu Pferde, und meinte wahrscheinlich, daß wir ihm jetzt folgen würden.

„Na! wenn diese Transportirung gut geht, können wir von Glücken sagen,“ sprach ich zu einem neben mir wandernden Kameraden; „denn abgesehen davon, daß wir uns schämen müssen, wenn uns etwa fremde Truppen sehen sollten, sind wir verloren, sobald wir einen Wald oder ein etwas größeres Gebüsch erreichen.“

Da mein Kamerad die letztere Behauptung nicht recht zu begreifen vermochte, zumal aber, da ich diese unverantwortliche Nachlässigkeit in der Wahrnehmung des Transports nicht länger kaltblütig ansehen konnte, begab ich mich zu dem Kommandeur, machte ihn auf die vorwaltenden Mängel aufmerksam und bat zugleich, mir die Vertheilung der Bewachungsmannschaft

zu überlassen. Meine Gründe leuchteten ihm ein, wenigstens wurde meinem Gesuche willfahrt.

„Jetzt können Sie sehen, welche Vorsichtsmaßregeln man nothwendig beim Transporte von Gefangenen trifft,“ wandte ich mich an meinen Kameraden, zugleich die Leute eintheilend und an die ihnen bestimmten Posten sendend. Die Gefangenen gingen in der Mitte, die Bedeckungsmannschaft aber umschloß sie von allen Seiten mit dem Gewehre im Arm und dem Daumen an dem Hahn, — das war die Weise, wie wir bei ähnlichen Gelegenheiten in Spanien verfahren, und ich glaube, sie wird sich bewähren.

Glücklich erreichten wir Nachmittags 4 Uhr den Ort unserer Bestimmung, Mouzon, lieferten die Gefangenen ab und trafen am folgenden Tage wieder bei unsern Abtheilungen ein.

Nach vier Wochen gingen wir von Sedan aus nach Charleville zurück, und setzten am Tage nach unserer Ankunft daselbst die jüngst abgebrochene Belagerung von Mezieres fort.

Gleich am ersten Abende ward es versucht, eine Flesche zu stürmen, wovon wir aber unverrichteter Sache abstehen mußten, da die feindlichen Kanonen gar zu viel Störung verursachten.

Kurz darauf war ich Ordonnanz beim Obersten Wardenburg und mußte denselben auf einem Ritte durch die Vorpostenfette begleiten. Bei der Rückkehr schlug ich einen näheren zum Quartiere des Obersten führenden Fußweg ein, der mich vor einer Piquetwache vorüberführte, kommandirt von einem Unteroffizier Meyer. — Da zu meiner Verwunderung die Schildwache gar nicht anrief, hielt ich es für meine Pflicht, den Kommandanten auf diese große Nachlässigkeit und die möglicherweise verderblichen Folgen derselben aufmerksam zu machen. Dieser begab sich mit mir dahin, um den Posten zur bessern Erfüllung seiner Pflicht zu ermahnen. Kaum war dies geschehen,

so ertönte es: „Halt, wer da?!“ und als Antwort höre ich ganz deutlich das Wort „Franzose!“ Meyer glaubte anfänglich, ich habe falsch gehört; ich aber war meiner Sache gewiß, befahl jedoch der Schildwache, noch einmal anzurufen, und jetzt überzeugte auch Meyer sich von meinem scharfen Gehör. Mit des Wachtkommandanten Genehmigung ging ich nunmehr mit sechs Mann vor, um zu erfahren, was denn der Herr Franzose von uns begehre. Aus passender Entfernung richte ich die betreffende Frage an ihn, und „Französische Deserteurs“ schallt es herüber. 24 Mann kamen nach Ablegung der Waffen herbei, erzählend, sie seien bei dem eben Statt gehabten Ausfalle entwischt und wünschten zu ihren Angehörigen zurückzukehren, da der Dienst so strenge, die Lebensmittel dagegen so kärglich seien, daß sie es müde wären, sich länger der Disciplin zu unterwerfen.

„Schöne Patrioten!“ dachte ich, indem ich die Herren mit zum Quartier des Obersten Warzburg nahm, der sie alsogleich dem General Warburg übersandte. Von da aus mußte ich sie zur Wache bringen, da für heute die Zeit mangelte, ihnen die nöthigen Pässe auszustellen.

Als ich am folgenden Tage von meinem Dienste abgelöst war und in's Lager zurückkehrte, vernahm ich, daß in der Dunkelheit der Nacht abermals die feindliche Flesche gestürmt werden sollte.

Zu dem Ende rückten eine Stunde vor Mitternacht einige Kompagnien von unserm Regimente aus, denen die unsrige als Reserve folgte. — Kurze Zeit und der Donner der Kanonen belehrt uns, daß die blutige Arbeit begonnen. Sie gelang, wir erreichten unsern Zweck, jedoch mit einigen Schwerverwundeten mußten wir uns zurückziehen.

Diese nächtlichen Affairen waren jedoch nicht unsere einzige Beschäftigung, sondern täglich, oder doch stets den zweiten Tag wurden 600 Mann vom Regiment zu der sehr ermüdenden

Arbeit in den Laufgräben verwandt. Stets richteten hier die feindlichen Batterien ein verheerendes Feuer auf uns, und nicht eher konnten die Werke gedeihlich vorschreiten, bis unsere Batterien fertig waren und die Kanonade der Franzosen zu beantworten vermochten. Jetzt wurde die Arbeit mit frischem Muth gehandhabt, so daß wir rasch bis zu den nahe der Festung gelegenen Gärten vorrückten. Hier litten wir wieder viel von den Batterien der Festung, arbeiteten jedoch desungeachtet muthig fort und zwangen so endlich den Feind zur Uebergabe. Nur die Citadelle blieb in der Hand der Franzosen; doch wurden alle Feindseligkeiten vorläufig eingestellt.

Zunächst erhielten jetzt die sämmtlichen Festungsthore eine Besatzung von den Truppen der Allirten; dann begab sich das ganze Korps, etwa 20,000 Mann über Charleville nach einer großen Wiese, woselbst es in vier Treffen aufgestellt ward, um vor dem von dem Generallieutenant von Haake dazu eingeladenen französischen General Dimonson vorbei zu defiliren. — Als bei dieser Gelegenheit unser Regiment sich den beiden Generalen gegenüber befand, soll der Generallieutenant von Haake den Herrn Dimonson gefragt haben, ob er das mit den weißen Beinkleidern angethanene Regiment wohl kenne? „Die werde ich nicht vergessen,“ sei die Antwort des Franzosen gewesen; „denn sie gerade haben mir den größten Schaden zugefügt; doch hätte ich geglaubt, meine Artillerie müsse es bis über die Hälfte aufgerieben haben.“ Daß dem nicht so war, konnte er jetzt selbst sehen und soll er sich sehr gewundert haben, als der Generallieutenant von Haake ihm erklärte, dies sei das Regiment Sr. Durchlaucht des Herzogs von Oldenburg. — Nach beendigter Revue rückten wir nach Redel; der Generalstab, der Stab unseres Regiments und das erste Bataillon wurden in diesem Orte einquartirt, während die übrigen Truppen in den umliegenden Dörfern Kantonnirungen bezogen. Von meinem

sehr guten Quartiere konnte ich leider äußerst wenig profitiren, da ich, als einigermaßen der französischen Sprache mächtig, fast stets in der Wache gegenwärtig sein mußte, um nöthigenfalls als Dolmetscher dienen zu können, wenn — was täglich geschah — französische Truppen durchzogen.

Nach ungefähr 14 Tagen, als diese Durchmärsche ein Ende hatten, verließen wir den Ort, um uns der Festung Montmedy zuzuwenden, die zu belagern wir bestimmt waren.

Am Abende des zweiten Marschtages wurde unsere Compagnie eine Stunde weit von dem Bataillonsstabe detaschirt, weil die dort in der Nähe gelegenen Dörfer die Leute nicht alle zu fassen vermochten. Auch das der Compagnie angewiesene Dorf war zu klein; die Hälfte derselben mit sämmtlichen Offizieren marschirte daher noch weiter, während ich bei der andern Hälfte als Kommandirender zurückblieb.

Nach einem Befehle des Hauptmanns von Steun sollte ich mich am nächsten Morgen um 6 Uhr mit meiner Abtheilung in dem Städtchen Stenay einfinden, wodurch ich in eine etwas kritische Lage versetzt ward, da mehre fußranke Leute den vier Stunden weiten Weg schwerlich zurücklegen konnten. bereitwillig entriß mich jedoch der Maire dieser Verlegenheit, indem er vier Bauernwagen requirirte, die uns an den Ort unserer Bestimmung brachten. So kam es, daß ich schon vor Ankunft des Hauptmanns an meinem Bestimmungsort war, der sich denn auch über mein frühes Eintreffen höchlich wunderte, bis ich ihm das Räthsel durch die förderliche Art meiner Reise löste.

Dieser Ort war auch der Sammelplatz unseres Regiments und von hier aus rückten wir vor die schon erwähnte Festung. Unser Bataillon ward indeß etwas von dieser Festung detaschirt und wurde in der Nähe der Festung einquartirt und zwar unsere Compagnie in einem Schlosse.

Von diesem Schlosse, das von der Festung aus sehr gut zu beschießen war, lösten wir eine mecklenburgische Besatzung ab. Truppen derselben Nation waren es, welche die Vorpostenkette bildeten, welche abzulösen der Lieutenant Burmester II. ich und 30 Gemeine sofort kommandirt wurden. Hier traf ich mit einem mecklenburgischen Unteroffizier zusammen, welcher, als er vernahm, daß wir Oldenburger seien, laut seine Bewunderung über unser musterhaftes Benehmen bei Mezieres aussprach.

Später wurde das Piquet noch etwa um eine Gewehr- schußweite vorgeschoben, so daß wir zwischen Roggenhaufen standen; doch beunruhigte der Feind uns durchaus nicht; nur erst gegen Abend eröffnete er ein heftiges Kanonenfeuer, ohne uns nur im Mindesten zu schaden.

Natürlich blieben wir desungeachtet die ganze Nacht unter den Waffen, woher denn, als wir am nächsten Morgen abgelöst wurden, die Aussicht auf ein paar Stunden behaglicher Ruhe recht angenehm war. Aber rechne einmal ein Feldsoldat mit Bestimmtheit auf Ruhe! Eben lag ich in der ganzen Süßigkeit der ersten Träume, als der Befehl zum Patrouillendienst mich denselben entriß, und von da wieder ging es direkt zu den Vorposten, woher ich erst um sieben Uhr am andern Morgen zurückkehrte, um mich alsbald einem zum Anfertigen von Faszinen und Sandkörben bestimmten Kommando anzuschließen.

Diese Arbeit geschah auf einem zwei Stunden von unserm Rendezvousplatze gelegenen Berge, wo auch schon die dazu bestimmte Mannschaft der Brigade in voller Thätigkeit war, als wir zu derselben stießen und sie um 2 Offiziere (Lieutenant Burmester II. und Meng), 4 Unteroffiziere und 144 Mann verstärkten. Mehre Bauern waren außerdem zur Hilfsleistung requirirt worden.

Es wurde gearbeitet, bis die einbrechende Dunkelheit von selbst zu feiern gebot. — Uns allen war aufgegeben, auf die

Bauern ein wachames Auge zu haben, damit keiner entwische; indeß konnte in der rabenschwarzen Nacht das wachsamste Auge wenig entdecken oder verhüten, und so gelang es dennoch mehreren, sich aus dem Staube zu machen. Bis Mitternacht hatte der Feind nichts von sich hören lassen, da auf einmal bekam er den Einfall, uns mit sechs Bomben und gleich darauf mit sechs Granaten zu begrüßen, so daß wir uns von dem Berge herunterzusteigen gezwungen sahen, den wieder einzunehmen wir durch das die ganze Nacht anhaltende Bombardement der Franzosen gehindert wurden.

Erst gegen vier Uhr Morgens ließen sie ihre Geschütze schweigen, und nun fand es sich Gottlob! beim Nachzählen unserer Reihen, daß ihre ganze Arbeit fruchtlos gewesen war. Es fehlte uns Keiner und Niemand fühlte sich verwundet; nur unsere Bauern hatten Gelegenheit gefunden, sich in die Festung zu flüchten.

Heute aber zwang uns die französische Artillerie, gegen neun Uhr den Berg zu räumen; dieselbe beschloß ihn, immer mit kurzen Zwischenräumen, den ganzen Tag über heftig, und auch in dem Gebüsch, wohin wir uns mit unserer Arbeit zurückzogen, waren wir vor den französischen Kugeln keineswegs sicher.

Am nächsten Morgen fragte der Lieutenant Burmester, ob einer von den Unteroffizieren es freiwillig unternehmen wolle, Lebensmittel von dem Bataillon zu holen. — Es erfolgte ein allgemeines Stillschweigen; keiner meiner drei Kameraden meldete sich; — so trat ich denn vor und erklärte mich zu dem Unternehmen bereit. Der Lieutenant versäumte nicht, mir mehre Verhaltens- und Vorsichtsregeln auf den Weg zu geben, warnte mich vor den heimtückischen Bauern und den in den Kornfeldern etwa versteckten Franzosen, welche mich tödten oder fangen könnten. — Ich aber kannte dergleichen Affairen, machte

mich mit acht handfesten Leuten auf den Weg, kam glücklich mit ihnen beim Bataillone an und gelangte eben so wohlbehalten und proviantbeladen Abends gegen 10 Uhr bei dem harrenden Kommando wieder an.

Am Morgen darauf gegen 8 Uhr lösten uns Preußen von unserm Posten ab, wir aber suchten ein Jeder seine Abtheilung wieder auf.

Kurze Zeit darauf erhielt das oldenburgische Regiment Befehl einen von der Festung Montmedy beschützten Ort noch in derselben Nacht zu stürmen. Alles war bereit, um das willkommene Werk zu beginnen, da erhielten wir Gegenbefehl; nicht wir, sondern andere Truppen sollten jene Operation ausführen; uns dagegen entsandte man nach Dmez, um die Kommunikation zwischen Logery und Thionville zu hindern. Dies war jedoch nur für kurze Zeit mehr nöthig; denn schon nach 10—12 Tagen ergaben sich Logery und Thionville und unser Bataillon ward in die benachbarten Dörfer verlegt. Hier erhielt das Regiment von Oldenburg aus einen Zuwachs an Rekruten, von denen auf unsere Kompagnie 12 fielen. Dieselben wurden mir mit der Weisung übergeben, ihnen baldmöglichst das an der Ausbildung Fehlende beizubringen. Zu dem Ende kündigte ich ihnen an, daß ich sie täglich acht Stunden exerziren werde. Ob ihnen das unbillig vorkam — ich weiß es nicht; genug sie beschwerten sich über mich beim Feldwebel und dieser trug ihre Klage mit einigen Zusätzen dem Kapittain vor. Dieser ließ mich zu sich rufen und setzte mich von der Sache in Kenntniß, worauf ich auf strenge Untersuchung antrug und forderte, daß man mich bestrafe, wenn ich schuldig befunden werde, den Feldwebel aber und die Rekruten, falls sich das Gegentheil herausstelle. Meinem Gesuche ward willfahrt und das Resultat war, daß der Feldwebel 24, jeder der Rekruten dagegen 48 Stunden Arrest erhielten.

Als wir nach ungefähr drei Wochen nicht mehr zu befürchten hatten, daß auf irgend eine Weise der Friede ferner gestört werde, wurden wir vom Kampfplatze in's Vaterland zurückgerufen und erreichten Oldenburg über Trier, Coblenz, Arnberg, Hamm, Münster, Osnabrück, Bechta und Wildeshausen.

Eine Stunde vor der Stadt, bei Kreienbrücke, versammelte sich am 8. Dezember 1815 das ganze Regiment, zog mit klingendem Spiele in's Dammthor und wurde von den Bewohnern Oldenburgs festlich empfangen.

Hinter dem großherzoglichen Schlosse auf dem Walle hielten wir und empfangen unsere Quartierbillets.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft beschied mich der Oberst Wardenburg zu sich, um mir zu eröffnen, daß er gesonnen sei, mich und meine Frau zu sich in sein Haus zu nehmen, wo die Letztere, von der er wisse, daß sie eine perfekte Köchin sei, den Mittagstisch für ihn und das Offiziercorps des Regiments bereiten solle.

Mit Freuden nahm ich den Vorschlag an, und versah den mir anvertrauten Dienst vom Jahre 1816 bis 1830 zur allgemeinen Zufriedenheit. Die oben angedeuteten Verhältnisse währten zwar nur zwei Monate, da dann Sr. herzogl. Durchlaucht die in der Haarenstraße belegene Militärschule zum Speisehause hergaben, von welcher Zeit an dieselbe den Namen „Militairhaus“ erhielt. In dieser Anstalt versah ich den Dienst eines Defonomen.

Im Laufe dieser Jahre hatte ich die Ehre, von Sr. herzoglichen Durchlaucht die Medaille von 1815 und kurz darauf von Sr. Kaiserlichen Majestät dem Kaiser Nicolaus von Rußland die Medaille von 1814 mit dem Bildnisse des Kaisers Alexander für meine Verdienste zu erhalten.

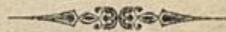
Im März des Jahres 1829 hielt ich in einer mit des

Obersten Wardenburg Genehmigung erbetenen Audienz bei Sr. Durchlaucht dem Herzoge um die erledigte Schloßverwalterstelle zu Jever an, und ward nicht nur gnädig aufgenommen, sondern erhielt auch das huldvolle Versprechen, daß ich angestellt werden sollte, sobald Se. Durchlaucht von ihrer Wiesbadener Reise zurückgekehrt sein würden.

Doch die Vorsehung hatte es anders beschlossen; in Wiesbaden überraschte unsern allverehrten Landesherrn der Tod.

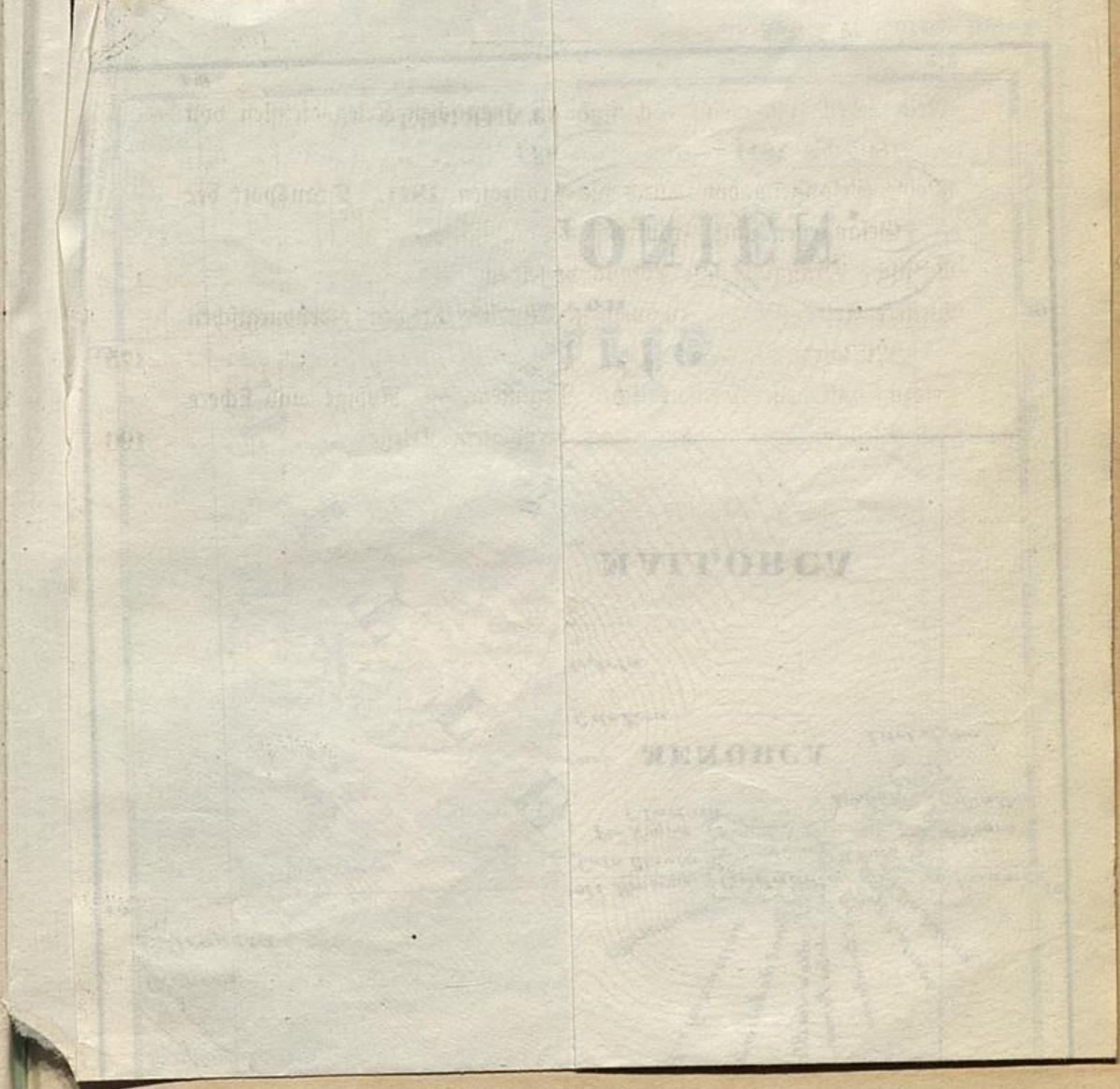
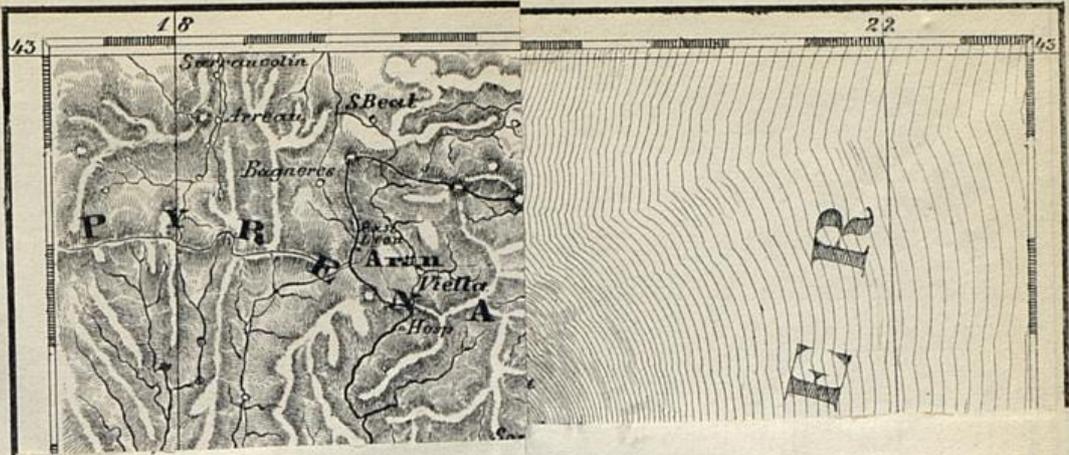
Jetzt waren meine Aussichten Schloßverwalter zu werden, dahin; doch mein ferneres Schicksal ruhte in einer nicht minder milden Hand, die wohl wußte, wie man alte Verdienste belohne.

In einer Audienz, welche ich bei ihm hatte, versprachen Se. königliche Hoheit der Großherzog mir, für mich sorgen zu wollen, und seiner Huld verdankte ich am 1. Mai 1830 die Stelle eines Kammerfouriers, die ich bis zum Jahre 1839 zu allgemeiner Zufriedenheit bekleidete, und dann mit Genehmigung Sr. königlichen Hoheit mit der eines Kammerdieners vertauschte. Diesen ehrenvollen Dienst habe ich noch das Glück zu bekleiden und hoffe bis zum Ende meiner Tage meine Kräfte dem Großherzoglichen Hause widmen zu dürfen.

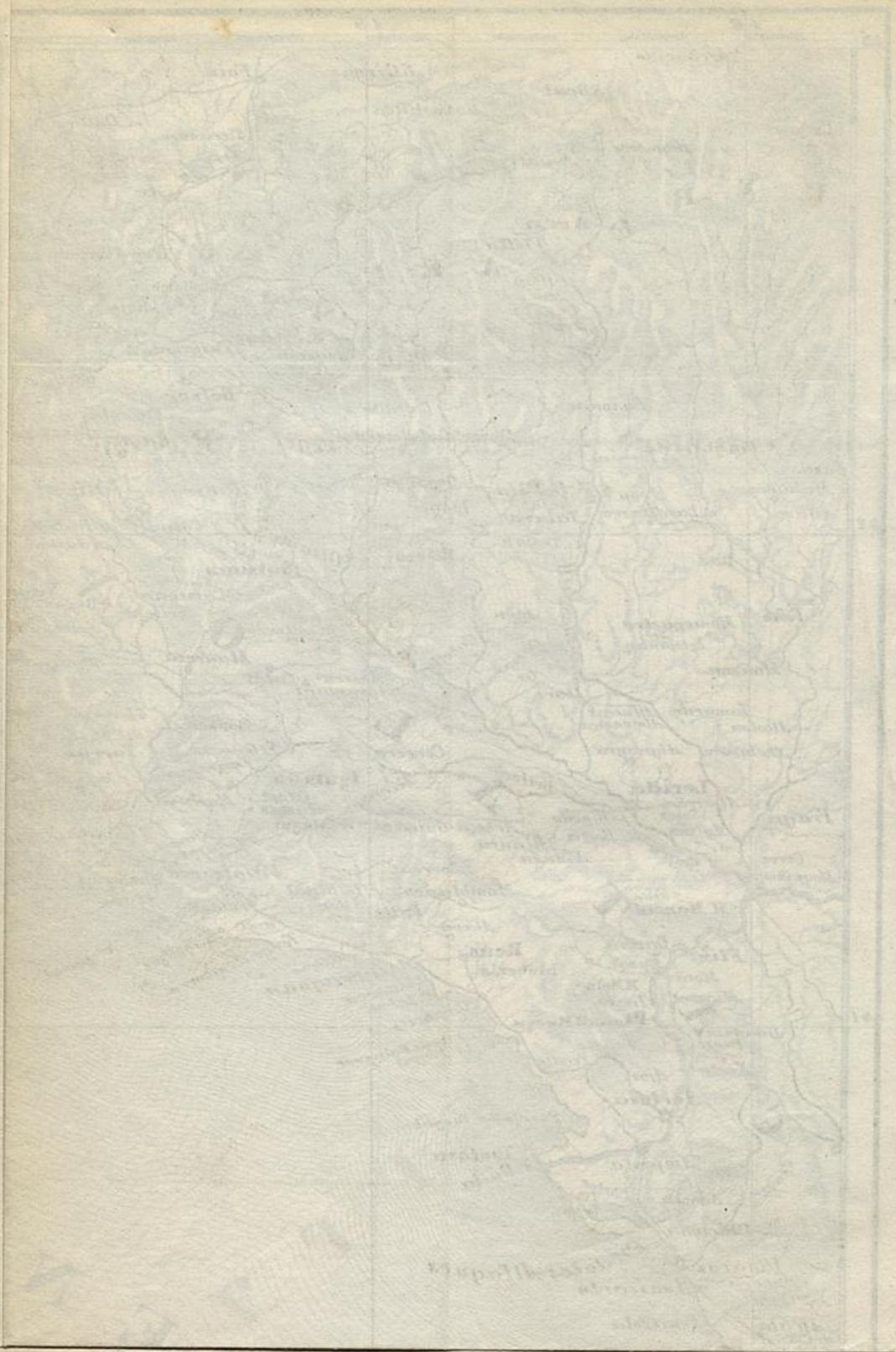


Inhalt.

	Seite
Mein Leben und meine Schicksale in spanischen Kriegsdiensten von 1805 bis 1811	1
Meine Gefangennahme durch die Franzosen 1811. Transport der Gefangenen nach Frankreich	89
Russische Drangsale und Lösung derselben	147
Weitere Erlebnisse bis zu meinem Eintritte in den oldenburgischen Militärdienst	175
Feldzug mit dem oldenburgischen Regiment. — Ruhige und sichere Stellung in Oldenburg nach beendigtem Kriege	196

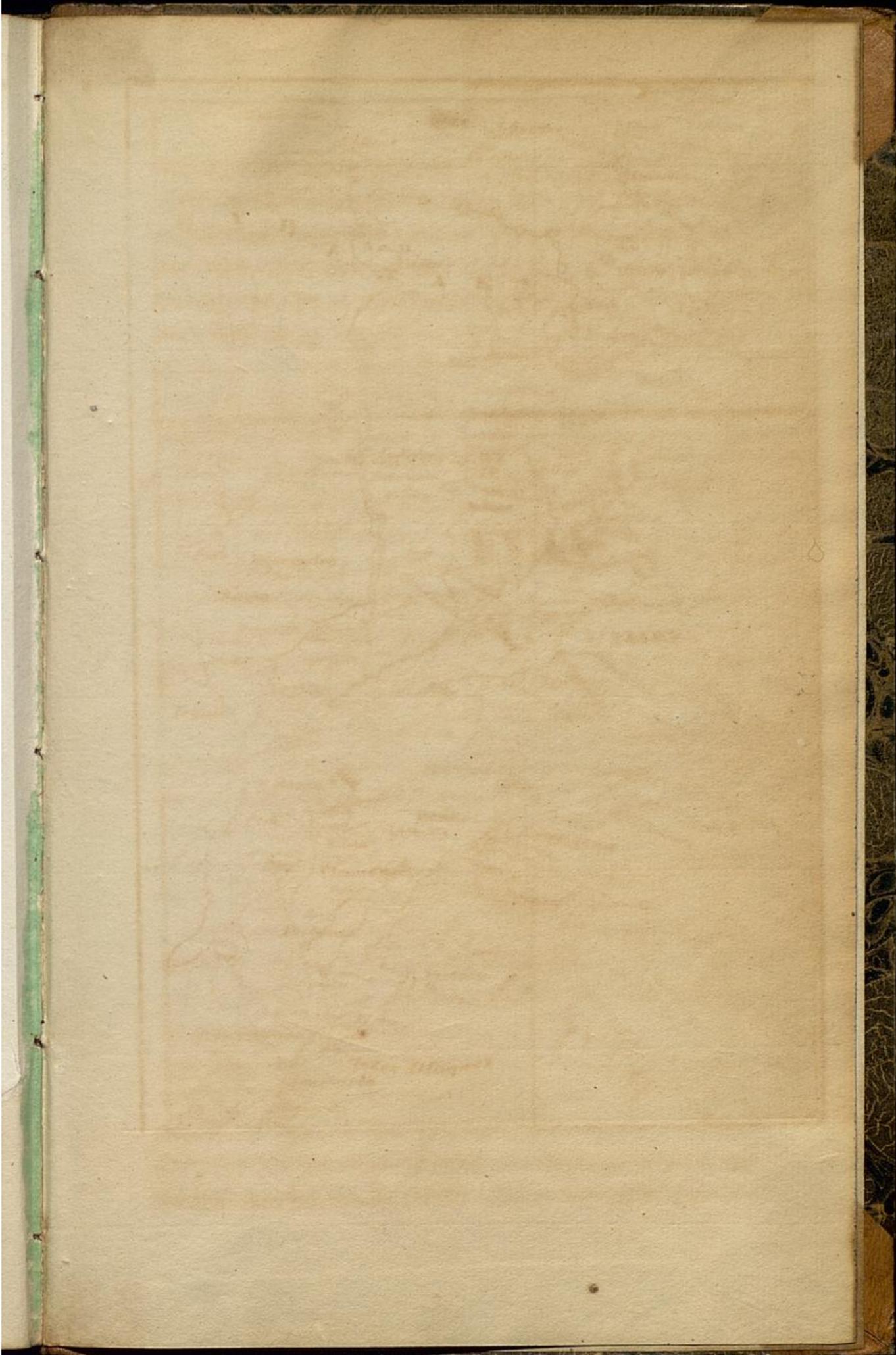


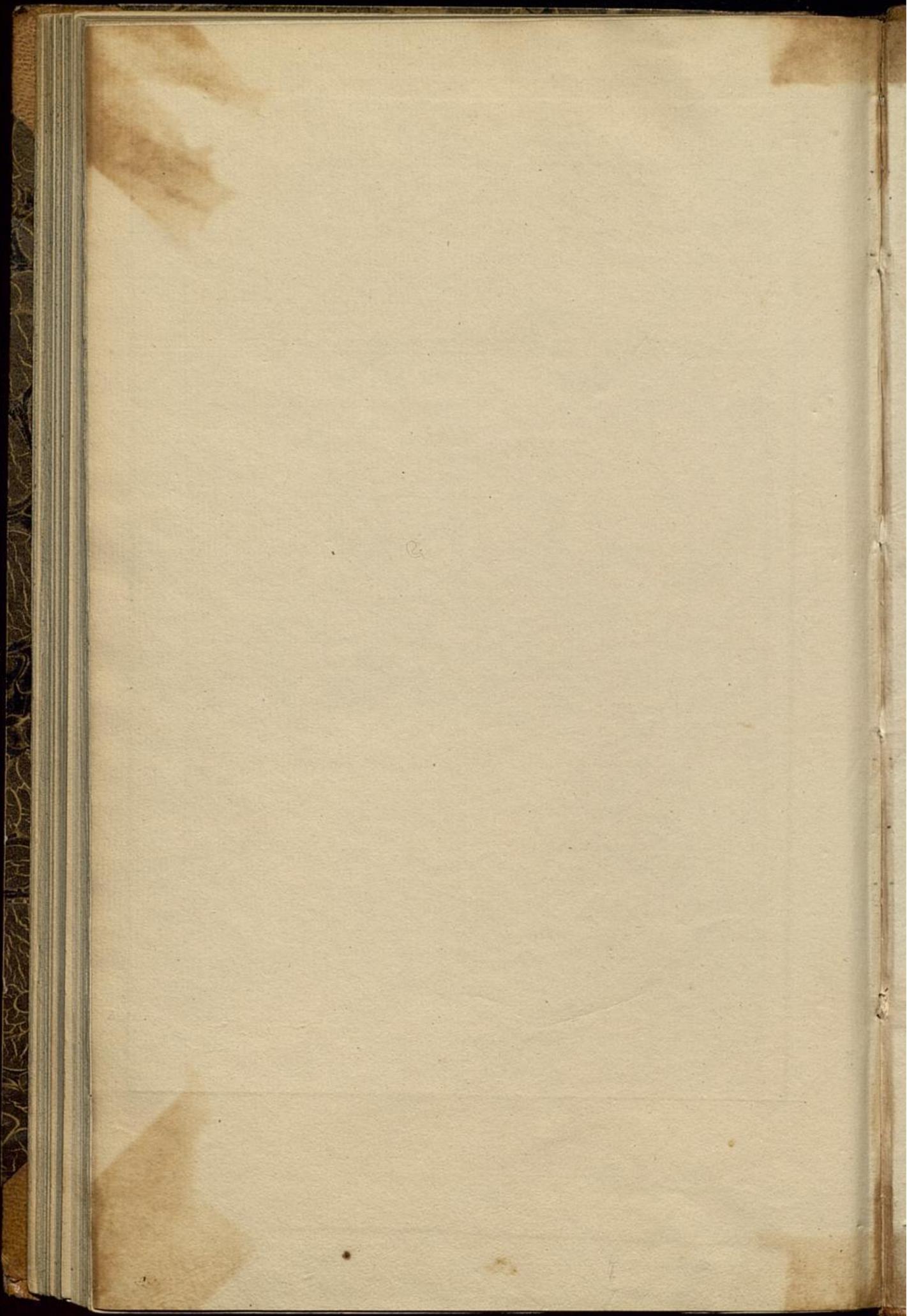


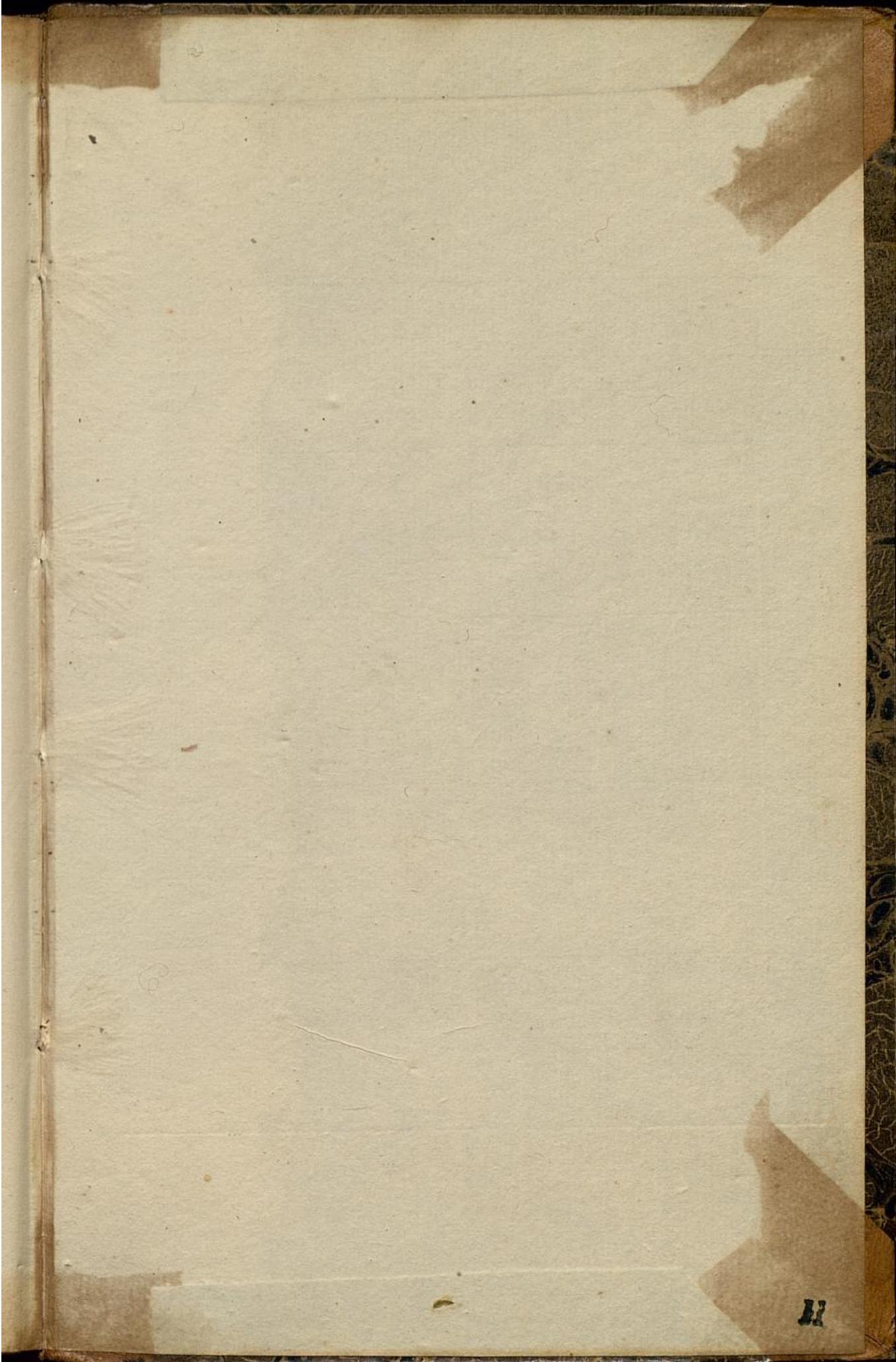


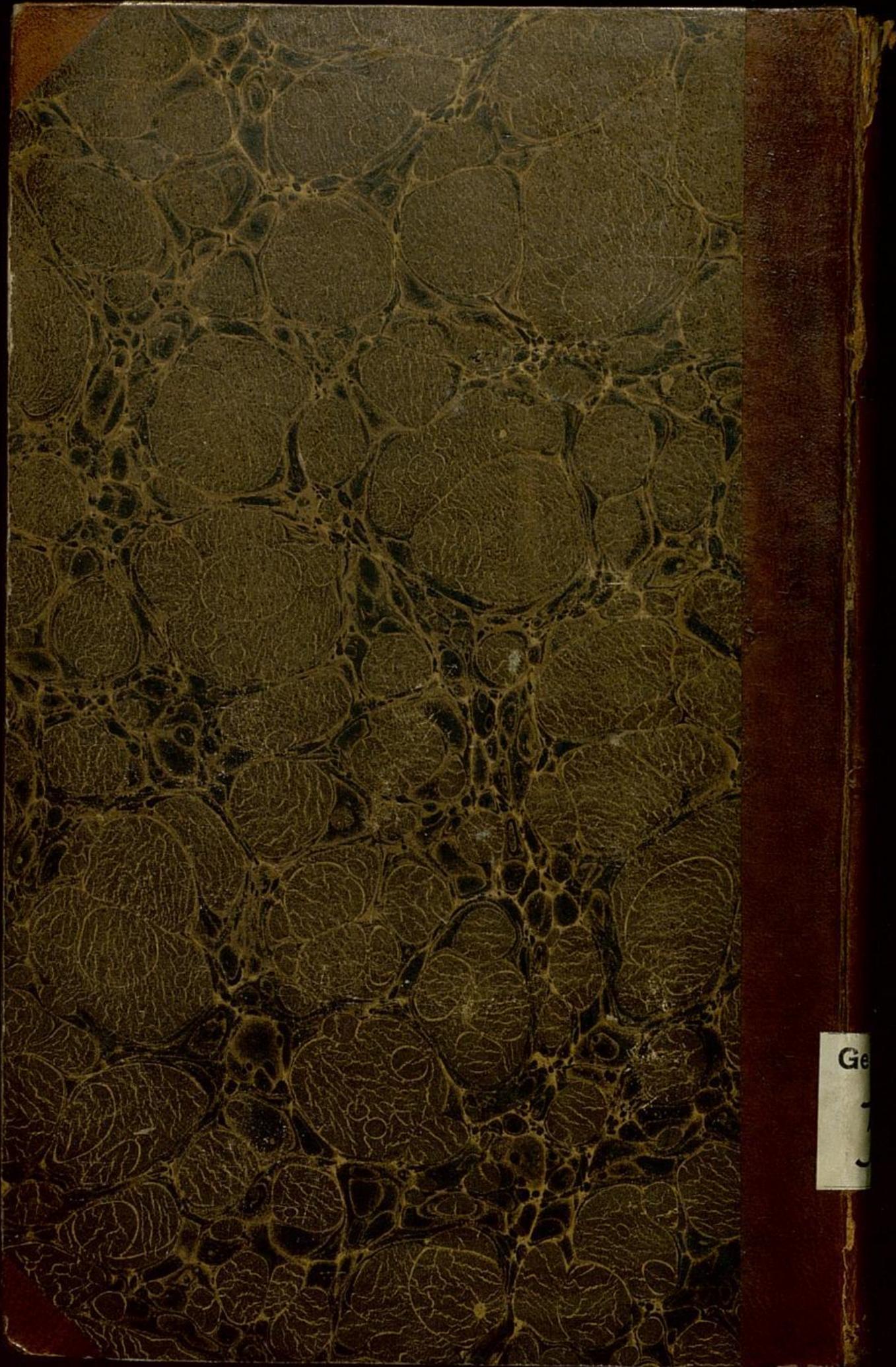
Faint text at the bottom of the page, possibly a title or a legend, which is mostly illegible due to fading.











Ge
-
-

